M. v. O.
L. g.
o.216

Revel.
210
211
2/12
1

Gedichte

und

kritische Aufsätze

aus den Jahren 1839 und 1840

von

Georg Herwegh.

Belle-Vue, bei Constanz,
Verlags- und Sortimentsbuchhandlung zu Belle-Vue.
1845.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

I. Abtheilung.
1839.

	Seite
Vorwort	VII
Eröffnung (des kritischen Theils der Volkshalle) .	3
Karl Gutzkow und sein Trauerspiel „Saul" . .	7
Literarischer Kram	9
Die neue Literatur	12
Rettung Platens	19
Platens Lieder und Romanzen	23
Platens Nachlaß	31
Dichter und Staat	34
Literatur und Aristokratie	39
Literatur und Volk	44
George Sand	55
Deutsche Lyrik	67
Der Mangel politischer Bildung bei den deutschen Literaten	72
Literaturgeschichte	81

	Seite
Eine demokratische Verirrung	88
Karl Grün	96
Dichtergruppen (Freiligrath. Karl Beck. Creizenach)	101
Ein Verschollener	109
Karl Streckfuß und das Preußenthum	116
Die Uebervölkerung	129
Lyrik	137
Jean Paul	140
Studien über Achim von Arnim	152
Faust bei drei Nationen	163

II. Abtheilung.
1840.

(Gedichte.)

Die Industrieritter	3
Der Verbannte zum Guttenbergsfeste	10
Der Gefangene	13
Tod Napoleons II.	16
Lied von der Weisheit	19
Tell	22
Lied ohne Titel	24
An einen Bekannten, der einen Orden erhalten hatte	26
Todtenopfer für den Dichter Franz Gaudy	28
Der sterbende Republikaner	32
Lieder	35
Einer Frommen	40
Derselben	41

Seite
Gebet 42
Sonett 44
Frühlingslied 46
Abschied 48
Frühlingsnacht 51
Auf! 53
Barbarossa's letztes Erwachen 55
Gutenbergslied 61

(Prosa.)

Die Literatur im Jahre 1840 67
Ein Beitrag zur Kenntniß der literarischen Industrie 73
Zur Geschichte des Drama im neunzehnten Jahrhundert 77
Ischora oder die Eroberung Jerusalems, oder Buch eines Autors, der besser kein Autor wäre . . . 88
Karl Rosenkranz 96
Salon und Hütte 137
Ueber Schriftsteller-Associationen 143
Deutsche Lyrik 166
Vermischte Schriften 176
Robert Burns 184
Corporal und Dichter 192
Die Poesie in Oestreich 200
Periodische Literatur 208

Vorwort.

Es ist mehr oder minder in jedem Abschnitt der Geschichte der Menschheit bemerkbar, daß dieselbe nichts anderes ist, als eine Entwicklungsgeschichte, daß sich nämlich fortwährend aus den vorhandenen Bestandtheilen der menschlichen Gesellschaft neue Bestandtheile eines künftigen gesellschaftlichen Daseins, einer höheren Stufe humaner Vollkommenheit entwickeln. — Dieses allgemeine Merkmal des gesellschaftlichen Zustandes der Menschen tritt aber in gewissen Zeitpunkten der Entwicklung viel schärfer und deutlicher als in andern an's Tageslicht. Menschenalter hindurch verlanget der humane Entwicklungsgang nichts anderes, als eine höhere Ausbildung, eine Verarbeitung und Verfeinerung der in der Gesellschaft vorhandenen Einrichtungen; aber es treten auch Zeitpunkte ein, in welchen

diese Einrichtungen in ihrem Stoff, in ihrer Wesenheit als durch und durch veraltet, faul und verdorben erscheinen. In solchen Zeitpunkten handelt es sich nicht darum, das Wohl der Gesellschaft durch Verfeinerung und Ausbildung des Bestehenden zu fördern; sondern darum, mit entschlossener Thatkraft die Leiche der Vergangenheit aus dem Bereiche der Gegenwart hinwegzuräumen und auf neuen Bahnen einen verjüngten Kreislauf humaner Entwicklung zu beginnen.

In einen solchen verhängnißvollen Zeitpunkt sind wir — wer mag es läugnen — in unseren Tagen eingetreten. Die politischen Einrichtungen der vorhandenen Staatsorganisationen, die gesellschaftlichen Verhältnisse der besitzlosen Klassen gegenüber den besitzenden, die religiösen Einrichtungen gegenüber den herrschenden Meinungen und Ueberzeugungen — alle diese Grundbestandtheile des gesellschaftlichen Daseins sind in einen Zustand gerathen, durch welchen einem jeden unbefangenen und tiefen Beobachter die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß sie *nicht in ihrer zufälligen Gestaltung*, sondern *in ihrer wesentlichen Beschaffenheit* veraltet, verdorben, unhaltbar sind. Diese Ueberzeugung ist in einem jungen und thatkräf-

tigen Theile des deutschen Volkes im höchsten Grade lebendig geworden; sie äußert sich in mannichfaltiger Weise vorerst in Wort und Schrift, bis sich dereinst Wort und Schrift zur schaffenden That gestalten.

Mit unbarmherziger Schärfe kritischer Zergliederung wühlen die Jünger einer neuen philosophischen Schule in den Eingeweiden des gesellschaftlichen Organismus; mit schonungslosen Händen zerreißen sie das Netz von Täuschungen, in welchem Jahrhunderte lang die Geschlechter der Menschen befangen waren. Nackt und bloß erscheinen in ihrer ganzen Armseligkeit die Vorurtheile und Mißbräuche, die in Staat und Kirche unseren Vätern als heilig und unverletzlich galten.

Wie diese durch kritische Untersuchung und theoretische Nachweisung darthun, daß die Grundvesten unseres gesellschaftlich en Daseins vom Wurme zerfressen, faul und gebrechlich sind, so bereitet sich eine Schaar von weniger umsichtigen, aber der wirklichen Welt näher stehenden Kindern der Zeit zu dem Werke der Zerstörung vor. Mit rohen Fäusten rütteln sie an den morschen Stäben, auf welche sich die Einrichtung des Besitzes und Eigenthums, somit das ganze Gebäude der socialen Ordnung stützet. Mit freveln-

dem Hohne bewerfen sie — nicht die veralteten Einrichtungen kirchlicher Mißbräuche, sondern die Wesenheit jeder religiösen Empfindung mit cynischer Verlästerung; ohne irgend einen Begriff aufzustellen von dem Reiche der Zukunft, das ihnen kaum in dunkeln Traumgestalten vorschweben mag, rüsten sie sich, das Reich der Gegenwart in Schutt und Asche zu vergraben.

Ist es ein Wunder, daß der Geist, der die Gesellschaft in allen ihren Tiefen erschütterte, auch das Gemüth des Dichters mit unwiderstehlicher Gewalt erfasset? Es zeigt von einer beschränkten, einseitigen Auffassung des Wesens der Poesie, wenn man die Behauptung aufstellen will, daß die politischen Zustände, die Zustände des socialen Lebens zum Gegenstande der Dichtkunst nicht geeignet seien! — Es gibt wohl solche Naturen, die mitten in den Stürmen einer furchtbar bewegten Wirklichkeit eine kindliche Unbefangenheit zu wahren im Stande sind; solche, denen es gefällt, dem wilden Lärm des Marktes zu entfliehen und in gefälliger Stille den Tönen einer Muse zu lauschen, die ihnen das ewige Lied von der Verwandtschaft des Menschen mit der Natur vorsinget! — Auch solchen kann der Götterfunke der Dichtkunst inwohnen und wenn sie

uns in melodischer Sprache die Empfindungen ihres träumerischen Daseins wiedertönen, so mögen wir gern, ihrem Sange zuhörend, die Mißklänge des wirklichen Lebens vergessen und in den Bereichen der Phantasie einer süßen Erholung genießen. — Es gibt aber auch andere, die, gleichfalls erwärmt von dem heiligen Feuer der Dichtkunst, sich darum dem Drange der Wirklichkeit, der Mitempfindung aller Schmerzen der Gegenwart nicht zu entschlagen vermögen, und es wäre lächerlich, diesen zuzumuthen, daß sie das Gefühl der Theilnahme an dem Zustand ihrer Umgebung in sich niederkämpfen, daß sie nicht aushauchen sollten in poetischer Klage, nicht ausdonnern sollten in poetischem Unmuthe, was ihre von den Wehen der Gesellschaft erfüllte Seele in ihren innersten Tiefen empfunden hat.

Ein solcher ist Herwegh; ihm ward unstreitig unter all den jungen Dichtern der Gegenwart der lauteste, der verbreitetste Beifall; nicht darum, weil er als Dichter auf der höchsten Stufe der Vollendung steht, sondern darum, weil er überall wiedertönet, was die Herzen der zahlreichen, durch das Weh unserer Zeit so tief berührten Klassen beweget. — Unstreitig hat Herwegh von der Natur die ächte Weihe der Dicht-

kunst empfangen; aber man kann darum nicht sagen, daß er als Dichter erhaben sei über die andern, die mit ihm um den Preis des göttlichen Lorbeers gerungen haben und ringen. — Erwähnen wir nur des höchst genialen und höchst frivolen Heine, der uns trotz aller Ausschweifungen seiner zügellosen Laune als Dichter unter den Zeitgenossen am höchsten steht. — Schon Jean Paul sagt: man muß einen Dichter, wie die Sonne, nicht nach Flecken, sondern nach seinen Strahlen beurtheilen. Mit welch bewundernswürdiger Fülle sprudelt der lebendige Quell seines unerschöpflichen Witzes; mit welch unveränderlicher Schönheit glänzet der Perlenkranz seiner poetischen Sprache; mit welch unwiderstehlicher Kraft dringet zuweilen der Geistesblitz seines dichterischen Lichtes hinein in die Abgründe verjährten Wustes, zündend und zerstörend und neues Leben erweckend! — Wenn Heine zuweilen in übermüthiger Laune auch das Ehrenwerthe mit üppigem Spotte antastet, wenn er die Manen des edeln Börne beleidigte und die ernsten Bestrebungen der socialen Schule durch leichtfertige Verhöhnung zu verdächtigen strebt, so möge man sich erinnern, daß selbst des Sokrates Weisheit vor den Pfeilen eines Aristophanes

keinen Schutz gewährte und daß man den Dichter wie den Menschen nicht in einzelnen Zügen, sondern in seiner Totalität auffassen muß, um ihn zu beurtheilen. — Wenn wir von dem unbefangenen Standpunkt ästhetischer Beurtheilung ausgehen, so könnten wohl auch noch Andere, außer dem genialen Heine, mit unserm Herwegh einen siegreichen Vergleich aushalten. — Der vielverkannte Freiligrath übertrifft ihn häufig in Bezug auf Vollklang des poetischen Ausdrucks und auf Bilderpracht und Reichthum; der vortreffliche Lenau spricht zuweilen in eindringlicher Zaubersprache mit höherer Dichtermacht zu unserer Seele. — Worin also liegt der Zauber jener allgewaltigen Wirkung, durch welche die Dichtungen Herweghs allenthalben eine so viel höhere Bedeutung gewonnen haben, als jene seiner Zeitgenossen? Worin liegt es, daß er, der gepriesene Sänger des Volkes, von einem Könige der besondersten Aufmerksamkeit, ja der Mühe eines Bekehrungsversuches würdig erfunden wurde? Worin, daß der Ingrimm über das Fehlschlagen dieses Versuches in ohnmächtigen Verfolgungsdekreten sich kund gibt? — Doch nur darin, daß Herwegh nicht mit Heine'schem Frevelwitze, sondern mit dem begeisterten Ernste eines

für das Wohl der Menschheit glühenden Sängers in alle Lebensfragen der Gegenwart lebendig eingreift! Darin, daß er, ein geweihter Priester der Muse, sich fern haltend von jeder Berührung gemeiner Selbstsucht, den Jünglingen und Jungfrauen das noch nie gehörte Lied von Volk und Vaterland vorsingt! —

Herwegh steht noch in der Blüthe des Alters; was er bisher leistete, zeigt von seltenem Genius. Möchte dieser Genius allzeit im reinen Lichte glühen! Möchte seine Flamme, durch die Reife der Erfahrung und des Lebens sich läuternd von den Dünsten einer träumerischen Einbildungskraft, ihre ursprüngliche Wärme bewahren! Möchte Herwegh die edeln Kräfte, die ihm inne wohnen, allzeit nur der heiligen Sache der Menschheit, dem Opferdienste im Tempel einer schöneren, aus der trüben Gegenwart sich mühsam entwickelnden Zukunft widmen.

Zu der Hoffnung, daß es so geschehen werde, berechtigt uns Herweghs Vergangenheit; die Festigkeit, womit er die Gunst der Großen verschmähte und der Fahne des Volkes, der Fahne der Menschheit treu geblieben ist. Dazu berechtigt uns auch die Kenntniß des Entwicklungsganges, welchen die reine Muse des

jugendlichen Dichters genommen hat. Es war uns vergönnt, diesen Entwicklungsgang als eifrige Beobachter von seinem Ursprunge an zu verfolgen. Jahre lang, ehe Herwegh's Name in der Reihe der ersten Dichter des Vaterlandes prangte, weihte er seine jugendlichen Kräfte der Theilnahme an der Redaktion eines Blattes, das im Verlage von Belle-Vue unter dem Titel: „die deutsche Volkshalle" erschienen ist. Da sich dieses Blatt die eifrige Vertretung derselben Grundsätze und Gesinnungen zur Aufgabe setzte, die heute noch in den Herwegh'schen Dichtungen athmen, so wurde ihm bald dasselbe Schicksal bereitet, das in Deutschland das gemeinsame Loos so vieler unabhängiger Organe der Volksinteressen gewesen ist; es unterlag dem Drucke der Preßpolizei.

Als Eigenthümer des besagten Verlages, mithin auch der damaligen publizistischen Leistunzen Herwegh's, haben wir in Erwägung gezogen, daß es den Verehrern Herwegh's, seines Talentes und seiner geistigen Richtung keineswegs unwillkommen sein könnte, die frühere Entwicklung seines Ideenganges kennen zu lernen und zu erfahren, in welcher Weise er zuerst die Bahn betreten hat, auf welcher er später so glänzende Er=

folge erreichte. — Darum haben wir uns entschlossen, die früher in unserem Verlage in der Volkshalle veröffentlichten Gedichte und Aufsätze Herwegh's in einem besonderen Abdruck der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Der poetische Theil der gegenwärtigen Sammlung, wenn auch vielleicht in Bezug auf vollendete Form den späteren Dichtungen Herwegh's zum Theil nachstehend, wird jedes für Dichtkunst empfängliche Gemüth ansprechen durch das frische, kräftige Leben, das ihm hier entgegensp udelt. Die kritischen Aufsätze werden ganz besonders für Jene wichtig sein, welche mit uns die Ansicht theilen, daß Herwegh dazu bestimmt ist, die reichen Gaben seines Geistes nicht in unthätiger Anschaulichkeit zu verprassen, sondern auch künftig kräftig wirkend einzugreifen in das Triebwerk des Lebens. — So senden wir denn unsere Sammlung auf den geistigen Markt des öffentlichen Lebens in der Überzeugung, dem gebildeten Kreise deutscher Leser eine dankenswerthe Gabe darzubringen.

Belle-Vue im Juni 1845.

Die Verlagshandlung.

Erste Abtheilung.

1839.

Eröffnung.

Das äußere Leben einer Nation ist nur das halbe Leben derselben. Mag dies eine Wahrheit sein, die man auf der Straße findet, unsere Publicisten scheinen sie doch gar nicht zu kennen oder beobachten sie wenigstens nicht genugsam, sie hätten sonst längst die löbliche Gewohnheit der französischen politischen Blätter nachgeahmt und der Besprechung der literarischen Interessen unseres Volkes eine Spalte in ihren Journalen eröffnet. Es ist rein unmöglich, das eigenste Wesen der Deutschen zu verstehen, ohne seine Literatur, ohne seine Poesie. Können wir auch nicht gerade bis zur Evidenz

erweisen, welche wirkliche Thaten aus den Schöpfungen unserer ersten Dichter und Denker hervorblüht, wie die Franzosen den Ursprung ihrer modernen Helden theilweise ganz speciell auf Racine und Corneille zurückführen — so viel wissen wir, ein unentbehrlicher Commentar zum Leben unseres Volkes bleibt dessen Literatur immerhin.

Es ist eine Lüge, daß unsere Gedanken schon censirt auf die Welt kommen, wir besitzen die schönste, wahrhaftigste Republik, unsere Literatur. Die Anarchie, die unläugbar gegenwärtig in ihr herrscht, ist vorübergehend und Alles weist auf eine baldige Lösung der literarischen Wirren hin. Zu dieser Lösung will auch die deutsche Volkshalle beitragen und eröffnet hiemit eine Nische für Kunst und Poesie, für die Literatur in ihrem ganzen Umfange, in ihren verschiedensten Verzweigungen, eine Nische, groß genug für unsere größten Geister, aber zu klein für das Standbild eines literarischen Thersites, eines Johannes Minkwitz oder Friedrich Carové.

Die Literatur, und, genauer bestimmt, hier die Kritik, muß der Politik unter die Arme greifen. Hat die Politik die Aufgabe, den Bürger zu emancipiren, so übernimmt die Literatur das vielleicht nicht minder

schöne Amt, den Menschen in uns frei zu machen. Die Reform hat sich nicht auf den Staat zu beschränken, auch das stille, geistige Schaffen des Volkes nimmt die Aufmerksamkeit des Publicisten in Anspruch; äußeres und inneres Leben darf nicht mehr getrennt, beide müssen in Beziehung zu einander gedacht, beide durch einander erklärt werden. Nicht nur von Außen her, von Oben herab, auch von Innen heraus muß uns geholfen werden.

Der Zweck, welchen die „deutsche Volkshalle" vor Augen hat, ist kein anderer, als der, wofür die Menschheit von jeher gestritten, wofür namentlich in den letzten Jahrzehenden so viele Tüchtige mit der besten Kraft ihrer Seele gekämpft, so mancher Wackere seine bürgerliche Existenz aufgeopfert. Der kritische Theil der Halle wird hierin dem politischen treulich zur Seite stehen. Beide streben das Gleiche an, Verbesserung unserer Zustände, und unterscheiden sich nur in der Wahl der Mittel, indem der letztere die Literatur zu Hülfe nimmt. Wir dürfen über dem Bürger nicht den Menschen vergessen, über die Politik nicht die Poesie. „Nicht Kirche und Staat, die freie Persönlichkeit des Menschen ist die erste und Hauptinstitution der Gesellschaft, und eine

Hauptstelle, wo die Aufgabe der Jahrhunderte sich jetzt erkennen läßt, ist der stille Busen, das menschliche Herz." So sei mir denn Jeder willkommen mit den Schätzen, die er in dem stillen Busen, in dem menschlichen Herzen erbeutet hat, er soll an mir einen gerechten, nach Umständen enthusiastischen, immer aber seines Amtes wohl bewußten Kritiker finden. Werde ich mich auch Erscheinungen mit Vorliebe hingeben, in denen das Herz der Zeit pulsirt, es soll mir doch nie begegnen, daß ich bedeutsame Individualitäten unter Standpunkte nöthige, wodurch die persönliche Berechtigung derselben geschmälert werden könnte. Ich werde die Feinheiten ästhetischer Combination so gut zu schätzen wissen, wie den großartigen Gedanken, der eine Produktion beherrscht. Nur was zusammenhangslos dasteht mit dem Leben der Nation oder gar deren Interessen verletzt, werde ich mit unerbittlicher Strenge bekämpfen.

Es liegt eine Masse interessanter und uninteressanter Bücher vor mir; ich will mit einem der ersteren den Anfang machen.

Karl Gutzkow und sein Trauerspiel „Saul."

Der tragischste Stoff des Alterthums ist der Tod Sauls, man mag denselben vom biblischen Standpunkte aus auffassen oder dessen Verschuldung und Nothwendigkeit sich anders motivirt denken, als die heilige Schrift in ihren speciellen Interessen thut. Saul fällt als ein Opfer der Priester; er fällt zugleich als erster König, aber, wie mich dünkt, mit weniger Recht, als je einer in der Geschichte. Der Dichterr, der diesen Stoff als Trauerspiel behandeln will, kommt mit der Person Davids in die offenbarste Verlegenheit. David ist ein Verräther am Vater seines Freundes, ein Verräther am Vater seines Weibes. Wie wird sich das entschuldigen lassen? Wird es genügen, ihn blos als Werkzeug in den Händen der Priester, als Werkzeug Samuels darzustellen? Ist der Untergang Sauls durch die Ermordung der Priester zu Rama motivirt? Er wäre motivirt durch die Ermor-

dung Samuels, wenn man diese als geschichtlich wahr annehmen könnte, wie Herr von Lamartine in einem dramatischen Fragmente auch wirklich gethan hat. — Und nun zu Gutzkows Trauerspiel. Gutzkow hat unlängst mit einem andern Trauerspiel „Richard Savage“ so glänzend debütirt, daß sich auch hier etwas Außergewöhnliches erwarten ließ. Ich bedaure, die künstlerischen Feinheiten seines Saul in diesen Blättern nicht zur Sprache bringen zu können; ich werde ihm aber die Genugthuung nicht schuldig bleiben und seinen Richard Savage an einem andern Orte in dieser Beziehung besprechen. Alles, was Gutzkow schreibt, knüpft sich unmittelbar oder entfernter an eine Frage der Zeit, an eine Frage des Jahrhunderts an. Wo ich Gutzkow nicht um seiner Tugenden willen liebe, muß ich ihn wenigstens um seiner Fehler willen lieben.

Der Kampf gegen die Anmaßung der Priester ist für Gutzkow eine Lebensaufgabe geworden; schon in seinem Maha Guru ergreift er die Waffen gegen dieselben. Er besitzt viel Talent, die Geschichte in symbolischem Sinne auszubeuten. Wer außer ihm wäre wohl auf den Gedanken gekommen, das tragische Ende Sauls mit specieller Beziehung auf die Kölner Angelegenheiten zu behandeln? Dies geschah von Gutzkow auf die ergreifendste Weise, und das Trauerspiel Saul ist eine poetische Berufung an alle Fürsten und Könige, ein poetischer Beweis, wie auch über sie die Kirche in ihrer Ausartung alles Uebel und Unheil gebracht hat.

Literarischer Kram.

Die Nachkommen des Verstorbenen Ich bekomme zwei derselben auf einmal zu Gesichte. Da sind Briefe von einem Verschiedenen, die sich für Tagebuchfragmente auf einer Reise durch Polen ausgeben. Der Mann zieht an den polnischen Schlachtfeldern vorbei und raisonnirt über deutsche Junkerschaft. Es sind ungemein anziehende Stellen darin, z. B. folgende: „Adelige Individuen sollen mit Vorsicht auszuzeichnen und in allen Collisions- oder Conkurrenzfällen sogar zu bevorzugen sein." Solches Zeug tritt dann mit der Prätension auf, zur Literatur zu gehören, und will Simpathien bei der Nation erwecken. Schrieben diese Herren wenigstens so hübsch, wie der Fürst Pückler; aber nein, sie haben alle Fehler des Fürsten und nur eine seiner Tugenden, nämlich, vom Adel stets wie von ihren Pferden zu sprechen. Ihre Schriften überströmen von Vollblut und Halbblut. Recht tröstlich klingt freilich darin das Zugeständniß, daß der Adel im Verfall sei. Nur sind ihre Abhandlungen, wie demselben aufgeholfen werden könnte, höchst unnütz. Sie werden dem

Rad der Geschichte nicht in die Speichen fallen. Fast hätte ich die andere Schrift anzuzeigen vergessen: Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland." Ich habe nichts Merkwürdiges in derselben gefunden, als daß der Verfasser die erhabene Tendenz des Libells eines westphälischen Junkers, Werners von Harthausen, empfiehlt, der bekanntlich das Steffens'sche Dogma „dem Edelmann sei der Genuß Arbeit und dem Bauer die Arbeit Genuß" noch weiter ausgeführt hat und die Stallfütterungsprincipien auf den Staat angewandt wissen will.*)

Jetzt, wo eine Masse junger Literaten dem Fürsten Pückler so bettelmäßig zu Hofe reitet, kann Börnes Franzosenfresser nicht genug empfohlen werden.

Von dieser adeligen Verirrung zu einer demokratischen!

Wer Napoleon flucht, den kann ich lieben. Ich liebe Byron. Wer Napoleon idealisirt, dem kann ich verzeihen.

---

*) In einer späteren Nummer der deutschen Volkshalle erschien hierüber folgende Berichtigung: „Plötzlich ist aus einem Feinde ein Freund für mich geworden, den ich nur bitten muß, sich in Zukunft weniger streng zu maskiren. Meine Leser erinnern sich wohl noch aus der ersten Nummer des kritischen Theils der Volkshalle eines Buches „Tuttolasso," das ich, als im Ernst geschrieben verdammungswürdig finden mußte und das nach eingelaufenen Nachrichten von einem Manne herrührt, der um seines politischen Glaubens willen in der Fremde umirrt. Die Pietät erheischt von mir diese Erklärung, der ich nur noch den Wunsch beifüge, das Büchlein möchte, da es eine Ironisirung der Tuttifruttiliteratur ist, recht viele Leser finden und dieselben von der innern Hohlheit und Lächerlichkeit unserer „Verstorbenen" nachdrücklich überzeugen.

Ich verzeihe Heine. Wer aber auf dem Grabe einer gefallenen Größe den Hanswurst spielt, den kann ich mit dem besten Willen blos verachten. Und das wird Jedermann mit mir thun, welcher nach dem weitläufigen Titel „Betrachtungen über die französische sogenannte Juliusrevolution vom Jahre 1830; nebst Gedanken eines Kosmopoliten, beim Anblick der Napoleonsstatue auf dem Vendômeplatz in Paris. Von M.slr" noch zum Lesen der schlechten Verse kommt, welche 36 Kreuzer kosten. Die Broschüre ist bei Hammerich in Altona erschienen. Ich begreife eine so ehrenwerthe Verlagshandlung nicht. —

Die neue Literatur.

Das Gewe'sne wollte hassen,
Uns're rüstigen, neuen Besen.

Ich schreibe nicht für bevorzugte Geschlechter, ich schreibe nicht für Gelehrte, ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk!

Ich habe mit den Ersten nichts zu thun, denn ich weiß, daß jeder Versuch, auf sie einzuwirken, von vornherein an ihrer vornehmen Indolenz scheitern müßte; sie fürchten den Genius und ziehen sich zurück, wo sie sein Brausen verspüren. In der Poesie gibt es keine Stammtafeln, gibt es keine Wappenschilde, in der Poesie gibt es Menschen, nichts als Menschen; die Poesie ist die größte Gleichmacherin auf Erden, und darum eben nicht salonfähig.

Ich achte die Wissenschaft, ich liebe sie als unser höchstes Kleinod, aber ich schreibe nicht für ihre falschen Vertreter; für jene Perücken, die den Geist auf die Folter leerer Formen spannen. Den ächten Jüngern der Wissenschaft hingegen habe ich nichts Neues zu sagen; aber auch das Alte,

nach meiner Art vorgetragen, würden sie vielleicht nicht verstehen; wir suchen Eine Wahrheit, allein unterscheiden uns durch die Methode; unser Weg, zu der Wahrheit zu gelangen, ist ein zwiefacher.

Ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk! Was seine besten Genien in stillen Nächten geträumt und gesungen, was sie Tiefes herausgefördert aus den Schachten der Kunst und Wissenschaft, das will ich meinem Volke zeigen, ich will es ihm zu deuten und zu erklären versuchen. Aechte Kritik ist ja nichts Anderes, als Vermittlung der Produktion an die Masse. Wo etwas Tüchtiges in der Literatur geleistet worden ist, wo ein Dichterherz im Einklang geschlagen hat mit dem Herzen des Volkes, wo ein Sänger gesungen von unsern Freuden, mitgelitten unsere Leiden, wo ein Sänger Balsam geträufelt in unsere Wunden, da will ich keinen Augenblick anstehen und begeisternd rufen:

„Das ist der Mann, den sollt ihr lieben; das ist der Dichter, dem sollt ihr eure Theilnahme schenken! Kümmert euch nicht um das Geschrei muthwilliger Thoren und stoßt ihn weg von euch; hilft euch das Schwert nicht, hilft euch das Kreuz nicht, so helfen euch am Ende die Musen!"

Nicht Verachtung, wie so Viele gethan, Liebe will ich predigen dem deutschen Volke für seine Literatur, für seine Poesie, für seine auserwählten, berufenen Geister. Aber Liebe nicht nur für den todten marmornen Ruhm, Liebe

nicht blos für Schiller und Göthe, für Herder und Lessing, für Tieck und Novalis, Liebe nicht blos für das künstlerische Erbe der Vergangenheit, nein, Liebe, warme, brünstige Liebe auch für die Samenkörner der Zukunft, für die poetischen Sprößlige, die so herrlich gedeihen vor unsern Augen. Ich möchte die Liebe der Nation erwecken für ihre aufblühende, für ihre junge Literatur. Denn ich lebe derselben Ueberzeugung, die jüngst in diesen Blättern, im Artikel „Staatsleben und Literatur", so entschieden ausgesprochen wurde, nämlich der Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Beschaffenheit der schönen Wissenschaften in Deutschland keineswegs eine rückgängige Bewegung verrathe, sondern auf einen bedeutenden Fortschritt der Zeit hinweise. Warnen will ich die Nation, daß sie sich nicht hintergehen lasse von den Lügenworten einiger Obscuranten, die Schmähung über Schmähung häufen auf die schönsten Talente, deren wir uns in diesem Augenblicke erfreuen! Wo will das Volk Trost suchen für sein unsägliches Elend, wenn es seine dichterische Zukunft im Keime erstickt? Wer wird ihm Blumen flechten um das gequälte, sorgenvolle Haupt, wenn es seine Sänger verstoßen wollte? Jede Zeit, jedes Jahrhundert hat seinen eigenen Gedanken, der seine Offenbarung findet in den erleuchteten Geistern einer Nation. Wir haben solche Geister. Es ist ein großes Vermächtniß — das Vermächtniß der deutschen Literatur vor dem Jahre 1830, aber werden seine Zinsen groß genug sein, uns zu ernähren in alle Zukunft? Werden wir nicht neuer Organe, neuer Fürsprecher der Menschheit bedürfen? Darum fordere

ich Wartung und Pflege, ja Achtung selbst in ihrer Verirrung für die junge Literatur! Mein geringes Talent gehört ihr ausschließlich an, und ich werde mich nicht scheuen, ihr jegliches Opfer zu bringen. Ich verhehle mir dabei nicht, daß sie mancherlei Verirrungen sich hat zu Schulden kommen lassen, daß sie manche Fehler begangen hat; aber was ihren bessern Theil betrifft, war sie sich stets des reinsten Strebens bewußt bei all diesen Verirrungen, und ihre Fehler waren nur eine Ausartung ihrer Tugenden. Ach! sie hat ihre Schwächen so sehr, so schmerzlich schwer gebüßt! Anstatt an Apollo und die Mußen in letzter Instanz zu appelliren, berief sich der Fanatismus auf den Staat, der, wie ich ewig behaupten werde, in Sachen des Herzens, des Gemüths der unzugänglichste Richter ist, ja dem gar keine Stimme hierüber zukommt, was er auch selbst zugestanden hat durch jenes gemäßigte Verfahren bei einem bekannten literarischen Prozesse. Die junge Literatur besaß den Muth, keck die Fragen des Jahrhunderts herauszugreifen aus dem Zetteltopfe der Zeit und sie poetisch zu gestalten. Man hat ihr daraus ein Verbrechen, ein großes Verbrechen gemacht. Was in der Wirklichkeit vor ihr liegt, sollte sie denn das nicht dichterisch behandeln dürfen? „Wenn an dem Glauben, an der Liebe, an der Ehre gerütttelt wird und der Dichter dieses kecke, mitunter wohl auch freche Treiben darstellt, ohne die Subjekte desselben zu verdammen, wenn er seine, seien es auch zum Verderben bestimmte, Gefäße der Unehre mit einer gewissen Langmuth trägt: so erheben kurzsichtige oder böswillige Beurtheiler ihr moralisches Zeter.

Bedächten sie doch, daß, so gewiß in den Grundsätzen und Instituten, an welchen auf diese Weise gerüttelt wird, etwas Wahres ist, dieselben so gewiß nur geläutert und neu befestigt aus dem Prozesse hervorgehen können; daß aber auch, so gewiß der Geist seine Unendlichkeit sucht, diese Richtung der Zeit nicht zurückgedrängt werden kann." —*). Es ist aber nicht genug, daß dieselbe nicht zurückgedrängt werde, man soll die Geburten des modernen Geistes nach Kräften erleichtern, damit wir bald möglichst unsere Bedürfnisse erkennen und über uns ins Klare kommen! Das deutsche Volk wird, hoffe ich, so billig sein und der jungen Literatur trotz allen fanatischen Einflüsterungen endlich einmal ihr Recht angedeihen lassen.

Die junge Literatur unterscheidet sich ganz wesentlich von jeder früheren, und die Nation ist ihr zu besonderem Danke verpflichtet. Die junge Literatur ist nämlich durch und durch, von ihrem Ursprunge an demokratisch, was sich zum Theil bis in die kleinsten Nüanzen derselben hinaus nachweisen läßt. Sie braucht zu ihren Tragödien und Novellen nicht mehr jenen fürstlichen Apparat, der selbst Shakspear zu großartigen Effekten noch zuläßlich dünkte. Für sie ist in jedem Zimmer ein Roman, für sie rauscht in jedem Herzen die Melodie des Schicksals. Während der Dichter in früheren Zeiten sich zurückzog aus dem Gewühle der

---

*) Strauß, Streitschriften u. s. w. 2. Heft.

Welt, stürzt die junge Literatur sich mitten in den Strom des Lebens und schöpft aus ihm die meisten Wellen. Der Dichter vereinsamt sich nicht mehr, er sagt sich von keiner gesellschaftlichen Beziehung mehr los, kein Interesse des Volkes und der Menschheit bleibt seinem Herzen fremd; er ist nicht nur demokratischer, er ist auch universeller geworden. Es fällt heut zu Tage Manches in den Bereich poetischer Gestaltung, woran vor einem Jahrzehend noch keine Seele gedacht. Mag auch der Tendenz seither oft die Schönheit geopfert worden sein, es ist ein Fehler, der sich leicht gut machen läßt, und wirkliche Produktionen der neuesten Zeit, namentlich im Fache des komischen Romans, beruhigen vollkommen über die ächte Schöpfungskraft unserer jungen Autoren. Unsere neue Literatur ist eine Tochter der Kritik, unsere besten Schriftsteller haben in den Journalen ihre Studien vor dem Publikum gemacht, manches keimende Talent schlägt noch jetzt denselben Weg ein. — Die Kritik hat uns von der Form der Tyrannei befreit und uns befruchtende Ideen zugeführt, die auch in neuen schönen Gestalten sich verkörpern werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Wir sind auf einer Höhe philosophischer Betrachtung angelangt, wie sie kaum Lessing geahnt haben mag. Unsere Kritik kann Göthe und Börne nacheinander an's Herz drücken; sie kann Göthe lieben und braucht Börne doch nicht zu tadeln, daß er so grausam mit jenem Dichter verfahren. Sie weiß, daß Börne ein Blitz war, der nur die Höhen der Welt getroffen.

Ich gedenke in einer Reihenfolge von Artikeln die Geschichte der jungen Literatur bis zu ihrer jetzigen Gestaltung und leider auch Spannung, sowie die Bedeutung der einzelnen literarischen Persönlichkeiten zu entwickeln und will nur einen vorläufigen kurzen Umriß ihres Ursprungs und ihrer Verzweigung geben.

Die Julirevolution*) erweckte in Deutschland zwei Genien, deren Einfluß auf die Jugend seines Gleichen sucht, die nicht nur die Schöpfer neuer Ideen, sondern auch die Schöpfer einer ganz neuen Sprache geworden sind. Ich meine Heinrich Heine und Ludwig Börne. Es herrscht blos der Unterschied zwischen beiden, daß es Börne Zeit seines Lebens mit jeder Sylbe Ernst, fürchterlicher Ernst gewesen, bei Heine dagegen Alles Spiel, wenn auch genialisches Spiel, ist; daß Börne als unerbittlicher Sanskulott gestorben und Heinrich Heine allem Anschein nach als Adjunkt des Fürsten Pückler enden wird. Erst seit Börnes Tod stellte sich der gewaltige Unterschied der beiden Männer so schlagend heraus. Die literarische Jugend wollte sich lange nicht für den einen gegen den andern aussprechen. Jetzt ist es geschehen, die erste Begeisterung, der erste Rausch hat sich verloren; die Literatur theilt sich

---

*) Es ist mir gar wohl bekannt, daß Börne seine schriftstellerische Laufbahn schon weit früher begonnen; seine eingreifende Wirksamkeit datirt sich übrigens erst von der Julirevolution.

unbedingt in zwei feindliche Lager; das Feldgeschrei des Einen ist Börne, das Feldgeschrei des andern lautet Heine.

Dort steht Gutzkow mit einer kleinen Zahl Befreundeter, hier stehen die Herren Laube, Kühne und Mundt. Ich meine, die Nation sollte nicht lange unschlüssig sein, wem sie ihre literarische Zukunft anvertrauen will.

Rettung Platens.

Ich kenne keine schönere Pflicht, als die, einen Todten in seine Rechte einzusetzen. Seit Platens gemißhandeltes Herz in italischer Erde ruht, hat sich manche freundliche Stimme über ihn erhoben; seit diese Brust voll Lieder in Staub gesunken, hat man gerne die Eitelkeit vergessen, die so unbändig darin gehaust. Er hatte bei seinem Leben leidenschaftlich um die Theilnahme des Volkes gerungen und fand sie nirgends, als in den Zirkeln der Aristokratie, die seinem stolzen Sinne so zuwider sein mußten. Seine Geburt war vielleicht sein größtes Unglück; sein zweites unsere Un-

fähigkeit, eine ungewöhnliche Individualität gewähren zu lassen, unser trauriger Hang, Alles nach unsern Begriffen ummodeln zu wollen. Jedermann soll denken, wie wir denken, Jedermann fühlen, wie wir fühlen. Nirgends werden so viele originale Naturen todtgeschlagen, als in Deutschland und England. Ich erinnere in letzterer Beziehung nur an den armen Shelley, der landesflüchtig werden mußte, weil er sich unglücklicher fühlte, als die blonden Ladies der brittischen Insel, weil ihm der Jammer der Menschheit mehr Sorgen machte, als dem Sprecher des Hauses der Lords auf seinem Wollsacke. Ein sonniger Blick des Wohlwollens, und wir hätten die oft marmorkalten Gebilde Platens zum wärmsten Leben erwecken können. Alle Gunst und Gnade von Oben tröstete ihn nicht für die beharrlich stumpfe Gleichgültigkeit der Nation.

Unsere großen Geister haben sich schwer an dem Sänger der Abbassiden versündigt. Die Freunde Platens waren alle so gewöhnlich, keiner derselben war im Stande, den Dichter in seiner Tiefe zu erfassen; das Beste, was sie ihm darbringen zu können glaubten, waren schaale Lobhudeleien. Und seine Feinde waren so geistreich! Sie besaßen so viel Witz, so viel grausamen, mordenden Witz! Die Schmähungen Heines hatten die unseligsten Folgen. Jeder Pinsel, der nicht wußte, was nur Poesie ist, meinte nun das Recht zu haben, herzufallen über diesen eigenthümlichen, in seinem Kerne untadelhaften Geist.

Die Stimmen des Tadels fangen an zu verhallen. Das schönste Denkmal ward August Platen durch Gutzkow in

den literarischen Uebersichten von Lewalds Europa gesetzt. Von Heine verlautet, daß er eingestehe, er habe Platen immer hoch geachtet. Freiligrath sang im Musenalmanach von ihm, als von einem Dichter, dem, wie wenigen, Dichterfeuer im Herzen brannte. Immermann, welcher Platen in seinem im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier und namentlich in seinem Tulifäntchen so herb angegriffen hatte, hat sich eines Andern besonnen und gesteht in seinem neuen Münchhausen wenigstens: „der Graf von Platen kommt in die Walhalla, und er gehört auch hinein, trotz aller seiner Thorheiten und Mißgriffe."

Darüber herrscht kein Zweifel mehr, daß er ein Dichter, ein ächter Dichter gewesen.

Er hat sich noch einen andern Anspruch auf unsere Liebe erworben durch seine freie, großartige Gesinnung. Die Cotta'sche Gesammtausgabe hat viele Lieder Platens ausgeschlossen, die so eben in einer andern Buchhandlung unter dem Titel „Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse des Grafen August von Platen-Hallermünde erschienen sind. Seine Polenlieder sind das Herrlichste, was je auf dem Grabe von Helden gesungen wurde, und er schlägt die Harfe mit göttlichem Zorne. Ihm war in den hohen Regionen bei Weitem nicht so heimisch zu Muthe, wie sein Stand glauben lassen könnte; ein guter, der beste Theil seines Herzens gehörte dem Volke an. Wir wollen ihm verzeihen, daß er geschrieben:

Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlecht'res als ein D.r sein!

Wir wollen ihm verzeihen, um der Verse willen, die er an einen bekannten Dichter, der einst selbst Freiheitslieder gesungen, gerichtet hat:

Die Feder Marats, wieder in Blut getaucht,
Steht auf und lehrt scheuseliges Henkerthum.
Die Feder Marats? Nein, die deine
Wahrlich abscheulicher, zehnmal, ist sie.

Er schrieb für Freiheit, mindestens wie er sie
In seiner teuflisch kochenden Brust verstand:
Du glühst für Knechtschaft, willst Vernichtung
Predigen über ein ganzes Volk uns.

Nicht blos sie selbst, ihr Name sogar — es sprich'ts
Dein feiler Mund — soll schwinden und untergehn:
Nur dich hinweg, dich Name Polens!
Rufst du, dir schreib ich es nach mit Schauder.

Ihr Name selbst? wie kränkte der Name dich?
Ihr Name bleibt und gingen sie selbst zu Grund!
Er ward mit Heldenblut geschrieben,
Menschlichem Ruhme die schönste Sternschrift.

Du freilich wichst demüthigen Schritts zurück,
Wenn fremde Macht anfiele das Vaterland.
Sie starben, ja, doch nicht entgingst du
Ihrem gebrochnen Heldenblicke.

Sie schrecken dich im Tode sogar und nach
Dem Tod verfolgt dein schnödes Gedicht sie noch.
O selt'ne Großmuth! Solche Seelen
Nährt der entartete deutsche Boden!

Du höhnst den Leichnam, aber ich leg indeß
Dies kurze Lied auf mächtigen Aschenkrug:
Hier liegt ein Volk! und dort bei dir ging
Menschengefühl in Sophistik unter.

Platens Lieder und Romanzen.

Ihr könnt mich nur nach leichten Worten messen,
In diesen Busen konntet ihr nicht seh'n:
Ach, jeder Schmerz ist nur ein Selbstvergessen,
Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu steh'n.

Man hat es vielleicht kaum begriffen, manche allzulei-
denschaftliche Freunde haben es mir wohl gar bitter ver-

dacht, daß ich einen Mann, der nie in die nächste Berührung mit dem Volke gekommen, so hastig und begeistert in die Reihe der Demokraten eingeführt habe. Das ist eben der beklagenswerthe, unverzeihliche Fehler unserer Partei, daß sie überall sogleich abspricht, wo sie nicht den unmittelbarsten Ausdruck ihrer Sinn- und Denkweise findet, daß sie so blind ist, den Genius der Freiheit zu verkennen, wenn er einmal statt der Jakobinermütze den Lorbeer trägt. Das Auditorium eines Dichters ist immer zahlreicher, als das eines Publicisten; der Demokrat sollte daher mit viel weniger Mißtrauen und weit mehr Liebe an einen Sänger herangehen, der, wenn er auch keine Adressen verfertigt und keine Broschüren über Preßfreiheit verfaßt, doch in seiner Art das Gleiche mit den Edelsten seiner Zeit angestrebt. Auch der beste Staat hat für den Einzelmenschen erdrückende Institutionen, und so lange es Dichter gibt, haben sich dieselben in Opposition gestellt mit den Satzungen der Politik. Das harmloseste Lied ist, wenn man Consequenzen daraus ziehen wollte, hochverrätherisch. Eine Seite der Freiheit wird der Welt nie verloren gehen, und das ist die Seite, welche sich in den Sängern der Völker herausgebildet; die Subjektivität wird ewig Protest einlegen gegen jegliche Beengung durch die Objektivität. Mit dem ersten Dichter wurde der erste Protestant geboren; schon Homer war ein Protestant. Der Protestantismus war dem Begriffe nach längst in der Poesie vorhanden, ehe die Religion noch den glücklichen, zutreffenden Ausdruck für denselben gefunden hatte. Glücklicher Ausdruck? Ach! unsere schönsten Gedanken klin-

gen in fremden Lauten an unser Ohr, und vielleicht nicht ohne Bedeutung ist es, daß das herrliche Wort „Demokrat" das Wort eines untergegangenen Volkes ist!

Sonderbar, um wieder auf die Dichter zurückzukommen, ist es, daß sie gerade von Dichtern am schmerzlichsten mißverstanden werden. Hinter jeder trüben Wolke soll allerdings das Morgenroth der Versöhnung lauschen, — die trübe Wolke selbst aber darf nicht wegdisputirt werden, man muß ringen mit ihr, um durchzubrechen zum Frieden. Herr Prutz, der doch selbst Dichter ist, will in den Halle'schen Jahrbüchern alle Poeten zum Glücke kommandiren, und kann nicht begreifen, wie es in einer so hübschen Zeit, als die unsrige ist, so viele Mißgestimmte gebe, warum nicht von jeder Leyer ein Halleluja erklinge auf die göttliche Nothwendigkeit, und Hymnen des Dankes erschallen an den Weltgeist für unsere artigen Zustände. Prutz will die Poesie auf das Postament der Philosophie hinaufschrauben und verlangt Dinge von den Dichtern, wodurch die Dichter eben aufhören würden, Dichter zu sein. Die Herren wollen doch sonst allem Möglichen in der Welt seine Berechtigung vindiciren, warum nicht auch diesen Laut des Schmerzens, der durch alle Dichtungen der Gegenwart hindurchklingt?

Diese Unzufriedenheit, dieses Mißbehagen schützt uns vor der Verknöcherung unserer jetzigen Lage und trägt sein gutes Theil dazu bei, die Weltgeschichte im Fluß zu erhalten. Ich beklage einen Dichter, ich beklage ein Volk, das zufrieden ist.

Die Nation urtheilt immer gerechter, als die Kritik, und keine hochtrabende Phrase ist im Stande, sie Männern abspenstig zu machen, die sie einmal für ihre Lieblinge erklärt hat; sie läßt eher zehn Philosophen, als Einen Dichter untergehen, und wird sich die Liebe zu ihrem Nikolaus Lenau, zu ihrem Anastasius Grün, zu ihrem Adelbert Chamisso, selbst zu Heine, wo er seine Unarten nicht zur Schau trägt, nie rauben lassen. Sie wird es mit Gleichgültigkeit anhören, wenn man ihr vorsagt: dieser Reim ist unächt, dieses Bild ist zu weit getrieben, diese Farbe zu stark aufgetragen; sie wird ewig glühend den Sänger an's Herz drücken, der ihren liebsten Regungen Sprache verliehen, ihrem Kummer Worte gegeben, ihr Elend in Harmonieen gebracht, der ein Spiegel ist, in dem sie sich selbst anschaut.

Zuweilen begegnet es, daß muthwillige Kritiker ein Vorurtheil erwecken gegen einen Schriftsteller, das erst viele Jahre nachher mit Mühe und Noth ausgerottet werden kann. Es ist dies der Fall mit August Platen, dessen Zukunft man seit seiner verhängnißvollen Gabel und dem romantischen Oedipus schon zum Voraus bei Seite gelegt hatte. Die Masse des Volks hat man ihm abwendig gemacht, und meine Aufgabe soll sein, von Zeit zu Zeit nachzuweisen, welche mit unserm ganzen Wesen und Treiben verwandte Töne in seinen Liedern zu vernehmen sind, wenn man das richtige Gehör besitzt, wie wir, trotz seiner oft schroffen Eigenthümlichkeit, uns selbst ganz wiederhaben in seinen Dichtungen.

Ich will seine Werke nach der Anordnung der Cotta'schen Gesammtausgabe gewissenhaft besprechen und erst am Schlusse mir ein definitives Urtheil erlauben; meine Leser werden mir, denke ich, mit Liebe folgen, wo es gilt, ein so reiches, inneres Leben, nachdem es für die Wirklichkeit erloschen, aus schriftlichen Zeugnissen wieder herzustellen.

Der erste Abschnitt in der angeführten Ausgabe sind die Lieder und Romanzen des verstorbenen Sängers. Ich muß bei meiner Entwicklung dieses poetischen Charakters leider mehr negativ zu Werke gehen, denn ich habe mehr Vorwürfe zu widerlegen und deren Nichtigkeit zu beweisen, als Lobsprüche zu bekräftigen.

Ein Gefühl, das durch diese ganze Abtheilung durchgeht, ist das Gefühl der Verwaisung, der Einsamkeit, der unglücklichen Stellung des Dichters in der modernen Welt.

Schon im Jahre 1815, mitten im Lärm der Waffen und des Krieges, singt der neunzehnjährige Jüngling:

Welle lispelt mit der Welle,
Aber ach, ich bin allein. (S. 4.)

und im Jahre 1818:

Bist du nicht gewohnt vor Allen,
Als der Einsamkeit Geweihter,

Ohne Fußpfad und Begleiter
Durch den stillen Forst zu wallen? (S. 8.)

Diese Absonderung von der Gewöhnlichkeit charakterisirt ihn bereits als jenen „Mann der Träume", wie er in einem andern Liede sich selbst nennt. In solcher Einsamkeit stürmen nun alle Fragen, alle Zweifel auf ihn ein, die den ächten Menschen, und namentlich den ächten Dichter, Zeit seines Lebens quälen und verfolgen müssen. Er wird zuweilen irre an seinem Beruf, an seinem Talent, an seinem Schicksal. Was soll er? Was kann er? Was muß er? Ist am Ende ein Leichentuch so vieler Arbeit werth? (S. 8.) Bietet die Welt Ersatz für solche Opfer? Was hilft es, sich so abzumühen einem unerbittlichen Fatum gegenüber, das den Kainsstempel auf meine Stirne gedrückt?

Ich bin geboren, zu entsagen,
Zum Glücke bin ich nicht gezeugt! (S. 10.)

Wer denkt hier nicht an das Waiblinger'sche:

Mein Kind, ich bin auf Erden
Ein ungebetner Gast!

Soll er Trost suchen bei den Menschen? Aber ach, es kennt ihn ja Keiner, und

Keiner fragt ihn liebentglüht:
Was ist die Wange dir verblüht?
Was fehlt dir, stiller Weiner?

Es versteht mich Niemand und Jeder will mich mit seinem Maße messen (S. 27). Daher ist es wohl am besten, wenn ich mich frei bewahre und verberge vor der ganzen Welt (S. 26) oder wenn ich fortziehe in die Weite, wo das Herz von keinem Zwange entstellt wird (S. 26.).

Wir sehen in den angeführten Liedern überall die ringende Natur, deren übervollem Herzen die arme Wirklichkeit nicht zu entsprechen vermag, mit Einem Worte den Dichter. Ja, der Gott beseelt ihn und hat ihn zu seinem Priester geweiht! (S. 1.)

Daß Platen die Freiheit geliebt, geliebt wie die Wackersten unsers Volkes, habe ich in meinem ersten Artikel zur Genüge dargethan. Wer daran zweifeln wollte, lese nur die Einladung in die Schweiz an einen Freund (S. 4):

Willst du nach der Freiheit Eden,
Wo die Berge zeugend reden,
Nicht ein frommer Pilger geh'n!
Dort, wo keine Dränger hausen,
Wo die Ströme freier brausen,
Wo die Lüfte reiner wehn!

Ein Vorwurf, der namentlich durch ein Paar Worte Göthes in den Gesprächen mit Eckermann aufgekommen ist, ist die Beschuldigung, Platen sei die Liebe fremd gewesen. Seine Lieder und Romanzen zu kennen und dies zu behaupten, ist meinem armen Verstande unbegreiflich. Hier könnte ich nach Herzenslust citiren, wie Wolfgang Menzel; ich will mich indessen damit begnügen, auf die Gedichte S. 28 und den Schluß der Lieder und Romanzen hinzuweisen. S. 31. Er tobt und wüthet allerdings nicht in Einem fort, sondern resignirt auch zuweilen und bescheidet sich. Denn jeder Mensch hat Etwas, was ihm mißbehagt, und es rechte

— — — — Keiner mit den Sternen,
Denn Jeder muß entsagen lernen,
Bis er dem Leben selbst entsagt.

Eine auffallende Bemerkung, die ich zum Erstaunen Mancher heute noch mittheilen will, habe ich beim wiederholten Lesen der Lieder und Romanzen abermals gemacht. Heine und Platen sind in ihren lyrischen Gedichten einander verwandter, als man gewöhnlich zugeben will. Beide lieben die Pointen, die epigrammischen scharf zugespitzten Schlüsse. Man vergleiche S. 7 das letzte Gedicht der ersten Spalte, sowie das dritte Gedicht der zweiten Spalte; ferner S. 11, zweites Lied der zweiten Spalte, S. 15, erstes Lied der zweiten Spalte. Schon in einem von Platens frühesten

Gedichten, im letzten Gast (S. 1) zeigt sich dieser verwandte Zug; die Verwandtschaft dehnt sich hier sogar auf den Inhalt aus. Bei Platen heißt es:

Sagt eurem Herrn, der fröhlich praßt,
Daß er den Reigen meide;
Denn unten warte noch ein Gast,
Den Degen aus der Scheide.

Und der Schluß eines Heine'schen Liedes lautet:

O daß ich ihn nur fände,
So ganz allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

Platens Nachlaß.

Der Hamburger Correspondent zeigt die Gedichte an, welche aus dem Nachlasse Platens bei G. L. Schuler (kleine Gewerbslaube Nr. 5) in Straßburg erschienen sind. Dieser Anzeige fügt er dann Folgendes bei:

„Im vorliegenden, nämlich bei Schuler erschienenen Hefte sind nun die Polenlieder und einige andere Gedichte gesammelt. Sie haben Werth für Platens Individualität, noch größern aber durch ihre Kunstgestaltung. Die Verhältnisse der Presse erlauben eine gründliche Beurtheilung dieser Gedichte nicht, ich beschränke mich deßhalb auf die Angabe der Ueberschriften. Den Liedern voraus steht ein kurzes Gedicht, worin es heißt: „Und meine Lieder sind verstümmelt, Zerrissen meine Harmonien.“ — Polenlieder. 1. Gesang der Polen (bereits im Musenalmanach für 1832 abgedruckt). 2. Warschau's Fall. 3. Nächtlicher Uebergang der Polen bei Krakau (in der Allgemeinen Zeitung mit Unterdrückung der 5—7 Strophe abgedruckt). 4. Klaglied der Verbannten. 5. Wiegenlied einer polnischen Mutter, welches anfängt:

„Schlaf' ein, du weißt ja nicht, o Herz,
Warum du weinst;
Schlaf' ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einst.“

6. Vermächtniß der sterbenden Polen an die Deutschen. 7. Eamus omnis execrata civitas. 8. Monolog an den Kaiser. 9. Er tanzt in Moskau. 1831. 10. Klagen eines Volksstammes. 1831. 11. An einen deutschen Fürsten, den Kronprinzen von Preußen. Dies Gedicht wurde seiner Zeit dem Kronprinzen vom Dichter im Manuscript zugesandt.

„Der Fürst hat dem Dichter auf die Zusendung sehr höflich antworten lassen.“ 12. Unterirdischer Chor. 1832. Auf diese zwölf Polenlieder folgen dann: 1. „An einen Berliner Jakobiner. 2. Italien im Frühling 1831. 3. Berliner Nationallied.“

Dichter und Staat.

Besser daß zehn Studenten sich die Carrière verderben,
Als daß ein einzig Genie unter dem Hofrath erstickt.

Condorcet schreibt in seinem „Leben Voltaire's" von demselben:

„Man beschuldigt ihn, er habe es für das Glück eines Volkes hinreichend gehalten, wenn es berühmte Künstler, Redner und Dichter besitze: dies ist ihm niemals eingefallen. Wohl aber glaubte er, daß Kunst und Wissenschaft die Sitten mildern und der Vernunft einen bequemeren, sichereren Weg bahnen; er dachte, der Sinn für Kunst und Wissenschaft stimme die Herzen der Machthaber zu sanfteren Gefühlen und erspare ihnen manche verbrecherische, gewaltthätige Handlungen; er hielt dafür, das geistreichste, aufgeklärteste Volk sei bei weitem auch immer das am wenigsten unglückliche."

Guter Voltaire! Wie konntest du dir solche Wirkungen nach Oben versprechen? Hattest du vergessen, wie oft du in der Bastille saßest, hattest du vergessen das elendigliche Geschick des ältern Racine, als er auf Anrathen der Frau

von Maintenon die Paar Worte für sein Volk schrieb? Wußtest du nicht, daß es längst keine Margarethen von Navarra mehr gab?

Voltaire war wohl der letzte Schriftsteller, der von einem Einfluß der Literatur auf die Mächtigen dieser Erde geträumt. Schade, daß er nicht selbst die Enttäuschung noch erlebt!

Oder waren die tausend goldenen Worte, die Voltaire an Könige und Fürsten, an Prinzen und Prinzessinnen verschwendete, nur eben so viele Bestechungen, seine literarische Contrebande um so ungestrafter unter das Volk zu schmuggeln! Waren sie nur der Zucker um die herben Pillen, die er ihnen zu verschlucken geben wollte?

Gleichviel. Als die Herren der Welt sahen, welch' geharnischte Kinder aus dem Schild der Pallas Athene, der Literatur, sprangen, als sie sahen, welch' schreckliche Männer die Nachkommen der Racine'schen und Corneille'schen Helden waren, da wurde jedes befreundete Verhältniß mit den Dichtern flugs abgebrochen. Das Mißtrauen der Regierungen gegen die Literatur, namentlich gegen die Dichter, schreibt sich von der französischen Revolution her. Man schien die Dichter nur noch einmal gut brauchen zu können, nämlich in unseren Kriegen gegen Frankreich. Officiell werden sie jetzt blos bei Geburtstagsfestlichkeiten in Anspruch genommen.

Daß Göthe an einem fürstlichen Hofe gehegt und gepflegt wurde, ist kein Einwurf gegen meine Behauptung.

Göthe war noch vor Ausbruch der französischen Revolution nach Weimar gekommen. Und Schiller? Schiller hatte seine erträgliche Lage mehr seinem Freunde Göthe, als seinem Freund August zu verdanken. Zudem — was hatte es mit dieser erträglichen Lage für eine Bewandtniß? Hatte er mehr, als die Besoldung des gewöhnlichsten Finanz- oder Obersteuerraths? Welche Summe hat Lessing aus fürstlichen Beuteln bezogen? Welches freundliche Wort ward ihm von Oben herab zu Theil?

Je größer das Mißtrauen der Regierungen gegen die Literatur wurde, desto mehr erstarkte die letztere. Die Literatur ist jetzt die zweite Macht im Staate geworden, und die Regierung darf sich mit ihrem Mißtrauen kecklich auf Plato berufen, dessen Ausspruch um so wahrer ist, als er auf ihn selbst die erste Anwendung gefunden hätte. Wenn ich irgendwo einmal sagte: Jeder ächte Dichter sei eigentlich Demokrat, so muß ich hier diesen Ausdruck als den Begriff nicht ganz erschöpfend zurücknehmen. André Chenier war gewiß Demokrat, und die Republik hat ihn doch auf das Schaffot geschickt. Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem besten. — Diese Fassung des Begriffs wird richtiger lauten.

Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate? Und das wagt man zu schreiben und gar zu drucken? Warum nicht? denke ich doch hiebei an keine offenen Angriffe, keine gewaltsamen Mittel, wie sie in poli-

tischer Hinsicht das 18te Jahrhundert an die Hand gab! Denke ich doch nur an die friedliche Opposition des Herzens, dem ehernen Geist der Gesetze und Staatsformen gegenüber!

Und daß eine solche wenigstens idealische Ausgleichung politisch oft gerechtfertigter Uebelstände auch von Seite der Regierungen für Bedürfniß erkannt wird, dafür bürgt mir manch erlauchtes Herz, das schmerzlich bewegt pochte bei Scenen, über die im Staatsrathe die Hand den Stab gebrochen hätte; dafür bürgen mir die Thränen mancher hohen Schönen beim Anblick von Verhältnissen, die sie vielleicht Tags darauf selbst mit kaltem Blute einzugehen hatte. Gibt es doch Staatsmänner, welche in ihren Cabinetten die eifrigsten Männer der Bücher sind, die sie kaum öffentlich so streng verpönt haben. Die Aristokratie Oestreichs hat ihre innerliche Freude an Anastasius Grün und Nikolaus Lenau, und zuckt doch die Achseln über sie, wenn dieselben in ihre Salons treten, weil sie Dichter sind. Dichten aber ist ein höchst unadeliges Geschäft.

Manche haben es tief beklagt, daß die Regierungen der Literatur so wenig Schutz angedeihen lassen. Mit Unrecht, scheint mir. Nur so wird eigentlich der Dichter hingetrieben, wo er hingehört, zum Volke.

Die neueste Philosophie will Alles auf den Staat beziehen und alle Zweige des menschlichen Wissens sollen nur Radien sein, die im Centrum des Staates zusammenlaufen. Da wird gepredigt, der Staat, der Staat und noch einmal der Staat sei es, in dem sich Alles absorbiren müsse, weil

Hegel es gesagt hat und Hegel der größte Staatsphilosoph ist. Hegels Philosophie ist ein großes Resultat tausendjährigen Denkens, aber der Abschluß ist sie noch nicht; und es ist gewiß nicht einmal in Hegels eigenem Sinne gedacht, wenn man seine Philosophie als Richtschnur für alle zukünftigen Gestaltungen brauchen will. Gott allein ist das Maß aller Dinge.

Literatur und Aristokratie.

La littérature sera comme le Christ,
elle niera, qui l'aura niée.

Granier de Cassagnac.

Börne hatte Recht, sehr Recht, als er gleich Anfangs in seinen Briefen aus Paris eine so vernichtende Polemik gegen die Briefe eines Verstorbenen vom Fürsten Pückler-Muskau eröffnete. Diese aristokratische Schönrednerei mußte seinem Herzen wie seinem Verstande tief zuwider sein. Börne legt in jeder Zeile seine ganze feurige liebeathmende Seele nieder; der Verstorbene aber knöpft seinen Oberrock nur auf, nicht um uns sein Herz, sondern um uns irgend einen Ordensstern oder ein Kreuz sehen zu lassen.

So warm das Herz Börne's war, so kalt, so eisig kalt war sein Kopf, und er hat zuerst mit sicherer Klarheit durchschaut die lügenhafte Nichtigkeit dieser vornehmen Literatur. Es war ihm unmöglich, bei einem Fürsten genial zu finden, was er bei einem gewöhnlichen Manne hätte ge-

wöhnlich finden müssen. Die Herablassung, mit welcher der Herr Fürst uns Plebejern seine geistreichen Schnitzel zuwirft, hat den Mann des Volkes empört. Man klagt Börne an, so viele Illusionen gehabt zu haben, und er hatte deren unter allen unsern Literaten am wenigsten. Er hat vorausgesehen, welches Unheil diese allerwärts bewunderte Grazie des Verstorbenen anrichten könnte, und hat den Verstorbenen eiligst zu einen Todten gemacht. „Das Herz schließt die Galle nicht aus," bemerkte neulich ein junger Schriftsteller, Börne hat fortgestritten, mit Erbitterung fortgestritten gegen die unnachahmliche Grazie des Herrn Fürsten; er hat den Verstorbenen verfolgt bis zu seiner Sterbestunde. Die paar Witze über Gott und Christenthum, über den Adel und über die eigene Durchlaucht, die zweideutigen bonmots und französischen Redensarten, die in den legèren Briefen da und dort zerstreut sind, waren nicht im Stande, den hellen Sinn Börne's zu blenden oder eine Sylbe des Beifalls ihm abzugewinnen. Das Princip der modernen Literatur ist das demokratische, und Börne war leider nicht geistreich genug, um wie Heinrich Laube ein Ueberläufer zu werden. Börne hat nie um ein Lächeln von erlauchten Lippen gebuhlt, wie so manche unserer Autoren von Gestern, und seine Devise war die Devise Gutzkow's im Jahrbuch der Literatur: „Ich hasse alles Vornehme!"

Als der Adel die Feder ergriff und seine Reisen und Diners zu beschreiben anfing, träumten Viele von einer besseren Stellung der Literaten in der modernen Gesellschaft.

Wie haben sie sich doch getäuscht, wenn sie glaubten, dem schroffen Unterschied der Stände werde hiedurch abgeholfen werden, der Adel werde sich herablassen, unser Blut für so gut zu halten, als das Blut seiner Pferde! Geht nur einmal hin und fragt sie, wem sie den Vorzug geben, den Gedichten oder dem Grafentitel unseres Anastasius Grün?

Aus ihrer Antwort mögt ihr dann schließen, wie weit die gepriesene Antwort zwischen der Literatur und unserem Adel gediehen ist! Es kann, wie Börne vorausgesehen und gesagt hat, von einer Vermittlung schlechterdings nicht die Rede sein. Der Adel hat Grund genug, uns zu fürchten; nur der Geist, nie aber die Geburt und zufällige Verhältnisse verleihen in unsern Augen Privilegien.

Betrübsam, im höchsten Grade betrübsam ist es, zu erleben, wie die keckſten, ungebundensten Geister ihre Talente verkaufen, wie sie selbst ihre stolze, unabhängige Gesinnung verrathen, um einen Blick der Gnade aus den Augen eines Similasso zu erhalten. Heinrich Laube, wo ist jenes große Herz, das dein Freund Heine der Liebe Deutschlands so nachdrücklich empfohlen? Wirst du der Literatur deines Volkes Vorschub leisten, wenn du dem Fürsten Pückler Liebesbriefe nach Algier dedicirst? Ist es dahin mit dir gekommen, daß du der Protection von solchen Zirkeln bedarfst und daß die Protection der Edelsten deiner Nation dir nicht mehr genügte? O betrüge dich nicht länger; man wird dir ein Lächeln, ein freundliches, herablassendes Wort

spenden, man wird dich aber doch nie für ebenbürtig halten, wenn du nicht nachweisest, daß deine Ahnen wirklich von Adel gewesen!

Noch gibt es Geister, deren ich mit Freuden erwähne, Geister, die ihrem Stolze unter keinen Umständen Etwas vergeben, die es für heilige Pflicht erachten, die Würde der Literatur aufrecht zu erhalten dem übermüthigen Anspruch der Geburt gegenüber. Uffo Horn mag es mir verzeihen, wenn ich Worte von ihm zum Träger meiner Gedanken erwähle, und zwar Worte, die er zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte. Der Dichter spricht immer eindringlich aus, was der Kritiker nur andeutet oder errathen läßt, und ich glaube das Publikum mir zum Danke zu verbinden, wenn ich folgende herrliche Stelle aus einem ungedruckten Lustspiele dieses jungen Schriftstellers hier mittheile. Die Worte sind Molière in den Mund gelegt:

Hab' ich wohl Unrecht, wenn ich diese Menschen
Wie Sklaven geißle und ihr thöricht Treiben
Preisgebe dem Gelächter und dem Spott?
Das ist der Dummen Loos auf dieser Erde,
Von klügern Leuten ausgelacht zu werden!
Geboren für den Sattel ist das Pferd!
Und welcher Hochmuth in der Sklavenseele!
Bei Gott! ich fühlte niemals stolzer mich,
Daß mir der Geist ein reiches Erbe gab,
Als diesem armen Menschen gegenüber,
Der nichts als Geld hat — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — meint ihr Herrn,
Der Dichtkunst Söhne bringen keine Ahnen
Und keine Schätze in dies Leben mit?
Ist denn die Reihe herrlicher Poeten
Nicht eine stolze edle Ahnenzahl,
Die nicht in eng versperrter Galerie
Die in dem Pantheon der Erde hängen,
Die nicht ein Volk, die eine ganze Menschheit
Mit Jubel ihre Söhne nennt — meint ihr,
Wir seien arm, weil wir nicht Gold besitzen?
Nennt Traumgeburten, luft'ge Schlösser nur
Die stolzen Bauten uns'rer Phantasie —
Sie dauern länger, als Paläste dauern,
Und trotzen kühn der Zeit, dem Elemente.
Das Wort ist ewig, ist die einz'ge Pforte,
Durch welche Thaten in die Zukunft ziehn!
Was könnt ihr Goldgewalt'gen dieser Erde
Mehr, als die finstre Macht des Geldes kann?
Könnt ihr entflammen, Herzen euch gewinnen?
Ein Volk begeistern, daß es aufgeregt
Sein Alles wagt für seines Namens Ehre?
Könnt ihr's? nein! doch dem Dichter öffnen
Freiwillig Liebe, Ruhm und Vaterland
Die Pforten in ihr innerstes Gehäuse!
Den grünen Kranz verdorrt die Sonne nicht,
Er schattet kühl die heißgesengte Stirne,
Und wenn sie auch vom Schweiß der Arbeit triest —
Die Aeolshöhle einer Dichterbrust
Verbirgt des Lebens mächt'ge Hochgewalten,
Und fessellos, der Stärke sich bewußt,
Ziehen sie hinaus, die göttlichen Gestalten,
Ja selbst den Geistern flammt des Ruhmes Schein,
Es ist ein stolz Gefühl, ein Dichter sein

Literatur und Volk.

Le peuple c'est ma muse.

Béranger.

Im Anfange schuf Gott die Freiheit.

Und als er die Freiheit geschaffen hatte, schuf er den Frühling.

Und als er den Frühling geschaffen hatte, schuf er den Dichter.

Den Frühling hatte er der Erde geschenkt als das heiligste Symbol seines Erstgebornen. Das himmlische Auge des Lenzes sollte den Menschen liebend ermahnen, wie er treulos ihrer vergäße.

Und der Herr sprach zur Freiheit:

Du bist die Nächste an meinem Throne und sollst Theil haben an meinem unsterblichen Theil; du sollst nicht vergehen, ehe denn ich selber vergehe. Aber du mußt wandeln hinfüro unter den Menschen und mußt wachen und schlafen, hungern und dürsten, lieben und hassen wie sie. Du wirst dein Brod betteln vor den Thüren und sie werden den Stein dir verwei-

gern, da du dein Haupt hinlegest; sie werden Ketten und Banden, aber, so wahr ich der Herr bin, nimmermehr ein Grab für dich haben.

Du wirst fliehen müssen zu Löwen und Tigern, hinaus in den Sand der Wüste; du wirst bergen müssen dein Antlitz in der Nacht der Höhlen und Klüfte! sie werden am Abende fragen: wo ist sie hin die Herrliche? Lasset uns retten die Jungfrau aus den Händen der Ungläubigen! Und mit dem Morgensterne werden sie dein nicht mehr gedenken.

Darum habe ich dir einen Bruder zugegeben, der Botschaft trage umher in der Welt; wenn du hungerst oder dürstest, wenn du gefangen bist und in Ketten schmachtest.

Und er rief dem Frühlinge:

Gehe hin und löse die Bande der Wasser, daß sie jauchzen durch die Thäler der Erde und donnernd schlagen an die tauben Ohren dieses Geschlechtes.

Spanne aus deine Fittige und reinige mir mein Haus von den dunkeln Wolken des Winters, daß sie meine Sterne sehen und wandeln wie die Kinder des Himmels.

Bringe her deine Düfte von Ost und West, von Nord und Süd, und berausche ihr nüchternes Herz, daß sie sich erheben, zu erlösen mein Kind, das gefangen sitzt im Thurme des Tyrannen!

Spreite deinen Teppich unter die Füße der Sterblichen, daß sie an der Blume lernen, wie man sein Haupt wiegt, frei in freier Luft.

Und der Herr wandte sich gegen den Aufgang:

Höre mich, du Kind der Sonne: höre mich, du Sohn

der Wüste! Habe ich Bande angelegt deinen Rennern oder Bande den Wipfeln deiner Cedern? Tritt über die Schwelle deiner Hütte und sitze in den Schatten dieser blühenden Palmen! Habe ich nicht ihrer jegliche gekrönt und sind sie nicht allzumal Fürsten? So auch ihr — jeder von Euch ist ein König und keiner spreche zu seinem Bruder: Neige dich nieder vor mir in den Staub, daß ich meinen Fuß setze auf deinen Nacken, denn der Herr hat mich bestellet zum Herrschen über dich und deine Kinder, und die Kinder deiner Kinder!

Und der Herr wandte sich gegen Mittag:

Höret mich an, ihr Bewohner der Gestade des Meeres! Verlaßt eure Höhlen des Grausens und badet euch im warmen Strahl meiner verjüngten Sonne! Ich habe das Schilfrohr gepflanzet an eure Ufer und seine grünen Augen erschlossen, daß es ein Spiegel sei eurem Herzen und ein Zeichen sei euern Lippen! Wie rauscht es so frisch und fröhlich dahin! Birgt es sich auch vor mir in die Nacht der Einöden, und bin ich doch, größer als der Größten Einer von euern Drängern und Zwingherren!

Und es wandte sich der Herr weiter gegen Mitternacht:

Hervor aus deinen Hütten, du Sohn des Frostes! Mein Hauch hat zerthaut den Schnee deiner Berge, und mein Speer hat zertrümmert den Harnisch des Eises! Im lauen Aether schwankt wieder der Birke zartes Laub und flüstert dir zu: Schaue mich an — auch du sollst Theil haben an der Herrlichkeit der Welt!

Da verhüllte Gott sein Haupt und kehrte sein Antlitz gegen Oben:

Söhne des Westens, Söhne Germaniens! Ich habe eure Erde vom Schlummer erweckt und den stillen Bächen ihre Sprache wieder gegeben. Ich habe Blumen keimen lassen am Strand eurer Flüsse, daß eure Jungfrauen herunterkommen mögen ins Thal und sich Kränze winden um die reinen Schläfe. Wo sind sie, die da singen und spielen und Reigen tanzen, daß ich das Land vom Tode befreit? Ha! wie sie donnern, die Wasser von euren Bergen, und wie es zaget, das Herz in eurer Brust!

Nicht also! Wenn blutig meine Sonne untergeht hinter den Säulen meines Himmels und ihr letztes Licht erblassend sich wiegt auf dem dunkeln Laube deiner Eichen, wenn die düstern Zweige ihr Todtenlied rauschen, dem sinkenden Tage, dann denket, daß Ich es bin, der hinschreitet über die Gipfel eurer Heine und euch zuruft:

Ich bin der Herr; ihr sollt keinen andern Herrn haben außer mir:

Aber die Freiheit war umsonst geschaffen worden; umsonst hatte der Frühling seine Blumenaugen aufgeschlagen, Nur selten erhob sich noch ein junger Arm für die Erstgeborne des Himmels, nur selten schlug noch ein junges Herz für deren heiligstes Symbol. Wohl kehrte der Lenz wieder alle neun Monden, wohl lösten sich noch alljährlich die starren Wasser, wohl schüttelten noch im Abendroth die Eichen ihre schwarzen Häupter, wohl jauchzten noch in die sommerwarmen Lüfte die Palmen des Ostens — aber ach! sie hatten ihren göttlichen Sinn verloren und ihre Deutung hatte man vergessen.

An den brausenden Strömen hingen Gefangene ihre Har-

fen auf, und unter den duftenden Palmen wischten Sklaven sich den Schweiß von der heißgesengten Stirne. Aus den Hirtenstäben waren Scepter geworden und keine Kränze von weichen Blumen schmückten mehr die Scheitel der Sterblichen, sondern sie trugen Kränze, geschmiedet von den bösen Geistern der Tiefen und man nannte dieselbigen Kronen.

Freiheit und Frühling waren unverstanden auf Erden — da erbarmte sich der Herr seines Volkes und sandte ihm Sänger und Dichter, es zu trösten und aus der Natur ihm zu lesen den Willen des Allmächtigen. Bis die Freiheit wieder in die Welt käme, sollte die Poesie ihre Stelle vertreten. Während der Uebermuth der Gewaltigen selbst nach den Sternen des Himmels die verbrecherischen Hände ausstreckte, nagte der Mann der Hütte an der harten Rinde seines Brodes. Thränen waren sein Salz und sein Honig sollte die Poesie sein.

Ich habe nur Menschen geschaffen, rief der Herr, und das Geschlecht des Niedrigsten ist so alt wie das des Höchsten! Wenn mein Bauer müde heimkehrt am Abend zum häuslichen Heerde, so soll er ein Lied haben und wissen, daß auch er von fürstlichem Stamme; wenn ihm das Joch zu schwer wird auf seinem Halse, so soll er einen Sang vernehmen, der ihn fortreißt in die Männerschlacht und ihm den Dolch zwingt in die freie Hand. Und er erweckte sofort eine Nachtigall auf den sieben Inseln, und die Nachtigall hieß Homer. Da aber die Nachtigallen am schönsten singen, wenn sie blind sind, so war auch der erste Dichter des Volkes blind.

Nicht mehr im blumigen Grase, auf dem Purpur der Könige knieten die Dichter, nicht mehr von den Lilien des

Feldes, vor den Lilien in den Wappenschildern der Großen sangen sie; es gab nur noch eine Poesie des Palastes, keine Poesie der Hütte mehr. Auch die Armuth und das Elend wollte seinen Dichter und seinen — Rächer haben, und der Herr erweckte eine neue Nachtigall, jene „Nachtigall mit der Adlersklaue" und taufte sie Beranger. Die Nachtigallen aber kennen nur den Klang ihres Liedes, und so kennt auch der zweite Dichter des Volkes keinen andern.

Mein Mährchen ist aus; ich will es morgen deuten. Von einer dritten Nachtigall habe ich noch nichts erfahren.

* *
*

Wir leben zugleich in einer doppelten Atmosphäre, in einer sinnlichen und in einer übersinnlichen. Der Umfang, die Ausdehnung beider sind dieselben und ihre Grenze ist die Grenze des Alls. Die übersinnliche entspricht der sinnlichen bis ins Einzelne; sie ist überall vorhanden, aber an den verschiedenen Orten in verschiedenen Gestalten. Sie hat ihren blauen Himmel und ihren trüben Dunst, sie ist gewitterschwül und frostig, niederdrückend und luftig, sie hat ihre Meteore wie die sinnliche. Noch war kein Land der Welt so unglücklich, daß ihm dieses übersinnliche Fluidum gemangelt hätte, in dem die Geister leben und athmen. Wie jede menschliche Brust die irdische Luft einsaugt, so ist auch Jedermann eingeladen, die himmlische, geistige einzuathmen. Vom großen Verkehr der Geister ist Niemand ausgeschlossen, und der Geringste, wie der Höchste nimmt Antheil an demselben, der eine unmittelbareren, der andere mittelbareren.

So wurde denn auch die Literatur, das Gedankenarchiv der bevorzugten Geister, von jeher als das Eigenthum des Volkes betrachtet, als das ewige Capital, von dem die ganze Mit- und Nachwelt zehren dürfe. Nicht für diese, nicht für jene Classe, für Alles, was denken konnte, war von Anbeginn gedacht und gesungen worden. Dichter waren die frühesten Erzieher des Menschengeschlechts, nach ihnen kamen die Philosophen. Nur die letztern bedurften Mittelspersonen und Unterhändler: die Dichter wandten sich geradezu an die Nation und wurden verstanden.

Dieses allgemeine Verständniß nahm im Laufe der Zeiten immer mehr ab, es wurde eingeschränkter; in je reicheren Gestaltungen der Weltgeist auf Erden sich offenbarte. Wo einst Ein Sänger und Dichter von Millionen begriffen wurde, da werden jetzt oft zehn Dichter nicht von tausend Menschen begriffen. Deren, die schreiben, sind beinahe mehr, als deren, die lesen. Es gibt in der modernen Welt mehr einzelne über die Masse sich erhebende Talente, dafür aber bei weitem weniger durchschnittliche Bildung.

Je vielseitiger und tiefer unsere Literatur geworden ist, desto mehr wurde sie dem Volk im eigentlichen Sinne, den unteren Kreisen der Nation entfremdet.

Bei den Alten war die Poesie eine ewige Hymne auf die Freiheit, bei uns ist sie ein Ersatz für dieselbe, ein Trost für ihren Verlust. Der Jubel hat nur Eine, Allen verständliche Sprache, das Elend braucht tausenderlei Ausdrücke und Wendungen. Die Alten hatten ein ganzes, gesundes Herz, wir haben lauter gebrochene Herzen. Das Christen-

thum hat uns auf die Freimachung des innern Menschen angewiesen, damit einst unsere Befreiung nach Außen mehr Erfüllung und Gehalt habe. Der ungläubige Heide ließ sich keinen Schein für die Zukunft ausstellen, sondern wollte immer und in jedem Augenblicke jedem andern gegenüber der freie Mann sein. Freiheit war die Parole der alten Völker, Freiheit das Panier, unter dem sich Alle versammelten; Freiheit und Nationalität waren Worte, die jedes griechische Herz, die jeder griechische Kopf begriff. Das Raffinement unserer Gefühle war den Alten unbekannt; bei ihnen gab es für Alle immer Eine Freude, Einen Schmerz, Eine Leidenschaft; bei uns hat Jeder seine absonderlichen Privatschmerzen und Privatleidenschaften. Jeder ist sich selbst der Nächste geworden und er singt nur, was ihm behagt, was ihn quält, und fragt nicht darnach, ob er damit auch eine Saite am Herzen seines Volkes berühre.

Ob wir mit so tiefsinniger Versenkung in uns selbst gewonnen oder verloren, wer will entscheiden? Glücklicher, glaube ich, sind wir nicht geworden.

Zu diesem Mangel an Einem großartigen nationalen Interesse, zu diesem innern Unterschiede antiken und modernen Lebens, der Dichter und Volk so streng auseinanderhält, kommt noch ein äußerer Grund, welcher den unmittelbaren Einfluß der Literatur auf die Nation erschwert.

Bekanntlich wurde erst zur Zeit Herodot's der Gebrauch des Wortes „Dichter" allgemeiner. Bis dahin hatte man nur von Sängern gewußt und damit ausgedrückt, daß die Poesie eigentlich gehört, nicht gelesen werden solle. Wäh-

rend bei unserer schlechten Bühnenverfassung selbst die besten Werke dramatischer Kunst nur zu Hause im stillen Cabinete gelesen werden, war bei den Griechen dieß nicht einmal mit den epischen Dichtern der Fall. Auch Herodot trug seine Geschichte dem versammelten Volke vor.

Man hat schon gesagt, die Unpopularität der heutigen Dichter sei ein Beweis für deren größere Tiefe und Schönheit. Allein gibt es ein wundervoll tieferes Buch, als die Bibel? Singt die Nachtigall der sieben Inseln, Homer, nicht so schön, als nur je blinde Nachtigallen gesungen haben? Und Béranger, die „Nachtigall mit der Adlersklaue" — wer übertrifft sie am unsterblichsten Humor?

Wir wollen sie nicht zurückwünschen, die alten Zeiten; wir wollen nicht verkennen, welch' ungeheurer Fortschritt auch in den scheinbaren Gebrechen der unsrigen sich offenbart; wissen wir doch, daß die Befreiung des innern Menschen uns einst die äußere Freiheit um so sicherer garantirt. Aber jener bärtige Grenadier, den ich in einem deutschen Theater sprach, hatte nicht so Unrecht, wenn er sagte, der Spektakel oben tauge nichts, so viele Kronen bringen sie doch nie zusammen, als er in Dresden gesehen. Gewiß ein leiser unbewußter Vorwurf gegen unsere Geistesaristokratie. Die Poesie der Hütte, die eben in Béranger einen so beredten Anwalt gefunden, wird von unsern deutschen Dichtern völlig vernachläßigt. Es ist viel Großes, Herrliches geschrieben worden in unserm Jahrhundert, eine Menge bedeutender socialer Fragen wurde in der jüngsten Zeit in poetischer Weise von den tüchtigsten Geistern erledigt, man

kann sich nur freuen über die schaffenslustige Regsamkeit in der neuesten literarischen Epoche — aber man betrachte einmal der Reihe nach die Stoffe, welche die verschiedenen Dichter sich zur Behandlung gewählt haben, wird das Verständniß derselben sich über die Mittelklasse der Nation hinaus erstrecken? Wie viel setzen nicht die schönen Romane, Blasedow und Münchhausen, voraus! Immer das Beste ist in einer Art abgefaßt, daß nur der Literat zur vollkommenen Erkenntniß desselben durchdringen kann. Von Uhland ist allerdings manches volksthümlich geworden — was wollen aber selbst zwölf Auflagen bedeuten, wenn man bedenkt, daß keine stärker war als tausend Exemplare?

Dichter, die jeder Stufe der Bildung zugänglich sind, besitzen wir zur Zeit noch keine. — Ich bin nicht so einfältig, zu verlangen, daß der Musenalmanach z. B. in Zukunft so eingerichtet sein sollte, daß seine Verständniß gar keine Bildung erforderte, — ich halte einzig für wünschenswerth, daß die guten Schriftsteller zuweilen auch in einer Weise schreiben, die nicht einer jahrelangen Vermittlung bedarf, bis die Quintessenz des geistigen Gehaltes unter das Volk kömmt. Das Volk der Hütte hat so gut seine Poesie, als der Faullenzer im Palaste, so gut seine geheimen Schmerzen und Freuden, als die Leute, welche sich zu den Gebildeten zählen. Da wird immer von Heranbildung der Nation gesprochen — wie ist aber eine solche möglich, wenn unsere großen Geister es verschmähen, sich zu ihr herabzulassen und ihre Puppen immer aus der vornehmen Sphäre entlehnen.

Das Volk hat für ächte Poesie immer einen glücklichen Sinn; man versuche nur, ihm direkt gegenüber zu treten, sich direkt an die Massen zu wenden, im Volksliede, im nationalen Drama. Es ist freilich auch der strengste Richter, und wird sich nie von abgestandenen Ideen bethören lassen, an welche die Menschheit den Glauben verloren hat.

George Sand.

(Lelia in 3 Bänden.)

Wir sind ein feiges Geschlecht. Nicht der Staat, nicht die Aristokraten fürchten unsere Dichter am meisten; die größte Furcht hat der deutsche Dichter vor sich selbst. Da wird schöngethan mit Phrasen und überzuckerten Worten, da werden die kostbarsten Flitter umgeschlagen um das menschliche Elend, da wird aller Jammer erstickt in hübschen Stanzen und steifen Sonetten — wir sind glücklich, überglücklich, wenn wir unsern Dichtern glauben wollen! Ueber die schauerlichsten Abgründe werden Veilchen und Rosen gelegt, und man vergißt, daß dieser schwache Blumensteg dem sorglosen Wanderer einsinken könnte unter seinen Füßen. Es wird in der deutschen Poesie viel, erstaunlich viel gelogen. Unsere Dichter sind nicht ehrlich und gestehen sich das Elend ihres Herzens nicht ein; sie erschrecken vor ihm, wie vor einem Gespenst. Sie wollen versöhnen, ehe sie gekämpft und gelitten haben; sie stellen die Versöhnung gar unkünstlerisch an die Spitze der Tragödie. Alle unsere

Einrichtungen sind trefflich, unsere Bäume wachsen, unsere Kinder gedeihen, unsere Berge bleiben stehen, unsere Luft ist blau, unsere Geschichte ist unverbesserlich, wir haben Morgen- und Abendroth, gut ist Alles im Himmel und auf Erden. Was begehren wir weiter? Und wer uns das vorsingt, wer uns das vorlügt, das ist der Mann, wie er sein soll, das ist der Dichter, den wir lieben. Wagt es aber Jemand, uns einen Blick thun zu lassen in die Geschichte unserer Familien, in die tausendfältige häusliche Misére, wagt es Jemand aufzudecken eines der socialen Gebrechen, deren Zahl Legion ist, so schreien wir über Immoralität, Frivolität, Gotteslästerung; ein Dichter, der uns die Wahrheit sagt, ist ein Mann, der so bald als möglich aufs Rad und an den Galgen gebracht werden muß. Wir wollen uns nie sehen, wie wir *sind*, und wehe dem, der einmal ein gelungenes Portrait von uns liefert!

Ich will der *Poesie der Verzweiflung* das Wort nicht reden, aber verdammen, denke ich, sollten wir Niemand, der nicht wie wir das Talent hat glücklich zu sein. Es ist leichter, zu glauben, als zu zweifeln; der Märtyrer des Zweifels ist großartiger, als der Märtyrer des Glaubens; der letztere hat den Himmel mit allen seinen Seligkeiten, der erste hat Nichts vor sich. Byron, Shelley, George Sand übertreiben — Schicksale und Verhältnisse haben viel Einfluß gehabt auf ihre Schriften; sie geben sich oft das Ansehen, Rache zu nehmen im Namen der Menschheit, und rächen sich nur für persönliche Begegnisse. Diese Literatur wird aber dennoch ihr Recht in der Geschichte der

Poesie behaupten und sollte schon jetzt im Stande sein, uns zu Zeiten aus unserer frommen Selbstgenügsamkeit aufzurütteln.

George Sand ist Republikanerin, strenge Republikanerin. Ich bemerke übrigens für solche, welche bei dem Worte Republik stets an die spartanische Brühe denken, daß es in der Republik von George Sand keine schwarzen Suppen, sondern nur Poesie und Champagner gibt.*)

George Sand ist Republikanerin. Sie hat ein vollgültiges Zeugniß abgelegt im Kampfe für den evangelischen Radikalismus ihres Freundes Lamennais gegen den Professor Lerminier. „Nicht mehr das Grab, das Erbe Christi ist es, was man wieder erobern muß; nicht mehr der Islam ist es, den man bekämpfen muß, bekämpfen muß man alle socialen Frevel; es handelt sich nicht mehr darum, ein Paar christliche Gefangene loszukaufen, es handelt sich darum, beinahe die ganze Menschheit von ihren Fesseln zu erlösen."

So lauten ihre Worte, die sie im Geiste des Verfassers der „Worte eines Gläubigen" vor einem Jahre in der Revue des deux mondes niedergeschrieben hat.

---

*) Durch diese Richtung, welche auch anderwärts in Frankreich anzutreffen ist, werden aber eben freiere Zustände unmöglich gemacht. Wir werden dies in dem stehenden Artikel: „Blicke auf die innern Zustände Frankreichs" demnächst weiter ausführen, und die Nothwendigkeit der Mäßigkeit und Sittenreinheit für edle Nationalzustände dort näher begründen.

George Sand ist eine der begeistertsten Priesterinnen der Freiheit und nimmt mit vollem Rechte dieselbe auch für sich in Anspruch. Das unerschrockene, trotzige Weib hat es gewagt, ein Buch, das bei dem Umfang von zwei Bänden schon so großen Anstoß erregt, nun gar in drei Bänden herauszugeben. Bei Bonnaire in Paris erschien nämlich in dieser Woche eine neue, umgearbeitete und vermehrte Auflage der Lelia. Ich beeile mich, ehe ich in das Detail des Werkes eingehe, die denkwürdigen Worte der Dichterin über den Skepticismus ihrer eigenen und fremder Werke dieser Epoche, welche in der Vorrede zu lesen sind, zur Kenntniß der deutschen Leser zu bringen.

Le Sentiment de Dieu definirt George Sand die Poesie in ihren sieben Saiten der Leier, und wer so hohe Begriffe mit der Poesie verbindet, dem darf man gewiß auch Adel der Gesinnung, Reinheit der Bestrebungen zutrauen. Mögen wir unsern Töchtern das Lesen ihrer Bücher verbieten, mögen wir sie verurtheilen von unserm hohen philosophischen Standpunkte aus, aber lästern wir eine Frau nicht, die, wie Börne, mit dem Blute ihres Herzens schreibt, der die Poesie eine Tochter der Weisheit ist.*)

Und nun die Worte selbst, die uns so manchen Aufschluß über dies wunderbare weibliche Phänomen ertheilen:

„Je größer der Anspruch ist, den wir darauf machen, aufrichtige Schüler der neuen Lehren zu sein, desto offener müssen wir die Wahrheit bekennen und Anderen das Recht

*) Ebenfalls in den sieben Saiten der Leier.

zugestehen, über unsere vergangenen Zweifel und Irrthümer zu richten. Nur so werden sie unsern wirklichen Glauben zu begreifen und zu schätzen wissen; denn jeder von uns, so gering er auch sei, erhält seinen Platz in der Geschichte des Jahrhunderts. Zwar wird die Nachwelt nur die großen Namen in ihre Register eintragen, aber auch der Schrei, den wir ausstoßen, wird nicht verhallen in der Stille ewiger Nacht; er wird Anklang finden, er wird Widerspruch erregen, unduldsame Geister werden aufstehen und ihn zu unterdrücken suchen, hochsinnige Seelen werden seine Bitterkeit sänftigen: kurz, er wird alles Böse und alles Gute hervorbringen, was in der Absicht der Vorsehung lag; denn der Zweifel und die Verzweiflung sind große Krankheiten, die das Menschengeschlecht durchzumachen hat, um seinen religiösen Fortschritt zu beschleunigen und zu einem Ziele zu führen. Der Zweifel ist ein heiliges, unverjährbares Recht des menschlichen Gewissens, das untersuchen darf, um einen Glauben anzunehmen oder zu verwerfen. Die Verzweiflung ist der unselige Wendepunkt, der fürchterliche Fieberparoxismus des Zweifels. Aber, o Gott, wie groß und herrlich ist diese Verzweiflung! Sie ist der glühendste Aufschwung der Seele zu dir, das unverwerflichste Zeugniß deines Daseins in uns und deiner Liebe für uns, da wir die Gewißheit dieses Daseins und das Gefühl dieser Liebe nicht verlieren können, ohne sogleich in die schauerlichste, schreckenvollste Nacht, in die tödtlichste Angst zu versinken. Ja, ich glaube die Gottheit trägt väterliche Sorge um die, welche, statt sie zu läugnen im Schandpfuhle des Lasters, um sie

weinen unter den Schauern der Einsamkeit; und verhüllt sie sich den Augen derer, die mit kalter Frechheit ihr Dasein bestreiten, auf immer, so offenbart sie sich dagegen sehr leicht denen, die sie mit Thränen suchen. In dem wunderbaren, herrlichen Gedichte **Dziady** wird Mickiewicz's Konrad in demselben Augenblick von Engeln gefaßt, wo er sich zur Erde wirft, um Gott zu fluchen, der ihn verlassen, und Byron's Manfred entzieht dem bösen Geist die Seele, welche der Teufel so lange gequält hat, die ihm aber in der Stunde des Todes entrissen wird."

In ähnlichem Sinne spricht sie sich in den sieben Saiten der Leier aus.

Ich frage nun, ob eine solche Frau die Verunglimpfungen verdient, die ihr von verschiedenen Literaten zu Theil geworden? — Wir wollen die Tendenzen der George Sandschen Dichtungen nicht unbedingt empfehlen; jedenfalls könnten aber, was die Form, die Sprache betrifft, alle unsere Poeten gar viel von ihr lernen. —

Die **Revue des deux mondes** ist der sehr richtigen Ansicht, daß es unter den Schöpfungen eines Künstlers immer solche gebe, welche das Vorrecht haben, seinen Geist tiefer zu beschäftigen, als die übrigen, Schöpfungen, welche er nie vergessen kann, namentlich wenn ihm die leitende Idee derselben einmal lieb und theuer geworden ist, wenn die Einen sie verkannt, die Andern sie gepriesen haben, besonders aber, wenn diese Idee in innigem Zusammenhange steht mit den edelsten, glühendsten Leidenschaften, welche das Jahrhundert verzehren.

So hat auch George Sand Nichts abgelassen von dem Grundgedanken ihrer Dichtung, sondern trotz der Gazette de France sie keck noch einmal hinausgesandt in die Welt. Die Idee ist dieselbe geblieben, die Dichtung ist nur mehr in die Tiefe gearbeitet und mit neuen Motiven bereichert worden. Lelia ist edler und kräftiger, ihr Schmerz überwältigender.

Die Erwiederung der George Sand auf die herben Angriffe, die ihr Buch zu bestehen hatte, ist, wie die Revue de Paris sie mittheilt, ohne alle Bitterkeit. Sie hat, wie sie sich ausdrückt, diese Deklamationen immer als die Ergüsse aufrichtiger, tugendhafter Seelen hingenommen. Aber sie hat sich gescheut, Hand anzulegen an ihre eigene Vergangenheit und nur an der Form ihrer Dichtung bessern zu dürfen geglaubt. Dieses Rechtes hat sie sich im vollsten Maße bedient.

Lelia ist noch dasselbe Werk des Zweifels, dieselbe Klage des Skepticismus, und hinreißend schön ist die Vertheidigung derselben in dieser Beziehung. Sie lautet also:

„Einige Personen haben zu mir gesagt, dieses Buch sei ihnen übel bekommen; die Zahl derer, bei denen es Gutes bewirkt, mag aber wohl größer sein; denn wer ein mitfühlendes Herz für die Leiden hat, die darin geschildert werden, muß, wenn er meine Dichtung gelesen, das Bedürfniß empfinden, kühner, glühender der Wahrheit nachzustreben; wessen Ueberzeugung aber unerschütterlich ist oder wer jede Ueberzeugung verachtet, der hat nie etwas Aehnliches gelitten und mein Buch konnte weder einen guten noch einen schlim-

men Einfluß auf ihn äußern. Möglich, daß Manche, ganz versunken in Gleichgültigkeit gegen jede ernste Idee, bei der Lektüre solcher Werke eine befremdende Schwermuth und Angst gefühlt haben. Lelia nimmt unter den Werken skeptischen Geistes nur eine untergeordnete Stellung ein. Übrigens kann die Wirkung, die sie hervorbringt, bloß eine heilsame sein, und, tritt der Geist nur aus seiner trägen Ruhe, die dem Nichts gleichkommt, so ist es einerlei, ob Freude oder Trauer ihn erhebe. Die Aufgabe für dieses Leben, und namentlich für dieses Jahrhundert, ist nicht, einzuschlafen in eitler Wollust und unser Herz zu verschließen für das großartige Unglück des Zweifels; wir haben etwas Besseres zu thun, nämlich: dieses Unglück zu bekämpfen und zu verwinden, nicht allein, um die Menschenwürde in uns wieder aufzurichten, sondern noch mehr, um dem kommenden Geschlechte den Weg zu bahnen. Die erhabenen Zeilen, in denen René, Werther, Obermann, Conrad, Manfred allen Schmerz ihrer Seele aushauchen, sind für uns eine große Lehre; diese Zeilen wurden mit ihrem Herzblute geschrieben und mit glühenden Thränen benetzt; sie gehören weit mehr in die philosophische, als in die poetische Geschichte des Menschengeschlechtes. Schämen wir uns nicht, geweint zu haben mit diesen großen Wesen. Die Nachwelt, mit einem neuen Glauben bereichert, wird sie unter ihre ersten Märtyrer zählen."

Es ist merkwürdig, wie George Sand bei allen ihren Schriften sich immer zum Voraus dagegen verwahrt, als habe sie ein Bild aus dem Leben aufgegriffen und gezeichnet.

So will sie auch Lelia nur für einen poetischen Versuch, für einen phantastischen Roman angesehen wissen, dessen Personen weder vollkommen wirklich sind, wie es einige Liebhaber von Sittenschilderungen gewünscht, noch vollkommen allegorisch, wofür einige philosophische Köpfe sie ausgegeben haben. Jede dieser Personen soll nur eine Richtung des philosophischen Geistes in unserem Jahrhundert darstellen: Pulcheria den Epikuräismus; Stenio die Begeisterung und Schwachheit einer Zeit, wo der Geist auf den Flügeln der Einbildungskraft sich sehr hoch schwingt, und sehr tief sinkt, wenn eine Wirklichkeit ohne Poesie und Größe ihm vernichtend entgegentritt; Magnus den Rest einer dummen oder liederlichen Geistlichkeit. Für Lelia selbst gesteht George Sand eine ganz besondere Vorliebe gehabt und in der bloßen Verkörperung des Spiritualismus unserer Zeit in einer Person sich eigentlich mehr gefallen zu haben, als darin, den Advokaten dieses Spiritualismus zu spielen, der viel von seiner früheren Reinheit verloren hat, aber für hohe Seelen immerhin ein unabweisliches Bedürfniß bleiben wird.

Nun noch in Kürze einige Veränderungen, die George Sand im Interesse der Kunst mit ihrem Werke vorgenommen hat!

Diese neue Ausgabe hat vor der ersten die wesentlichsten Vorzüge. Nicht nur ist sie um einen Band stärker geworden, sondern es ist beinahe auch kein Kapitel in den ursprünglichen zwei Bänden, an das sie nicht die Feile gelegt hätte. Welcher deutsche Schriftsteller thut das mit einem

Romane, der einmal sein Glück gemacht und die Liebe des Publikums gewonnen!

In der ersten Ausgabe war es nicht mit gehöriger Klarheit motivirt, warum eigentlich Lelia den abgelebten Trenmor dem feurigen poetischen Stenio vorzieht. George Sand hat jetzt diesem Mangel abgeholfen.

Lelia gibt Stenio bei der Erzählung von Trenmor's Geschichte folgende Erklärung:

„Am Morgen meines Lebens hätte ich Sie jedem Andern vorgezogen. Damals war Alles Träumerei, Symbol, Hoffnung, poetische Begeisterung. Glühende Jahre des Fiebers sind über mein Haupt hingezogen, und ich bedarf stärkerer Kost; mein Schmerz, meine Abspannung, mein Kleinmuth verlangen nicht das Schauspiel der Schönheit, sondern die Stütze der Kraft, nicht die Reize der Anmuth, sondern die wohlthätigen Lehren der Weisheit. Die Liebe konnte nicht meine ganze Seele ausfüllen; jetzt thut mir vor Allem die Freundschaft Noth, eine reine, heilige, feste, unerschütterliche Freundschaft."

Auch die Gestalt Trenmor's erscheint in vortheilhafterem Lichte. Nicht ein Betrug im Spiel ist es, was diesen Mann zur Ehrlosigkeit geführt, weit gewaltigere Leidenschaften, weniger gemeine Fehler haben ihn zum Fall gebracht.

Stolz, unbändiger Stolz ist der Grundzug im Charakter der Lelia, und dieser Stolz, dieses Gefühl und Bewußtsein der Kraft, dieser Hebel des Universums, verläßt sie selbst nicht im Augenblick, da sie von Stenio verlassen, von

Trenmor verstoßen wird und scheinbar die tiefste Demüthigung in ihrem Leben erfährt.

„Stolz, du Rüstung der Erzengel, wenn du deinen Auserwählten unerhörte Qualen bereitest, so läßt du sie auch wieder himmlische Freuden erleben. Führst du sie in endlose Einöden, so müssen sich die Löwen der Wüste zu ihren Füßen schmiegen; du sandtest in einsamer Nacht ihnen den Geist des Herrn, daß sie mit ihm ringen und ihre Kraft erproben, und rufst ihnen am Morgen tröstend zu: „Wohl bist du besiegt, aber wirf dich nieder ohne Schaam, denn Ich bin es, der Herr!“

Lelia nimmt ihre Zuflucht zu den Altären des Katholizismus und die Schilderung ihrer Einkleidung als Nonne übertrifft an Pracht Alles, was George Sand je geschrieben hat. Das Schreckliche, Unversöhnliche in diesem scheinbar so schönen, angenehmen Leben ist mit hoher Kunst angedeutet. Es ist erschütternd, zu lesen, wie dieses stolze Weib, in der Blüthe ihrer Schönheit, dieses Weib mit ihrer gebietenden Haltung den Schleier nimmt, wie sie all ihren Schmerz, all ihren Verlust zusammenfaßt in dem Bekenntniß, das sie ablegt:

„Ich bin weder Mädchen, noch Frau, nach den gewöhnlichen Begriffen und nach menschlichen Gesetzen. Ich bin Wittwe vor Gott!“

Die Lösung des Romans ist dieselbe geblieben, Verzweiflung und Tod der Lelia. Der katholische Spiritualismus, bei dem Lelia Rettung gesucht hatte, ist unfähig, die moralischen Gebrechen unsers Jahrhunderts zu heilen,

dem gerechten Stolze der Geister Genüge zu leisten. „Lelia stirbt, weil die alte Religion jeden Tag ihrem Sturze näher kommt.“

Das wäre denn dieser vielbesprochene, selten verstandene, dieser gepriesene und mißhandelte Roman, der in einer fast neuen Gestaltung uns vorgeführt wird, den Starken ein erhöhter Genuß, den Schwachen ein doppeltes Aergerniß! Ich habe ihn weitläufiger beurtheilt, als es sonst mit französischen Werken von meiner Seite aus geschehen soll; Lelia ist, welche Meinung man sonst über die Dichtung hege, nach Victor Hugo's Notre Dame der bedeutendste moderne Roman Frankreichs und hat am erweislichsten auch auf deutsche Productionen der letzten Jahre eingewirkt.

Deutsche Lyrik.

Rheinisches Odeon. Herausgegeben von Ignaz Hub, Ferdinand Freiligrath und A. Schnezler. Coblenz, 1839.

Unser einziger Musenalmanach! Der alte von Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab ist mit dem ersten dieser Dichter gestorben und hat sein Leben, glaube ich, nur auf acht Jahre gebracht. Unsere Gleichgültigkeit gegen Institute dieser Art ist in der That unverantwortlich. Ach! wir haben auch so viel zu schaffen mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen, mit diplomatischen Noten und Schweizerwirren — wo die Zeit hernehmen, einen Musenalmanach zu lesen? Wenn Denkmal um Denkmal ersteht für unsere großen Männer, und Geldbeiträge um Geldbeiträge eingefordert werden, — wie noch einen Thaler übrig behalten, um ein Büchlein harmloser Lieder kaufen zu können? Wir haben uns um die Todten zu bekümmern — was gehen uns die Lebendigen an? Und die Politik, die falsche Politik! Schlacht bei Nisib, Verrath Maroto's, die Zuckerfrage und

der Großsultan, Ibrahim Pascha und Mehemed Ali — und man verlangt noch Aufmerksamkeit für lyrische Fliegen? — Was will ein Schmetterling im Sturme?

Der Musenalmanach ist gestorben. Unsere geschäftige Nichtsthuerei, unsere Großartigkeit hat ihm den Todesstoß gegeben. Wir besaßen nicht einmal so viel Pietät für unseren dahingegangenen Sänger, den Sänger mit einem Herzen, wie nur noch eines in der Welt schlägt, das Herz Beranger's, wir besaßen nicht einmal so viel Pietät für Adalbert von Chamisso, um ein Unternehmen, das er mit so hingebender Liebe gepflegt, noch ein paar Jahre lang zu unterstützen. Wir sind zu weise, zu altklug geworden und jeden Augenblick bereit, unser Herz an unsern Kopf zu verrathen.

O über unsere klingenden Namen! Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Ludwig Uhland und wie sie alle heißen, keiner hat dem sterbenden Chamisso das Banner aus der Hand genommen, um, wie Ludwig Wihl im Telegraphen für Deutschland kürzlich so schön sich ausgedrückt, unsere neue nationale Zukunft, besonders auch die jüngern Namen, darunter zu versammeln. Das Grabgeläute im letztgenannten Blatte war das einzige, welches dem armen Musenalmanach zu Ehren bis jetzt erscholl. Es ist wahr, mancher Poet hat seine Windeier in den alten Musenalmanach gelegt, aber auch mancher Schwan das Tiefste seiner Seele darin gesungen. Unsere Lyrik ist und darf mit Recht unser Stolz sein, und es ist zu beklagen, daß wir einen solchen Vereinigungspunkt, wie der Musenalmanach gewesen,

so schmählich haben zu Grunde gehen lassen. Ich verzeihe es unsern gefeierten Dichtern nicht, daß sie zu stolz waren, sich an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen. War es doch so artig, die entgegengesetztesten Naturen hier unter einer Decke friedlich beisammenhausen, zuweilen freilich auch beisammen schlafen zu sehen!

Wir werden die Gefühle Deutschlands nun nicht mehr alljährlich mit der Leipziger Michaelismesse hübsch gebunden in Goldschnitt zu lesen bekommen, wohl aber hat sich ein Ersatzmann eingefunden, im Hauskleide und etwas dickleibiger. Ich meine das rheinische Odeon, als dessen Mitherausgeber sich Freiligrath nennt.

Freiligrath selbst brauche ich wohl nicht erst der Theilnahme der Nation zu empfehlen; wie sehr er sich bei derselben in Gunst zu setzen gewußt hat, beweist die so schnell erfolgte zweite Auflage seiner Gedichte. Man hat ihn bei uns aufgenommen, wie er es verdiente. Sein „ausgewanderter Dichter" ist die Perle der Sammlung, die wir hier besprechen. Schon der vorige Jahrgang des rheinischen Odeons enthielt Fragmente dieser Dichtung; auch im Morgenblatt erinnere ich mich vor ein paar Jahren Proben davon gelesen zu haben. Wie tief poetisch er seinen Vorwurf ausgeführt, zeigt am deutlichsten der Schluß des mitgetheilten Bruchstücks. Es ist dem Dichter in der Wildniß der Savannen keineswegs so froh zu Muthe, als er anfänglich sich geträumt hatte, und schmerzlich klagend ruft er in die Nacht hinaus:

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen;
Fahr' hin o Welt — im Herzen trag' ich Welten!

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch — der Liebe.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Bei Ludwig Wihl darf man immer gewiß sein, einen tiefen Gedanken zu finden; nur spielt ihm gerade seine Tiefe die schlimmsten Streiche. Er gestaltet seine Idee oft nicht concret genug und es entschlüpfen ihm dann und wann Ausdrücke, die das poetische Gefühl beleidigen:

Andre kann man leicht belehren,
Dachte ich, indeß die Flammen
Loderten ob mir zusammen
In den Kunst- und Wissensphären.

Von andern bekannten Namen finden sich in diesem Bande die Namen Bechstein, Duller, Künzel, Gustav Pfizer, August und Adolph Stöber. Peter von Cornelius hat es nicht verschmäht, seinen edlen Namen beizugesellen; von Grabbe werden zwei Reliquien mitgetheilt, das eine aus der Hermannsschlacht, das andere Barbarossa betitelt. Barbarossa's rother Bart wächst, ohne daß er es merkt, schon Jahrhunderte lang durch den steinernen Tisch; die Weltgeschichte zieht an ihm vorüber, ohne daß er es der Mühe werth hält, zu erwachen. Sein beständiger Refrain ist: Laß mich schlummern! und ächt grabbisch ruft er, als er erfährt, daß Conradin falle:

Laß den dummen Jungen fallen,
Nicht einmal frühreif,
Wird er aus ahnenstolzer Blindheit
Frühalt.

Uhland scheint keine Saite mehr auf seiner Leier zu haben. Wo sind aber Grün, Lenau, Mosen, Karl Beck geblieben? Warum haben sie nicht durch poetische Spenden zur Förderung eines so rühmlichen Instituts das Ihrige beigetragen?

Ich habe mit Liebe diese literarische Erscheinung vor dem Publikum besprochen und wollte den Beweis liefern, daß ich das Tüchtige in keiner Gestalt verkenne; gegen die Lüge aber und Überlistung meines Volkes durch falsche Propheten zu kämpfen, wird mich nie Etwas abhalten können und Reklamationen in dieser Beziehung werden fruchtlos sein.

Der Mangel politischer Bildung bei den deutschen Literaten.

Man kann einen Dichter entschuldigen, wenn er sich auch nicht gerade thatsächlich mit den Fragen beschäftigt, welche die Herzen der Besten seiner Zeit bewegen, wenn er sich zurückzieht in die stille Klause seines Gemachs, unbedrängt vom lärmenden Geräusch des Tages, und dort, in sich versunken, über der Erschaffung neuer poetischer Gestalten brütet. Aber nimmermehr zu entschuldigen ist er, wenn er seinen Sinn für jene Fragen förmlich verschließt, verdammungswürdig, wenn er in eine unfreie Opposition gegen dieselben sich stellt.

Die Blätter der deutschen Volkshalle haben schon öfters Zeugniß abgelegt, daß sie die hohe Bedeutung und den unvergleichbaren Werth des poetischen Wortes für die Nation gar wohl zu schätzen wissen; sie haben anerkannt, daß die Wirkung dichterischer Composition weit ausgreifender, weit universaler ist, als das bloße Raisonnement des Politikers oder Kritikers oder auch Philosophen, die alle am Ende mehr auf den Kopf, als auf Herz und Gemüth berechnet sind. Unsere letzte Hoffnung haben wir noch auf die Musen

gesetzt, und zwar nicht so, daß sie uns blos beruhigen sollten über eine unerträgliche Gegenwart, — denn für den Verlust der Freiheit gibt es wenig Trost, — sondern daß sie uns anfeuern und begeistern sollten zur Eroberung eines längst verlornen Kleinods. Wenn wir hiemit der Poesie eine der ersten Rollen in der Weltgeschichte zugetheilt haben, so haben wir zugleich auch das Ansinnen und die Forderung an sie gestellt, daß sie sich nicht zur Kupplerin erniedrigen und nicht mit neuen Lappen alte Mährchen flicken solle, die ihren Sinn verloren.

Man möge uns aber nicht mißverstehen. Mit solchem Ansinnen haben wir keineswegs die Meinung ausgesprochen, als sollte der Dichter nur die Heroen der Weltgeschichte, die Streiter im Dienste der Wahrheit, die Kämpfer für Recht, die Schildhalter der Freiheit zu seinem Vorwurfe erwählen nur solche der poetischen Behandlung für würdig erachten, Shakespeare hat uns Schufte jeder Gattung vorgeführt, vorgeführt, wie es allein der Dichter durfte, ganz objektiv, wie sie waren, wie sie sind, wie sie leibten und lebten, in all ihrem trüben Glanze, ihrem trostlosen Prunke, ihrem blühenden Elend. Sie wurden oft mit grausamer Vorliebe von ihm behandelt, sie schienen vier Akte hindurch fast im Besitze des Rechts zu sein, bis im fünften Akte das Gericht über sie erging, und der Dichter sie mit ihrem Gold und ihrem Purpur und allen ihren schönen Redensarten dem Teufel überantwortete.

Hier liegt es eben. Der Dichter darf alle möglichen Figuren der Geschichte, der Vergangenheit und der Gegen-

wart, in poetischen Produktionen uns vor Augen führen; er darf einen Dionys und einen Möros, jeden in seiner individuellsten, concretesten Wahrheit darstellen; aber er darf den Schurken nicht Recht behalten lassen, das Gift nicht mit Honig überkleistern.

Die einfachste Definition von Verbrechen ist: Eingriff in die Rechte eines Individuums oder einer Gesammtheit von Individuen; Schmälerung der persönlichen Freiheit, Beeinträchtigung derselben in irgend einer Beziehung.

Der Dichter ist Richter im höchsten, umfassendsten Sinne des Wortes und wird daher nie gutheißen können, was der Freiheit von der res privata an bis zur res publica hinauf im geringsten Eintrag thut.

Wird die Freiheit des Einzelnen von irgend einer weltlichen Macht angegriffen, so hat er mit seinen Blumen stets das Opfer, niemals den Schlächter zu bekränzen. Nur zum Richter der Weltgeschichte selbst, zum Richter des Schicksals darf er sich nicht aufwerfen. Hier muß er mit wahrhaft frommem Sinne anerkennen, daß die augenblickliche scheinbare Aufopferung der persönlichen Freiheit der Freiheit im Ganzen und Großen zu Liebe Statt findet.

Die Erhebung beklagenswerther Erscheinungen, so lange sie im Rechte und in der Macht sitzen, in die Atmosphäre der Poesie, ist und wird ewig eine Lüge bleiben. Wie kalt, wie trostlos kalt läßt Einen nicht Lamartine's *Chant du Sacre*, welcher die Feierlichkeiten bei der Krönung Karls X.

SoS

SoS SoS SoS
SoS SoS SoS

zum Gegenstande hat! Man muß ein Herz haben, wie ein Bourbon, um von dieser todten Pracht im Mindesten sich rühren zu lassen.

Solche Persönlichkeiten werden der poetischen Behandlung erst fähig, wenn sie ihrem Untergange entgegeneilen, und dann sind wieder eigentlich nicht *sie* es, welche auf Poesie Anspruch machen können, sondern der Sieg der Freiheit, der in ihrem Sturze sich offenbart, die Nemesis der Weltgeschichte, die Alles aus dem Wege räumt, was die ungehemmteste Bewegung des Geistes irgend beeinträchtigen könnte.

Aber, — hält man entgegen, — hat nicht *Shakespeare* bei jeder Gelegenheit seine Königin *Elisabeth* verherrlicht, hat nicht *Tasso* sein befreites Jerusalem unter den Auspicien des *Herzogs* von *Ferrara* vollendet, hat nicht *Göthe* als Minister an einem fürstlichen Hofe gelebt, hat es selbst *Schiller* verschmäht, Unterstützungen von hoher Hand anzunehmen? Willst du darum so ungerecht sein und Alles über den Haufen werfen, was sie anerkannt Herrliches dem deutschen Volke und der fernsten Nachwelt hinterlassen? Du wagst es, den Genius anzuklagen, weil seine Füße die Schwelle eines Palastes betreten haben? So würden wir am Ende unserer schönsten Werke beraubt!

Nicht so. Man kann einstimmen in die lauteste Bewunderung, welche solchen Geistern von allen Völkern gezollt wird; man kann tief überzeugt sein, daß der Dichter seinen Beruf, seine Mission erst wahrhaft begriffen hat, wenn er zum Volke sich gesellt, und wird darum doch nicht in Ab=

rede stellen, daß der ächte Dichter, selbst im Purpur und in der Tiara, wider Willen predigen muß das Evangelium der Freiheit. Göthe mußte seinen Faust, seinen Werther, seinen Egmont, Schiller seinen Don Carlos schreiben; denn der Genius in ihnen war mächtiger als sie selbst.

Aber ihr Leben war ein Widerspruch. Schiller kann noch eher entschuldigt werden, als Göthe; er war arm von Mutterleibe an und wollte nur eine sorgenfreie Existenz, um ungestört seinem poetischen Drange sich hingeben zu können; er hat seinen Glauben nirgends verläugnet und ist stets die Schlange im Schooße der hohen Herren geblieben. Doch muß ich, was den Charakter betrifft, auch hier Béranger weit vorziehen, der arm geboren, arm sterben will und selbst jede Gabe aus den Händen seiner Freunde zurückweist. Loben muß ich in solcher Beziehung einen der größten Maler Frankreichs, den Maler David, der sein ganzes Leben hindurch alle Anerbietungen fremder Fürsten ausgeschlagen, der außer Napoleon Nichts gemalt hat, als Republikaner und ewig Republikaner; der nach der Schlacht von Waterloo dem stolzen Wellington, der sich von ihm portraitiren lassen wollte, weit stolzer zur Antwort gab: „Ich male keinen Engländer!"

Welchen unberechenbar größeren moralischen Eindruck würden unsere großen Dichter und Denker machen, wenn sie fern von den Palästen in den niederen Sphären des Volkes geblieben wären, wenn sie ihr Leben mehr in Einklang gebracht hätten mit ihren Worten! Sie haben der Freiheit

viel geschadet; sie haben so hübsche Verse auf dieselbe gemacht und durch ihre sociale Stellung ihr so schnurstracks entgegen gehandelt! Sie sind schuld daran, wenn von vielen Seiten her die empörende Behauptung laut wurde, wohl sei die Freiheit etwas höchst Poetisches, aber auch etwas höchst Unpraktisches. Sie hätten der blos einseitigen Freiheit des Dichters, der bloßen ästhetischen Bequemlichkeit nie die Würde des Menschen, die Freiheit des Mannes zum Opfer bringen sollen. Wir wären vielleicht ärmer um einige Produktionen; aber die, welche wir besäßen, würden dann eindringlicher reden zum Herzen der Nation, weil sie aus dem Herzen und Kopfe der Männer kämen, die ihr nahe gestanden.

Verhehlen wir es uns nicht; es liegt auch einigermaßen an uns, daß die größten Genien unseren Kreisen entfremdet wurden. Wir sind oft so lange gleichgültig gegen dieselben und stoßen sie beinahe zurück, bis sie die Aufmerksamkeit erlauchterer Cirkel erregen und man von oben her sich derselben bemächtigt. So haben wir schon Manchen verloren, der bei ein wenig Theilnahme der Unsrige geworden, und für uns, statt gegen uns in die Schranken getreten wäre. Die Nation sollte die Lenkung ihrer jugendlichen Geister übernehmen und sie für ihren Dienst brauchbar machen.

Das Bestreben der deutschen Volkshalle ist in so ferne ein doppeltes: einmal, die Dichter für das Volk, und dann, das Volk für seine Dichter zu gewinnen. Sie hat es mehr mit den werdenden, als mit den fertigen Geistern zu thun; sie wird stets so billig sein, bei allen ästhetischen Gebrechen der jungen Literatur das wahre, das demokrati-

sche Element derselben nicht zu verkennen, immerhin aber darauf hinarbeiten, daß die Wahrheit auch im Gewande der Schönheit sich zeige. Kämpfen, unerbittlich kämpfen wird sie, wo die Poesie oder Philosophie in den Dienst veralteter oder verkehrter Richtungen genommen wird.

Ich kann hier wohl am leichtesten an einige Erscheinungen der neuesten Zeit anknüpfen.

Die Schriftsteller vor der Julirevolution sind immer noch eher zu entschuldigen, als die Schriftsteller nach dem Jahre 1830, welche zwei Revolutionen hinter sich haben, aber dessen ungeachtet den Geist des Jahrhunderts böslich verdrehen.

Theils veraltete, theils unfreie Richtungen machen sich seit einiger Zeit im Freihafen geltend. Das eben ausgegebene vierte Heft des Jahrgangs 1839 enthält interessante Briefe des verstorbenen Wilhelm Waiblinger an seinen Vater, und von Heinrich König, dem freisinnigen Abgeordneten, lehrreiche Aufschlüsse über die neueste russische Literatur. Rudolph Kausler bringt einen zweiten Artikel über Ludwig Tieck und die deutsche Romantik, der sehr wissenschaftlich gehalten ist, jedoch mehr von einer guten, geschickten Verarbeitung fremder, als von einer Fülle eigener Gedanken zeugt.

Unbegreiflich ist es, daß eine so verfehlte Produktion, wie „Julius der Dritte, vorgeschichtliche Novelle von M. Eternicht" Aufnahme gefunden. Hier entschädigt Einen weder die Kunst für eine falsche Politik, noch eine auf der Höhe der Zeit stehende politische Ansicht für

die ästhetische Unzulänglichkeit. Der Verfasser gibt sich durchweg die wichtigste Miene von der Welt, und wißt ihr, was als Ziel der deutschen Geschichte zuletzt geweissagt wird? Anschließung Preußens an Oestreich, ein deutscher Kaiser aus preußischer Linie und Wiedereroberung des Elsasses und Straßburgs! Und das Alles soll vollendet sein im Jahre des Herrn 1850. O quel bruit pour une omelette!

Der zweite Aufsatz, gegen den wir Einsprache thun müssen, führt den Titel: Hegel und die christliche Freiheit. Von F. A. Maerker. — Christliche Freiheit! Es ist wahr, das Christenthum predigt die Freiheit; der Begriff Freiheit aber war vorhanden, ehe es ein Christenthum gab. Freiheit ist Freiheit: nicht türkisch, nicht heidnisch, nicht christlich. Die Freiheit hat nur Einen Glauben, den Glauben an sich selbst.

Wie hoch ich Lamennais schätze, davon habe ich in diesen Blättern schon mehrere Male den Beweis gegeben. Und doch kann ich mich mit seiner Art und Weise, die demokratischen Principien aus dem Evangelium abzuleiten, mit seinem evangelischen Radikalismus, nicht ganz verständigen. Er hat dadurch seinen und unsern Gegnern das Recht eingeräumt, auch ihrerseits die Bibel als Beleg zu citiren. Lamennais hat eine Dogmatik geschrieben, besser, als je ein Theolog sie schreiben wird, — wer bürgt uns aber dafür, daß nicht auch die Aristokratie die so allgemein gefaßten Lehren des Evangeliums für ihre Zwecke ausbeuten könnte?

Herr Maerker ist übrigens nur der Vorredner und Uebersetzer einer akademischen Rede, welche Hegel bei der dritten Säcularfeier der augsburgischen Confession im Jahre 1830 in lateinischer Sprache gehalten hat.

Die Freiheit braucht nicht christlich zu sein; wir dürfen sie nicht aufgeben, und wenn sie ein Heide wäre. Brutus war gewiß ein so freier Mann, als Hegel und seine Schüler. Mag Alles zuletzt auf die Religion bezogen werden müssen, nehmt wenigstens die Freiheit aus. Diese ist nur von sich selbst abhängig.

Wir sind seit dem Jahre 1830 um einen guten Schritt vorwärts gekommen, und Herr Maerker hätte sich nicht die Mühe zu geben brauchen, diese Rede drucken zu lassen, dem Redakteur des Freihafens hätte ich übrigens so viel politischen Takt zugetraut, sie nicht aufzunehmen.

Wozu immer solche captationes benevolentiæ?

Literaturgeschichte.

Namen-Symbolik in der deutschen Poesie.

Von Eduard Boas.

Ich gehe zwar nicht so weit, wie der Verfasser dieser Schrift, die nur der Anfang einer Reihe von Abhandlungen unter dem allgemeinen Titel „Literaturstoffe" sein soll, ich kann mich gerade nicht überreden, wie er, eine gut geschriebene Geschichte unserer poetischen Namen für eine ausführliche Geschichte der deutschen Poesie selbst zu halten — dennoch beeile ich mich, dieses anscheinend so harmlose Büchlein dringend zu empfehlen und zu dessen Verbreitung in weitern Kreisen das Meinige beizutragen. Ich bin dem Verfasser dankbar für seine Arbeit, ich habe aus dem Unbedeutendsten wieder gar Bedeutendes erfahren, und meinen Glauben, meine Ueberzeugung, daß unsere Literatur täglich im Fortschreiten begriffen sei, selbst durch Nebensachen bestätigt gefunden. In der That, welcher Abstand zwischen den düsteren symbolischen Namen der Sagenzeit, der traurigen Nomenclatur der Opitz'schen Schule, wo Niemand sein

Mädchen beim Namen zu nennen wagte — welcher Abstand zwischen der Poesie jener Zeiten und der Poesie der unsrigen mit ihren melodischen oder schlichten deutschen Namen! Wir finden ein schönes Kind schön, ohne daß es gerade Rubella oder Salibande, Selinde oder Clarine, Thyrsis oder Daphne zu heißen braucht.

Der Verfasser entwickelt die Geschichte unserer poetischen Namen in klarer, durchsichtiger Sprache, die einen jungen, muthigen Geist verräth. Er geht aus von dem sturmgewaltigen Epos der Nibelungen mit der düstern Symbolik jener urgrauen Sagenzeit, wo ich übrigens sogleich gegen die chemische Ansicht unseres Literaten zu protestiren habe, und zwar zu protestiren im Drange meines poetischen Gefühls. Der prosaische Johannes von Müller hatte doch bei weitem mehr Vernunft, wenn er in Ezel den Attila, in Brunhilde die Tochter des Gothenfürsten Atanahild erblickte, als Trautvetter in seinem „Schlüssel der Edda", wo er Ezel als eine Personifikation der Luftsäure hinstellt. Nein — Sigurd's Ermordung wird mir ewig mehr bedeuten, als die Verdampfung der Salzsäure, die wilde Chrimhilde mehr, als das dunkele Schwarz der Kohle.

Einschmeichelnder, süßer klingen schon die Namen im Parcival, Titurell und Lohengrin, die wunderbaren Namen — Herzèloyde, Gahmurét, Arthur und Sigûne. Die Namen werden vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von dem animalischen Epos Reinecke Fuchs an immer deutscher, bis Opitz am Anfang des siebenzehn-

ten Jahrhunderts von den Griechen und Römern den Rythmus der Verse erlernte, aber eben damit auch die Legion antiker Namen in unsere deutsche Poesie einführte. Klopstock suchte die antiken Namen durch cheruskische oder alt- und neutestamentarische zu verdrängen, aber seine Messiaden und Bardieten haben uns kalt gelassen und „seine Gestalten sind lange ausgelöscht in unseren Gedanken durch laute, lebendige Weltgeschichte."

Sollte man es glauben? Die prosaischsten, undeutschesten Namen finden sich in den kleineren Lustspielen des großen Lessing. Chrysander, Damis, Adrast, Theophan, Philane, Araspe, Leander, Staleno, Philto und Lelio — es ist kaum zum Aushalten!

Das erste deutsche Genie, das seine Geliebte nannte, wie sie hieß, war Gottfried August Bürger, unser letzter eigentlicher Volksdichter. Nur Wenigen wird es bekannt sein, daß Bürger es war, der die „wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustigen Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen" geschrieben.

Die wohlklingendsten, romantischsten, wenn gleich nicht deutschen, Namen tönen aus Herder's und Wilhelm Heinse's Schriften.

Die bürgerlichsten Namen lesen wir, wo man es am wenigsten erwarten sollte, bei Wolfgang Göthe.

Das Volk ist poesiefähig geworden und ein Gedicht an Elise kann so hübsch sein, als ein Gedicht an Anastasia oder Fiordimona.

Ich hätte gern gesehen, wenn der Verfasser auch die neue Literatur in dieser Beziehung einiger Worte gewürdigt hätte. Warum haltet ihr denn Alle so hinter dem Berge?

Die Nationalisirung unserer deutschen Schriftsteller und bevorstehender Abschluß einer literarischen Epoche.

Wenn ich des Morgens meine Zeitungen in die Hand nehme und ewig und ewig darin angekündigt finde:

Schillers sämmtliche Werke, das Bändchen 27 kr.

Thümmels sämmtliche Werke, das Bändchen 27 kr.

Klopstocks sämmtliche Werke,

Lessings Werke,

wenn müßige Köpfe selbst Langbein, Gellert und Rabener dem Publikum in neuen Ausgaben vorlegen, so bemächtigt sich meiner ein halb wohlthuendes, halb unheimliches Gefühl ob dieser Hast, unser geistiges Vermögen, so schnell als nur immer geschehen kann, gleichsam unter sicheres Dach und Fach zu bringen. Ich habe auch hier, wie überall, den Fortschritt und die Zukunft vor Augen, und ich gestehe, ich werde hinsichtlich des ersten im höchsten Grade beruhigt und blicke mit Freuden in die kommenden Jahre unserer Literatur.

Diese wohlfeilen Ausgaben der besten deutschen Autoren bürgen mir dafür, daß die Intelligenz, der Sinn für Poesie und das Edle und Schöne überhaupt sich nach und nach auch in den niederen Sphären des unbefangenen Volkes verbreiten und dasselbe mit der Zeit vielleicht zu großen Thaten fähig machen wird. Wenn die Werke des deutschen Genius, wie die Bibel, in jedem Hause zu finden sind, dann wird sich die Zaubermacht dieser Geister, die bisher mehr im Stillen fortgewirkt hat, laut auf öffentlichem Markte, im Angesicht der Welt, durch hohe Thaten, durch hohe Gesinnungen beurkunden.

Ich bin jung, ich läugne nicht, ich möchte einst einige Theilnahme erwecken bei meiner Nation, vorzüglich aber und zunächst möchte ich ihr Herz gewinnen für die Herrlichen, die ich in der Nähe und Ferne heranblühen sehe. O ich weiß manch sinnendes Haupt, das trotz einer hämischen und neidischen Kritik getrost und freudig seine Nächte durchwacht um seinem Volke ein Vermächtniß zu hinterlassen, das es seinem Andenken theuer macht. Ich will nicht tadeln, daß es seine Anerkennung noch nicht gefunden — wozu stünde es über der Masse, wenn es ihr nicht auch voraus wäre? Aber bitten will ich, die Nischen unseres Pantheon nicht alle auszufüllen mit Schiller und Göthe, mit Lessing und Jean Paul, sondern noch einige frei zu lassen für unsere literarische, poetische Zukunft.

Es ist etwas Eigenes, gewissermaßen Großes um die gegenwärtige Nationalisirung unserer Schriftsteller durch die ungemein billigen Ausgaben; es kommt mir fast vor, als

wollte der Weltgeist selbst die gewöhnlichste buchhändlerische Spekulation zu seinem Dienste verwenden. Wenn die Vertreter des Volkes zürnend sich von ihm abwenden, wenn sie müde und matt die begeisterten Lippen schließen, dann müssen die *Todten* statt der Lebendigen wirken und die Gräber die Freiheit predigen. Es fehlt uns nicht an der tiefsten geistigen Erregung, und es ist rein unmöglich, daß wir einschlafen. Schweift der Blick auch ab von den nächsten Interessen, von den dringendsten Bedürfnissen der Gegenwart, laßt die hübschen Sätze unserer Classiker nur erst in Fleisch und Blut des Volkes übergehen, es wird nicht ermangeln, ihnen einst ihre specielle Deutung zu geben und die glänzenden Theorien ins Leben einzuführen.

Die Kenntniß der literarischen und poetischen Vergangenheit wird das Volk urtheilsfähig machen über die Gegenwart und unsre jungen Hoffnungen. Es wird das Schönste von den Todten lernen, die Lebenden nicht von sich zu stoßen.

Was werden wir beginnen, wenn wir die goldenen Früchte unserer theuersten Genien eingeheimst haben? Werden wir Thüren und Fenster verschließen der frischen Luft des anbrechenden Morgens und ewig brüten über dem Testamente der Vergangenheit? Wird in den Fächern unserer Bibliotheken kein Raum mehr übrig bleiben, um die Werke der Lebendigen darin aufzustellen? Doch — ja! Ich will es glauben und mich trösten über die gegenwärtige Gleichgültigkeit gegen die letztern. Das Volk wird immer geistiger Nahrung bedürfen, und so schöpfe ich aus dem scheinbar

Niederschlagendsten den größten Muth. Die Zeit wird auch kommen für die neue Literatur und ein wohl vorbereitetes Geschlecht wird ihr seine Liebe zuwenden. Wir wollen nicht ablassen, in dieser Hoffnung unverzagt weiter zu wirken, um, wie mir ein edler Freund schreibt, die jämmerliche Gegenwart den Menschen einigermaßen erträglich zu machen, bis der Tag kommt, wo uns das Schicksal ablöst und Thaten spendet statt unserer Worte.

Eine demokratische Verirrung.

Es ist gefährlich, unsern jungen Dichtern zuzurufen, sie sollen Fragen der Zeit, Probleme des Jahrhunderts zu ihrem Vorwurfe machen, sie sollen Gegenstände in den Bereich der Poesie ziehen, welche im Augenblicke das Interesse der Menschheit am meisten in Anspruch nehmen und am meisten in Anspruch zu nehmen auch verdienen. Man ist einem doppelten Mißverständnisse ausgesetzt: erstens gibt es manche Dichter, die mit der bloßen Wahl eines solchen interessanten Stoffes Alles gethan zu haben glauben und genialisirend einer fleißigen entsprechenden Behandlung sich überheben. Das Was, meinen sie, müsse bei ihnen das Wie nothwendig entschuldigen. Das Was entschuldigt aber nie eine verfehlte Form; denn die herrlichste Idee wird den Sinn des Volkes verschlossen finden, wenn sie nicht fleischgeworden, als tadellose Gestalt, vor die Augen desselben hintreten kann und sein Herz durch die Macht der Schönheit erobert. Und wenn Euere Gedanken zehnmal sind wie unsere Gedanken, wenn Euere Gefühle sind, wie unsere Gefühle, wenn Euere Leiden, wenn Euere Freuden unsere Leiden,

unsere Freuden — die vis superbæ formæ werden wir Euch nicht erlassen, wir werden Euerem Herzen viel, aber nie so viel verzeihen, daß Ihr ungestraft einer so trostlosen Anarchie der Form, wie sie bei manchen Schriftstellern täglich mehr einzureißen droht, Euch hingeben dürft. Republikaner oder Anhänger der konstitutionellen Monarchie — die ästhetischen Gesetze müssen beide gleich sehr achten. Die Athenienser haben einst ihren größten Rednern nicht den leisesten Mißton verziehen. Laßt, was die Form angeht, Euere Himmelstürmerei und entsagt jener genialischen Gebärde; die kleinste Blume hat als organisches Gebilde für mich weit mehr Werth, als das schönste Gewitter.

Das zweite Mißverständniß hat man zu befürchten, wenn man Dichter an sociale Fragen, an Fragen des Jahrhunderts verweist.

Man hat viel Mißbrauch mit solchen Worten getrieben und bedeutende Talente dadurch irre geführt. Bücher, in denen kein Funke von Poesie, keine Spur künstlerischer Anlage zu erblicken war, die aber im Sinne dieser oder jener Tendenz geschrieben wurden, hat man hoch gepriesen und ihnen den unbedingten Vorzug ertheilt vor Schöpfungen, die mit klarem dichterischem Bewußtsein concipirt und ausgeführt waren, denen man Großartigkeit und Wahrheit der Idee nicht absprechen konnte, die jedoch die zufällige Form derselben in einem bestimmten Zeitraum, ihre unwesentlichen Anhängsel außer Beachtung gelassen und ihre Gestalten nur um den unveränderlichen Kern herum Krystalligkeit hatten.

Was ist denn eine Frage des Jahrhunderts, wenn man fragen darf? Wird eine ewige Frage nicht stets auch die Frage der Zeit sein? Das Verhältniß des Einzelnen zum Geschlechte und zum Allgemeinen, zu Gott, wie man es nennen mag, sein Kampf gegen das Schicksal, gegen die Nothwendigkeit, das Recht des Sklaven gegen den Freien, des Armen gegen den Reichen, des Menschen gegen den Aristokraten, der Republik gegen die Monarchie — seit man denkt und nicht denkt, sind dies die Grundfragen der Welt gewesen, von denen alle übrigen nur Ausläufer sind, und zu denen sie, wenn sie sich als unabweisbar behaupten sollen, fortwährend in lebendiger Beziehung gehalten werden müssen. Diese Fragen sind auch die Fragen unserer Zeit, unseres Jahrhunderts und concentriren sich vielleicht in der Hauptidee, der wir Alle huldigen, in der Geltendmachung der Subjectivität, in der Freiheit, im Stolze des Menschen, in seinem Selbstgefühl, nicht, wie früher, blos der Welt, sondern dem Himmel selbst gegenüber.

Der Ausdruck, die Gestaltung dieser Idee ist mit jedem Tage, ja beinahe mit jeder Stunde, eine andere, bald blühendere, bald dürftigere. Bald zerschlägt der Weltgeist heute die Form, die er gestern geschaffen, bald gewährt er ihr in seiner Langmuth eine längere Zeit der Entwicklung. Die Poesie, die innere Geschichte der Menschheit, hat, wenn sie sich wirklich als Supplement der äußeren, als Supplement der Weltgeschichte geltend machen will, bei der Wahl ihrer Vorwürfe genau zu überlegen, was im Laufe

der Zeit an und für sich Werth hat, was hemmend, was fördernd, was blos Uebergangsstufe ist. Darnach bestimmt sich dann ihre Aufgabe, hier hat sie zu verherrlichen, zu preisen, dort zu trösten und zu versöhnen, an einem dritten Orte zu protestiren, zu kämpfen, zu verdammen. Nie aber darf sie sich den Regungen, dem Ringen der Zeit entziehen. Das Herz ist auch ein Faktor der Weltgeschichte, und die Thaten der Zukunft ruhen oft Jahrhunderte vorher schon im stillen Busen des Menschen. Hier wird die Poesie Prophetin, wie die Priesterin zu Delphi; hier tritt sie eben darum in ihren schönsten Wirkungskreis; hier ist sie Vorläuferin der That.

Der Dichter darf sich den Fragen der Zeit nicht entziehen; wir dürfen aber deßwegen nicht Jeden tadeln, der seine poetischen Gestalten nicht mit den bunten Lacken der Gegenwart behängt, sofern er nur die ewige Eine Wahrheit im Auge behält und sie in genialen Formen wiederzugeben versteht.

Was wollten wir Tendenzsüchtigen sonst z. B. mit einem Shakespeare anfangen, dessen dramatische Dichtungen unvergängliche Lehren abwerfen für alle Völker und alle Zeiten, also auch für die unsrige, ohne gerade den speciellen Beigeschmack der letzteren an sich zu tragen? Wenn wir dem Begriffe, „Fragen des Jahrhunderts", so enge Grenzen anweisen, welches Recht könnten wir Julius Mosen mit seinem Cola Rienzi, dem letzten Tribunen, widerfahren lassen? Müßte sich unser Tadel nicht auch auf diese köstliche Apologie des Republikanismus erstrecken, weil Julius

Mosen seinen Helden aus einem entlegenen Jahrhundert, und nicht unter den Republikanern von 92 oder den Republikanern der Julirevolution in der Straße Saint Honoré gewählt hat? Welchen falschen Maßstab würden wir an die Produktionen der Lyrik anlegen, deren größtes Verdienst doch ist, die Individualität in schrankenlosester Freiheit gewähren zu lassen und alle Schmerzen und Hoffnungen einer hochstrebenden Seele, wenn sie sich auch in Widerspruch setzt mit dem sogenannten Geiste der Zeit, ohne Scheu der Oeffentlichkeit zu übergeben und dem Publikum einen Blick in die Tiefe von Herzen zu gestatten, deren Sympathien im Augenblicke vielleicht noch ganz andere, als die der Mehrzahl der Nation sind?

Es werden Geister kommen, es sind schon Geister da, die ein Echo bilden für alle Laute der Freude und der Pein, welche aus der Brust des Volkes erklingen; wir wollen sie doppelt willkommen heißen, wenn sie im Stande sind, ihren Dichtungen die glühende Färbung des Moments zu geben, ohne darum der Schönheit irgend Eintrag zu thun. Aber über letzterer müssen wir wachen, eifersüchtig wachen! —

Wenn in Frankreich und Deutschland die Journale der Aristokratie sich überbieten, ihre Lüge und Falschheit in der blendendsten Form an den Mann zu bringen, sollte das nicht eine dringende Mahnung für uns sein, diese verkehrte Richtung nicht nur an Tüchtigkeit der Gesinnung, an Tiefe des Gedankens, sondern auch an Schönheit seiner Gestaltung zu überflügeln? Wir haben es schon oft ausgesprochen, auch

die Poesie soll eine Waffe für unsere Sache sein, — wir werden ihr daher, wenn sie sich versündigt an der Breite der Gottheit, wie Göthe die schöne Form nennt, um der Tiefe willen wenig oder gar Nichts nachsehen. Ist doch die Form zuweilen eben der Prüfstein des Gedankens!

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich ein Buch, das bei Hammerich in Altona erschienen ist. Der sonderbare Titel lautet:

„Vetter Michel, ein Capriccio von Friedrich Clemens (schreibt auch unter dem Namen Clemens Gerke)."

Der Verfasser ist im buchstäblichen Sinne, was man in Deutschland ein verdorbenes Genie heißt, und seine Lebensgeschichte, wie sie in dem Almanach Delphin auf 1838, in den Hamburger Briefen, mitgetheilt wird, beweist, wie schlimm es eigentlich um einen Autodidakten steht, der jeder formellen Grundlage ermangelt. Es läßt sich nicht läugnen, Talent, viel Talent, Witz, viel Witz, Originalität, viel Originalität ist hier vorhanden, ein freier, unbändiger, skeptischer Geist, ein munterer, leidenschaftlicher, oft auch wieder zu legèrer Styl, voll grammatikalischer Unrichtigkeiten, ein aufmerksamer Sinn für die leisesten Regungen der Gegenwart, für alle Zweige der Wissenschaft, verwandtschaftliche Züge mit Jean Paul, und doch nicht der entfernteste Vergleich mit ihm; — Alles in einander verschwimmend, ohne Plan, ohne Ordnung, ohne würdige Haltung, eine Mißgeburt, in der die wichtigsten Dinge erörtert werden, keck und unerschrocken, mit glühendem Enthu-

siasmus für Größe und Freiheit, ohne den geringsten Dank von unserer Seite zu verdienen; ein Buch, das uns recht handgreiflich zeigt, welcher Sprung es vom besten Willen bis zur schöpferischen That ist.

Ist es nicht verführerisch, wenn wir in der Vorrede lesen:

„Wer im Reiche der Geister schaffen will, der soll der Zeit ihre Wünsche abfragen; — was ihre Sonnenhöhe nicht begünstigt, das wird nicht gedeihen, und ob der Geist alle seine Kammern zu Treibhäusern machte."

Und welche Enttäuschung, wenn wir die Ohnmacht des Verfassers in der Gestaltung seiner Ideen gewahr werden! Da ist keine Entwicklung, keine Auflösung, das Buch könnte mit dem ersten Kapitel so gut schließen, wie mit dem letzten.

Vetter Michel ist ein ergiebiger Stoff für den komischen Roman; aus diesem Typus deutscher Pedanterie, deutscher Bequemlichkeit, der seinen Krug Bier trinkt und Welt Welt sein läßt, der aus purem Comfort nicht denken mag, und in dessen Augen jeder Angriff auf veraltete Institutionen ein unverantwortliches Verbrechen ist, dessen Name heimisch ist in den Höhen und Tiefen der menschlichen Gesellschaft, denn es gibt gelehrte und ungelehrte, reiche und arme, junge und alte Michel, aus diesem Typus aller Lächerlichkeit könnte man eine Figur bilden, die unter geschickten Händen den Don Quixote des Cervantes weit hinter sich ließe. Aber er müßte dargestellt werden mehr durch Thaten, als durch Redensarten, mehr wie der Ritter von der Mancha im Kampfe gegen Windmühlen, als im Dialoge, den Herr

Ludwig Tieck zu ihrem Verderben so im Uebermaß in die deutsche Novellistik eingeführt hat. Dabei sollte Herr Clemens Gerke viel weniger von Sachen reden, von denen er, wenn er ehrlich sein will, seine Unkenntniß sich selbst gestehen muß. — Man möge aus diesen Bemerkungen abnehmen, wie wir nicht nur Wächter der Wahrheit, sondern auch Wächter der Schönheit sein wollen, wie die ästhetische Combination uns keineswegs Nebensache ist; wir fühlen den ganzen Jammer in seinen Tiefen, daß wir zur Zeit noch olchen Mangel haben an Köpfen, die unsere Ideen in schönen Formen an das Volk, das für dieselben so empfänglich ist, vermitteln. Wir drücken jedem künstlerischen Talente die Hand, das im Dienste der Wahrheit schreibt, malt oder dichtet.

Karl Grün.

Ich werde fünfzig der besten Kritiken immer gern Einer guten Produktion opfern, und doch kann es Fälle geben, wo ich auch Arbeiten im kritischen Fache mit einem Enthusiasmus beurtheile und zur Kenntniß der Nation bringe, wie er nur bei den glänzendsten Schöpfungen eines dichterischen Genius über mich kommt. Eine solche Arbeit ist das eben vor mir liegende

Sendschreiben an Dr. Karl Gutzkow in Betreff seiner „Zeitgenossen" von Karl Grün. Cassel, bei Fischer.

Dieses Sendschreiben soll nur die Vorrede sein zu einem Romane: „Buch der Wanderungen", der in derselben Verlagshandlung erscheint, mir aber bis jetzt noch nicht zu Handen gekommen ist. Die Halle'schen Jahrbücher, und in ihnen namentlich ein gewisser Herr Karl Biedermann, haben mit grenzenlosem Hochmuth über die Erscheinungen der neuesten Literatur abgesprochen, und zwar abgesprochen in einem Tone, dessen ich den gepriesenen Universalismus dieses Instituts nicht für fähig gehalten hätte. Ich habe um mancher guten Namen willen die gebührende Achtung

vor besagtem Organe der Öffentlichkeit, aber bitten möchte ich die Arbeiter am Weinberg der Hegel'schen Philosophie, weniger esoterisch, weniger ausschließlich zu sein und sich nicht so sehr einer bloßen Kastenweisheit hingeben. Habt ihr wirklich euern Herrn und Meister verstanden, habt ihr wirklich, wie ihr prätendirt, die Aufgabe des Jahrhunderts begriffen, nun so bilde ein Jeder nach seiner Eigenthümlichkeit sich auch die entsprechenden Formen für seine Gedanken und thue seinen Tiefsinn anders als in den hergebrachten Phrasen kund.

Außer Rosenkranz, Strauß, Vischer, Hotho, Ruge und dem verstorbenen Gans kenne ich keinen Jünger Hegels, der von dem Zwange der Form sich zu befreien gewußt hätte. Die genannten fünf sind wohl auch die Einzigen, welche die Bedeutung entgegengesetzter Richtungen nach ihrem ganzen Umfange aufzufassen verstanden haben; sie sind die Einzigen, welche ein Wort drein reden dürfen, wo Sachen des Gemüths zur Sprache kommen. Die Übrigen mögen uns noch so viel von ihrer Objectivität und Wissenschaftlichkeit vorplaudern, sie werden dennoch keinen Platz am Steuerruder der Zeit finden und von Männern verdrängt werden, die an Klarheit des Sinnes ihnen nicht nachstehen, aber an Wärme des Herzens sie übertreffen, die nicht für eine Elite der Intelligenz, sondern für alle Welt schreiben, die endlich nicht nur die Feder, sondern, wenn es gilt, auch das Schwert ergreifen. Wir fühlen, daß der Schneckengang stätiger Entwicklung uns zu Nichts führen

wird und daß wir bald werden im Sturmschritte erscheinen müssen.

Während unsere Vernunft auf ihrem hohen Throne schwelgt und praßt, ist unser Herz ein Bettler geworden. Schade, denn die Fäden, welche uns mit dem Volke verbinden, spinnen sich nicht aus unserem Kopfe, sondern aus unserer Brust. Man kann gelernt, viel gelernt haben, man kann grau werden vor lauter Weisheit, und doch spurlos vorübergehen, vorübergehen, ohne eine Nerve am Leben der Nation zu elektrisiren. Unsere Denker müssen heraustreten aus ihrer Unmittelbarkeit und ihr welsches Sanskrit dem Volke übersetzen in gutes, bürgerliches Prakrit. Oder besäßen sie wirklich so wenig Selbstvertrauen zu ihrer Unfehlbarkeit, wie einige Spötter behaupten, daß mit dem Nimbus der Sprache die ganze Herrlichkeit ihrer Systeme in Asche fiele?

Der junge Mann, von dem das Sendschreiben ausgegangen und der uns auch sonst schon unter dem Namen Ernst von der Haide begegnet ist, hat gewiß seine Studien gemacht, so gut als Einer jener Phraseologen; er ist aber weder so altklug dünkelhaft geworden, noch hat der Kathederstaub die Flamme des Zorns und der Liebe in seinem Busen erstickt. Er gesellt sich jener kleinen Schaar bei, deren Glück und Elend in dem Worte: „Kinder der Zeit" so ergreifend ausgedrückt ist. Noch hat er viel in sich verschlossen und ist zu bescheiden, die Welt seines Innern auf einmal bloß zu legen. Er will sich der Nation auf eine Weise empfehlen, die mir immer gar lieblich und rührend

vorgekommen ist. Er empfiehlt zunächst einen andern Autor und knüpft seine eigenen Bemerkungen und etwaigen Widersprüche an dessen Behauptungen an. Die Broschüre Karl Grün's ist ein schätzenswerther Commentar zu den Zeitgenossen Gutzkow's und kann viel zur Verständigung dieses Autors beitragen. Ich kann sie in letzterem Betracht nicht dringend genug meinen Lesern an's Herz legen.

Die junge Literatur mußte, um wenigstens ihren demokratischen Produktionen eine Zukunft zu sichern, sehr zurückhaltend sein mit dem ungeschmückten Bekenntniß ihres politischen Glaubens. Karl Grün hat nach langer Zeit zuerst wieder den Muth gehabt, den seinigen rücksichtslos auszusprechen und frank und frei der Nation die theuren Namen in's Gedächtniß zurückzurufen, die man kaum noch aus undankbarer Feigheit vergessen zu wollen schien. Ich weiß nicht, darf ich Karl Grün auch als Dichter so freudig bewillkommnen, wie ich ihn jetzt als Charakter bewillkommne. Ich wünsche es, — denn eine schöne Form, mit solchem Geiste erfüllt, wäre eine Oase in unserer Literatursteppe.

Bleibe kalt, wer es vermag; ich bin unwissenschaftlich genug, laut aufzujauchzen, wo die Saiten meines Gemüths so harmonisch berührt werden, wie im vorliegenden Büchlein!

Der Glaube an die Gegenwart, als dem Keim einer schönen Zukunft, lächelt mir trostvoll aus jeder Zeile entgegen.

Die laut ausgesprochene Reform unserer socialen Mißverhältnisse wird die moderne Religion sein. Diese neue

Staatsbibliothek Bamberg

Weltreligion aber, die Freiheit des Subjekts, wird es nicht bei einer bloßen Nachgeburt ohne Leben und Gestaltung lassen. „Nein! Sie wird die frühere Geburt für eine Todtgeburt erklären und behaupten, daß erst das Kind, was jetzt im Schooße der Zeit liege, vom heiligen Geist empfangen sei, die Anbetung der Völker, die freudige Aufopferung von Gut, Blut und Gewissen gebietend!"

Nur mit Einer Behauptung des Verfassers habe ich mich nicht versöhnt, und ich werde mich auch nie mit ihr versöhnen, ich meine seine Behauptung von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Todesstrafe. So würdig dieselbe motivirt ist, denn sie wird gleichsam als Versöhnung des Verbrechers mit dem Absoluten, als Heilung des Bruchs mit der Idee dargestellt, wird mir hier die Rede Robespierre's für die Abschaffung der Todsstrafe mehr gelten, als die darauf bezüglichen Paragraphen der Hegel'schen Rechtsphilosophie. Eine ganz andere Stimme, als der Kalkul eines Justizraths, hat hier ein Votum, das ein Veto sein muß, abzugeben.

Staatsbibliothek Bamberg

Dichtergruppen.

Ferdinand Freligrath. Karl Beck. Theodor Creizenach.

Wem der Sieg durch Waffen glückte,
Nicht allein sei Held genannt!
Jüngst an deinem Herde drückte
Mir wohl auch ein Held die Hand.

Anastasius Grün an Uhland.

Was ich neulich ausgesprochen, daß die Kritik unserer Zeit eben so wohl eine verbindende, als scheidende und trennende sein solle, muß ich heute, wo ich von den drei obengenannten Dichtern zu reden gedenke, auf's Nachdrücklichste wiederholen. Die Geister, die bereits der Stolz oder wenigstens die Hoffnung unserer Nation sind, müssen aus ihrer Vereinsamung herausgerissen und in möglichst großer Anzahl unter Einem Banner versammelt werden, um geschlossenen Gliedes Stand halten zu können dem Andrange einer oft trostlosen, oft drückenden Wirklichkeit. Wir haben zu untersuchen, ob nicht viele Köpfe zuweilen Ein Herz, ob nicht tausend Formen zuweilen von Einem Hauche belebt sind. Drei Dichter, Freiligrath, Beck und Creizenach,

dem ersten Anscheine nach so von einander verschiedene Gestalten, sind doch die Kinder Einer Mutter; Ein Band umfängt dieselben.

Ueber Ferdinand Freiligrath *) wurde in den letzten Jahren in allen deutschen Ländern und Blättern ungemein viel hin und her geplaudert; ich erinnere mich aber nur Einer klassischen Arbeit in dieser Beziehung, des Aufsatzes von Franz Dingelstedt in dem Jahrbuch der Literatur auf 1838. Freiligrath's formelle Fehler und Tugenden werden daselbst gründlich und mit großer Feinheit gewürdigt. Diese eigenthümliche Form der Freiligrath'schen Muse ist übrigens nur das nothwendige Ergebniß ihres Geistes; der Geist aber in seinen Hauptzügen hängt genau zusammen mit einer vielfach, wenn auch anders ausgesprochenen Richtung oder, besser gesagt, Stimmung unserer Zeit.

Diese Stimmung ist ein allgemeines Gefühl des Mißbehagens, der Unlust an den gegebenen Zuständen, der Zorn über die scheinbare Schwäche und Thatlosigkeit eines in seinem innersten Kerne edlen Volkes. Sie fand ihren ersten

*) Die Cotta'sche Buchhandlung hat sich ein wirkliches Verdienst um die Verbreitung dieses Dichters in weiteren Kreisen erworben. Die zweite Auflage der Freiligrath'schen Gedichte, 500 Seiten, auf feinstem Velin und elegant cartonirt, kostet bloß zwei Gulden, vier und zwanzig Kreuzer. Es ist rühmlich, nicht nur der anerkannten, sondern auch der werdenden Literatur auf solche Weise Vorschub zu leisten. Schriftsteller wie Verleger gewinnen dabei.

unmittelbarsten Ausdruck in dem Romane eines Dichters, dessen Herz lange für kalt und dem Geiste des Jahrhunderts unzugänglich gegolten hatte, nämlich in dem Romane Karl Immermann's: „die Epigonen." Man entdeckte plötzlich Sympathien auf einer Seite, wo man sie nicht vermuthet. Immermann beweist sich des spät gewonnenen Zutrauens würdig und hat uns einen nur an wenigen Stellen krummgeschliffenen Spiegel unserer socialen und literarischen Zustände in seinem neuen Münchhausen geschenkt.

Immermann — Münchhausen — die Epigonen — und Karl Beck's oder Freiligrath's Gedichte! Welcher Sprung! Gibt es auch eine Brücke, so Verschiedenartiges zu verbinden? Warum nicht?

Immermann, Karl Beck, Freiligrath, Creizenach sind die Repräsentanten einer und derselben Stimmung, und ihr ganzer Unterschied beruht auf der Form, die allerdings über das größere oder geringere Dichtertalent, das dem Einen oder dem Andern zuerkannt werden muß, entscheidet. Aber noch einmal: hervorgetrieben und gebildet sind diese Formen aus Einem Geiste.

Ich kenne Dichter, denen die Thräne im Auge blitzt, daß sie thatlos dasitzen müssen und Lieder schreiben, statt hinauszuziehen in die Feldschlacht; ich kenne Dichter, die in bitterm Groll euere Liebe verspotten, weil sie nur Eine Braut haben, die Freiheit.

Drang nach Thaten, rücksichtslose Liebe zur Freiheit, Unbehagen an der Gegenwart hat unsere drei Dichter gleich-

sam geschaffen; Feuer, jugendliches Feuer glüht in ihren Adern; nicht Gefühl, sondern Phantasie ist das vorherrschende Element in ihren Dichtungen.

Bei diesem unbestimmten Drang, bei diesem Sehnen nach besseren Verhältnissen, das sich theils noch nicht recht klar geworden ist, theils überall das Außergewöhnliche verlangt, ist auch die Form theils noch keine feste, sichere, wie bei Beck und Creizenach, theils eine überraschende, noch nie dagewesene, wie bei Freiligrath.

Der Grundcharakter, die Grundstimmung unser Zeit hat, wie in Immermann's Epigonen am unmittelbarsten, so in Freiligrath's Gedichten am vermitteltsten sich ausgesprochen.

Freiligrath stellt sich nicht geradezu in Widerspruch mit seiner Zeit, mit seinem Jahrhundert; die Anklage, die er vielleicht unbewußt gegen dasselbe richtet, ist mehr mittelbar. Er sagt nicht mit blanken Worten: „Es ist Nichts und es muß anders werden," sondern seine Phantasie sucht nach einem neuen Auskunftswege, um von der peinigenden Gegenwart sich los zu machen; sie wendet sich weg von der Stätte seiner Geburt und sucht heimisch zu werden im fremden Lande. Seine meisten Stoffe sind Afrika oder dem Oriente entlehnt, und ein zweiter Columbus segelt er auf dem stürmischen Weltmeere nach dem poetischen Eldorado umher. „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren", oder „Ich wollt' ich säng' im Sand der Wüste" oder „Heil wer das weite Meer befährt",

in solchen Strophen ist das eigenste Wesen der Freiligrath'schen Muse ausgedrückt.

Es ist gewiß nur Unlust und Mißbehagen am Gegebenen, welche die Phantasie des Dichters so in die Ferne treibt, — glücklich, wer zugleich, wie er, dieselben in so objektiven Schöpfungen zu bewältigen weiß, wem die innere Verstimmung der Seele so verschwindet, wenn er in poetischer Begeisterung über einem einmal erkornen Stoffe brütet!

Während Freiligrath so in der Weite schweift, findet Karl Beck alles Gute und alles Schlimme in der Nähe; für seinen Zorn und für seine Liebe gibt es Nahrung vollauf in der theuren Heimath. Nicht in fremde Zonen, unter Palmen und in die Wüste flüchtet er sich; frank und frei, ungescheut, oft zügellos, läßt er unsern Jammer und unser Glück Sprache gewinnen in den herrlichsten Worten.

In der Beck'schen Poesie finden wir viel Schlacken, aber auch viel Gold, und vor Allem einen prometheischen Funken, den wir nicht untergehen lassen dürfen; hier ist ein rüstiger Streiter im Dienste des Volks, wie er ihm Noth thut. Die Lieder Karl Beck's sind erstickte Thaten.

Der junge Dichter, ein geborner Ungar, hatte sich im Jahre 1837 mit einem Band Gedichte: „Nächte, Gepanzerte Lieder u. s. w." bei uns eingeführt und alsobald diejenige Theilnahme gefunden, die dem wahrhaften Genie trotz allen Düfteleien der Kritik nicht entgehen kann. Er hatte aus den Schriften Börne's ein neues poetisches Evangelium gezogen und sein eigenes Glaubensbekenntniß in einem Gedichte auf den unvergeßlichen Mann niedergelegt.

Das zweite Produkt Karl Beck's, mit dem ich mich hier vorzugsweise beschäftigen will, ist ein Childe Harold, ein fahrender Poet (Leipzig, bei Engelmann), enthaltend eine Reise nach Ungarn, Wien, Weimar und der Wartburg. Alle Fragen der Zeit und der Weltgeschichte werden zur Sprache gebracht; Vieles ist im erhabenen Schwung von Weissagung gedichtet. Die Form des Ganzen sind freier behandelte Sonette; interessant ist, daß die letzte Abtheilung, „Wartburg", einem deutschen Fürsten, dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg zugeeignet ist. Und diese 44 Sonette übertreffen an Derbheit des Ausdrucks Alles, was Börne geschrieben!

Der neue Childe Harold begreift nicht, wie auf der Erde bei so viel Elend so viel Frieden herrschen könne, und ein träumerisch Weh will sein Herz darob beschleichen. Ihn selbst scheint sein allzufrei gesungenes Lied von der Heimath theurem Grund getrennt zu haben; aber seine Sehnsucht ist zu groß, und er wagt dennoch seine Schritte nach derselben zu lenken. Und in welchem Zustand findet er sie und seine lieben, edlen Magyaren? Doch Geduld!

> Der Enkel wird die Ketten einst zerbrechen,
> So glänzend, wie sie je ein Volk zerbrach!

Der zweite Gesang führt uns nach Wien, und das Erste ist, daß der Dichter seine wilden Gedanken an den Zollschranken läßt. Er will seine alten Freunde besuchen, mit denen er einst vom Völkerfrühling geschwärmt.

Sie sind in alle Ferne zerstoben oder Verräther geworden. Er besteigt den Stephansthurm und beschaut sich die Stadt, die schon so oft über Völker und Völkerschicksal gerichtet. Es ist

— ein Lärm, als würden Welten hier vernichtet,
ein Ruf, als würden Welten hier gedichtet — — (24.)
Und doch nur ein lebendig Schattenreich. (ibid. 25.)

Diese Lustigkeit in der Stadt ist nur die Maske des Unglücks; indeß die Leute haben Recht:

Genießet, was die Augenblicke schenken,
Denn an die Zukunft dürft ihr doch nicht denken.

Zu lange kann es ihm aber nicht behagen —

Dieß wetterschwüle Brüten,
Dieß hoffnungslose Schweigen trägt er nicht.

Der dritte Gesang wurde in Göthe's eigenem Hause gedichtet und versucht eine Ausgleichung der beiden Antipoden, Börne und Göthe.

Im vierten Gesange aber stehen Worte, die ich in Prosa nicht auszusprechen wage, Worte, die wahr, unendlich wahr sind, und die Einem dennoch das Herz im tiefsten Busen erschüttern; Himmelsworte, die man nur in nächtlicher Stunde, wenn keine Seele lauscht, zu sich selbst redet.

Der Dritte im Bunde dieser verstimmten Dichter ist Theodor Creizenach. Er ist ein Freund Beck's, der ihm auch als seinem Mitstrebenden den dritten Gesang des fahrenden Poeten gewidmet hat. Bei Hoff in Mannheim erschien so eben ein Band Dichtungen von diesem jungen Literaten, denen eine dramatisirte, sehr witzige Satyre auf bekannte Vorgänge in der neuesten Literatur unter dem Titel: „der schwäbische Apoll", beigegeben ist. Ein ungestümer, freiheitsdurstiger Geist, ein Gemüth von gutem Adel, um dessentwillen wir ihm die Hand drücken müssen, obschon die Ausführung seiner Gedanken hinter der Auffassung derselben weit zurückbleibt. Theodor Creizenach ist eine jener Schwalben, die allmälig anrücken und Botschaft bringen von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, ein Geist, den, wenn er auch nicht in die Reihe der ächt schöpferischen tritt, eine hohe Begeisterung stets bewahren wird vor jeder unedlen Regung.

Ein Verschollener.

Wir haben uns schon mehrfach und kräftig zu Gunsten aller jungen Geister ausgesprochen, die im Dienste des Jahrhunderts handeln und die Interessen und Fragen der Gegenwart mit Kopf und Herzen ergreifen, und, wenn nicht lösen, doch nach Kräften neues Licht über dieselben zu verbreiten sich bestreben. Der marmorne Ruhm unserer deutschen Classiker ist gesichert für lange, vielleicht für ewige Zeiten; mögen einige Stubengelehrte sie beharrlich bald vom Standpunkte des Christenthums, bald von dem des Heidenthums aus betrachten und ihnen darnach ihre Stelle anweisen — sie werden ihrer Unsterblichkeit dadurch weder Vorschub leisten, noch Abbruch thun. Ein Journal, glaubten wir und glauben dieß bis heute, habe es vorzüglich mit dem lebenden Geschlechte zu thun; wie eine Pflanze der Wärme des Sonnenlichts, so bedürfe der werdende Dichter der Liebe seines Volkes, um heranzugedeihen zu dessen Freude und Trost.

Und doch will ich heute einen Schatten, einen edlen Schatten heraufbeschwören, den wir unverantwortlicher Weise

beinahe ganz vergessen haben. So nachdrücklich ich stets die Theilnahme der Nation für ihre lebenden Genien verlangt habe, so weit war ich immerdar von der irrigen Meinung entfernt, als ob ein ächter Dichter je aufhören könnte, der Dichter der Zeit zu sein. Das Göttliche ist immer an der Zeit.

Was haben wir einem Langbein, einem Blumenhagen, einem Blumauer, einem Rabener zu danken? Was will die Poesie Gellert's im neunzehnten Jahrhundert? Was wir zu sagen haben, sagen wir frei und blank heraus; wozu die Umständlichkeit der Fabel? Fabeln passen für Kinder und Unmündige; der Vater aller Fabeldichter, Aesop, war ein Sklave.

Wir kennen seit Sterne und Jean Paul den Humor, und haben in den letzten Jahren im komischen Romane Treffliches geleistet — was soll uns die schaale Kost der Rabener'schen Satyren? Das heißt doch die Zopfzeit mit Gewalt wieder an die Tagesordnung bringen und das Publikum von allem Interesse an der Gegenwart mit böslicher Absicht entwöhnen!

Das Geschlecht der literarischen Proletarier, die ihre Namen vor solche Gesammtausgaben abgestandener Autoren setzen, d. h. dieselben auf's Neue abdrucken lassen und die Correctur besorgen, ist unsterblich. Der Buchhändler kommt alsdann hinterher mit einer Anzeige, die so pompös und auf den Unverstand berechnet ist, daß das Publikum am Ende betrogen werden muß. Und keine Stimme will sich gegen

diese traurige Industrie, diesen literarischen Kleinhandel erheben?

Was müssen unsere westlichen Nachbarn von uns denken, wenn sie unsere Journale zur Hand nehmen und die Buchhändler-Annoncen lesen? Sie könnten wahrlich glauben, Schiller sei ein Buchbinder gewesen, wenn ewig und ewig von Schillerformaten die Rede ist! Mich wundert, daß nicht auch schon von den Schriften des Herrn Gentz oder von Haller's Restauration der Staatswissenschaften eine ähnliche Ausgabe erschienen, damit die preiswürdigen Ideen dieser herrlichen Köpfe so wohlfeil als möglich Eigenthum des deutschen Volkes werden! Doch — wer weiß, ob nicht in irgend einem Winkel Deutschlands im Augenblicke, da ich dieß schreibe, eine solche vorbereitet wird?

Es hat etwas Beängstigendes — dieses Todtengräberwesen im gegenwärtigen deutschen Buchhandel, dieses fortwährende Spekuliren auf die Vergangenheit; allein man darf das Tröstliche daran nicht übersehen, wie schon früher angedeutet worden. Das Tröstliche daran ist eben die Hoffnung auf einen baldigen Abschluß mit der Zeit vor der Julisrevolution, die Verbreitung allgemeinerer Bildung und ein Endurtheil über den Werth und Unwerth dieses oder jenes Schriftstellers aus dem Munde des Volkes selbst.

Will man einmal die ganze Vergangenheit neu auflegen, so möge man nur bei diesem Geschäfte gewissenhafter zu Werke gehen, als es bis jetzt geschehen ist. Waiblinger ist so eben die Ehre einer Gesammtausgabe (von Canitz

besorgt) widerfahren. Warum wird sein Ideal und Vorbild so beharrlich vernachläßigt? Warum führt Cotta nicht in würdiger Ausstattung den Dichter Hölderlin uns in's schwache Gedächtniß zurück?

Hölderlin! von ihm wollte ich schreiben, und das Herz pocht mir schon, wenn ich an ihn denke! — — —

Hölderlin, der eigentlichste Dichter der Jugend, dem Deutschland eine große Schuld abzutragen hat, weil er an Deutschland zu Grunde gegangen ist. Aus unsern jämmerlichen Zuständen, ehe noch unsere Schmach voll wurde, hat er sich in die heilige Nacht des Wahnsinns gerettet, er, der berufen war, uns voranzuschreiten, und uns ein Schlachtlied zu singen. Ach! er hat sich umsonst gewünscht zu fallen am Opferhügel, zu bluten des Herzens Blut für's Vaterland! Thatlos schmachtet er hin an den Ufern des heimathlichen Stromes, den er so oft verherrlicht; während ich mich berausche in seinen Liedern, hat er vielleicht vergessen, daß er jemals eines gedichtet.

Es ist rührend mit anzusehen, welche Anhänglichkeit die akademische Jugend dem wahnsinnigen Dichter in Tübingen bewahrt hat; mehr als Neugierde mag es sein, wenn sie zu dem 70jährigen Greise wallfahrt, der ihr nichts mehr bieten kann, als einige übelgegriffene Akkorde auf einem elenden Klaviere.

„Was die Jugend glaubt, ist ewig,“ sagt einmal Börne, und dieser Ausspruch findet seine Wahrheit an Hölderlin. Obgleich bald vier Dezennien vorübergerauscht sind, seit der Verfasser des Hyperion sein letztes

Lied gedichtet, zünden die großen Worte desselben noch so mächtig in den jugendlichen Gemüthern, als ob sie erst gestern gesprochen worden wären. Wenig dichterische Köpfe sind in Schwaben, die Hölderlin nicht ein paar Strophen geweiht, oder in seiner Nähe ein paar Stunden verlebt hätten.

Er hat auch wohl für die mit dem Alterthum sich beschäftigende Jugend mehr Werth, als der größte Philolog. Er wollte uns das Schönste aus jenen klassischen Zeiten erobern, den freien, großen Sinn.

Mit solchen unbequemen Anforderungen fand er natürlich im Anfange dieses Jahrhunderts keinen großen Anklang. Was Wunder, wenn er dann zürnend ausruft:

„Es ist herzzerreißend, wenn man Euere Künstler, Euere Dichter sieht, und Alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und pflegen! Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause; sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landstreicher gebracht?"

Oder an einer andern Stelle:

„Voll Lieb' und Geist wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volke heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln wie die Schatten, still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäet, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur

sieht, den ihr zerstörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu thun hat."

Hölderlin wußte, wie groß die Welt einst war, und konnte es nicht verschmerzen, daß sie so klein geworden sei. Es war ihm ringsum zu wild, zu bange, es trümmerte und wankte, wohin er blickte. (Gedichte — S. 44.) Er mußte wandern von Fremden zu Fremden und die freie Erde mußte ihm leider statt des Vaterlands dienen (S. 67). Aber

nimmer vergaß er dich,
So fern er wandert', schöner Main —

und nicht des Neckar's Gestade.

Er ist mit Leib und Seele ein Deutscher geblieben und hat trotz allem unserem Elend die Hoffnung nie aufgegeben. Er begriff, daß

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich ist, besteht.

Ist hier mehr als Rabener? Mehr als Blumenhagen? — — Träume dich hin zu deinem Plato, „Echo des Himmels, heiliges Herz," träume dich hin in den Schatten der Platanen, zu den Blumen des Ilissus, — aber eine glückliche Hand möge unserer Jugend die Zeugnisse deines Geistes sammeln, daß sie sich von Neuem daran erbaue, wenn die dunkle Wolke der Gegenwart drückend über ihrem Haupte lastet! Wir haben so viel Zeit für das Unzeitgemäßeste, und bedenken uns wegen der Minute, die wir einem so himmlischen Genius weihen wollen?

Karl Streckfuß und das Preußenthum.

Die neuesten Nummern der Hallischen Jahrbücher vom 1. November u. ff. enthalten einen Aufsatz: „Karl Streckfuß und das Preußenthum,“ der nicht geringe Sensation erregen wird. Dieser Artikel macht der sächsischen, beziehungsweise preußischen Censur in der That alle Ehre, und es scheint beinahe, als wolle man auch in Preußen allmälig die Wahrheit anerkennen, daß die Unterdrückung der freien Erörterung der Staatsangelegenheiten nach dem Standpunkte unserer Bildung nicht nur schädlich, sondern für die Dauer auch unmöglich ist. Zum Beweis, welchen Grad von Freimuth man dort jetzt schon zuläßt, theilen wir aus dem bemerkten Aufsatze folgende Stelle mit:

„Wir gehören nicht zu denen, die eine wahre Größe nicht ertragen können, weil sie neidisch zu ihr hinaufblicken, wir stoßen uns an keinem Namen, in dem der deutsche Geist verherrlicht würde; sei er Preuße oder Sachse oder der unsrige. Wir wollen diese Größe, die uns versagt ist, nach Göthe's unsterblichem Wort, durch Liebe uns gern aneignen,

die einzige Weise, wie man sich vor der Größe schützen kann; wir wollen mit Preußen sein, wir wollen Theil haben an der Weltbewegung, die von seinem Geiste auszugehen bestimmt ist; aber wir vermissen in ihm zur Stunde diese Größe selbst, ihm fehlt unser anderes Ich, das wir lieben könnten, der gründliche Protestantismus, der bei uns den ganzen Staat durchdrungen und im konstitutionellen Leben seine weltliche Realität gewonnen hat. Fänden wir diesen unsern Geist in Preußen wieder, so könnten wir auch ohne Besorgniß und Gefahr uns ihm hingeben; denn, wie gesagt, nur in ihm liegt die Macht und Sicherheit dieses Staates, nur dadurch also wären wir gewiß, daß wir von ihm nicht einmal plötzlich, wenn er in Folge seiner Unfreiheit zusammenstürzte, verlassen würden. Wir dürfen es frei heraussagen, unsere Antipathie gegen Preußen ist nichts als Sympathie für unsere höchste Aufgabe, mit unserem Princip, welches auch das preußische sein sollte, eine weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen, wie wir sie im Anschluß an Frankreich, wenn auch unserer Nationalität zuwider, gehabt haben. Dieß ist uns jetzt noch abgeschnitten. Preußens staatlich-katholisches Princip schneidet das freie Deutschland von dem Meere ab, welches der Geist der Geschichte befährt, und von den Küsten der Seligen, wo wir sterben dürften für das heilige Vaterland, welches der kalte Preuße nicht will, weil er unsere Freiheit, unsere protestantische Religion nicht in dieser Welt, im Staate, realisiren will."

„Nirgends mehr, als in Preußen, macht man sich zu thun mit Glauben und Wissen, mit Glaubensfreiheit und

Protestantismus; wohlan denn! so seid auch im Staate Protestanten, wenn ihr das aber nicht wollt und vermögt, so folgt nur getrost denen unter euch, die den Protestantismus und seine ganze Geschichte zu vernichten täglich und stündlich als das einzige Mittel des Heils — wir sagen des Unterganges — anpreisen."

„Wir streiten der absoluten Monarchie ihre historische Berechtigung nicht ab; aber eben um der Historie willen, die ihre Zeit erfüllet hat, fordern wir sie auf, zu begreifen, daß sie, um des Lebens selbst willen, ihrer eigenen höheren Lebensform sich nicht weiter zu widersetzen trachte."

„Sie hat sich gestaltet aus der Willkür und Zerfallenheit der mittelalterlichen Verhältnisse, und sie übernimmt von dort ab in der Sphäre der Weltlichkeit dieselbe Rolle, welche im Mittelalter in der sittlichen und geistigen Sphäre die Kirche behauptet hatte, die nämlich, die Zucht und Vormundschaft, wodurch der schroffe germanische Charakter zu einer Allgemeinheit zusammengehalten, und zu der Idee einer geistigen Totalität, welcher das Subjekt sich darzubringen habe, herangebildet wird. Aber wie die Hierarchie und ihre Bevormundung nur als ein Durchgang der noch nicht erzogenen und zur Freiheit sich erst hindurcharbeitenden Menschheit zu betrachten ist, so ist auch die absolut monarchische Verfassung nur ein solcher Durchgangspunkt, der neuen Formen weichen muß, sobald das Bewußtsein der Völker dahin gekommen ist, den Staat nicht mehr als einen bloß äußerlichen Verband mit bloß weltlichen Zwecken anzusehen, und in ihm nicht mehr bloß die Garantie der irdischen Sicherheit und

des sinnlichen Behagens zu erblicken, sondern ihn als die Realisirung der Idee des Rechts und der Freiheit zu betrachten, in welchem Staate nun sofort weder von der Willkür eines Einzigen, der die Willkür vieler Barone und Städte bändigt, noch von der Willkür der Vielen mehr die Rede sein konnte. Vielmehr ist der Staatszweck die Wahrheit und die Vernunft, der Staat ist selbst der allgemeine Geist, an dessen vernünftige Bethätigung jeder Einzelne gewiesen ist, um frei zu sein und durch die Staatsfreiheit immer tiefer in die innerliche Freiheit eingeführt und zu Gott hingeführt zu werden. Das Allgemeine, zu welchem die absolute Monarchie es bringt, ist immer nur ein äußerlicher Verband, nicht ein Selbstbewußtsein des Ganzen. In ihr fällt vielmehr das Staatsbewußtsein in's Staatsoberhaupt und die Regierung allein, es fällt jenseits des Bewußtseins der Bürger, eine Jenseitigkeit des Wissens und Geistes, der Wahrheit und des Substantiellen, welche wir mit vollem Rechte das Katholische im Staate genannt haben. Die Aeußerlichkeit in einer solchen Auffassung des Staates und seiner Bedeutung stellte sich nun auch sehr augenscheinlich dar in dem unsittlichen Egoismus des Regenten, welcher von der Nothwendigknit, den Egoismus des zersplitterten Volkes zu brechen, sodann auf die Absurdität gerieth, ein empirisches Subjekt zum Zweck und Princip des Staates zu machen."

Zu besserem Verständniß dieser Stellen bemerken wir Folgendes:

Der königlich preußische geheime Oberregierungsrath Karl Streckfuß hat kürzlich eine Schrift veröffentlicht, unter dem Titel: „Ueber die Garantien der preußischen Zustände.“ Der große Staatsmann, Dichter und Uebersetzer sucht mit gewohnter Loyalität darzuthun, wie diese Zustände gegenwärtig die besten von der Welt seien; Constitutionen können zwar auch gute Früchte tragen, indessen sei es für einen Staat gar wohl möglich, auch auf andere Weise zu bestehen und ohne Constitutionen zu seinem Ziele zu gelangen.

Es haben einige Blätter die Vermuthung geäußert, die geharnischte Kritik des Streckfuß'schen Buches könnte von D. F. Strauß herrühren; sie würde dem großen Theologen Ehre machen. Wir haben aber Grund, einige Zweifel in die Vermuthung zu setzen.

Die wissenschaftliche Fassung ist dem Aufsatz gut gekommen, und hat ihn glücklich zwischen der Scylla und Charybdis hindurch geführt.

Wir pflichten dem geistvollen Kritiker fast überall bei, wo er negativ zu Werke geht; wo er aber Positionen macht und Begriffe aufstellt, sind wir gänzlich anderer Meinung. Vielleicht ist der panegyrische Theil des Artikels auch nur ein diplomatisches Kunststück.

* * *

Es stand zu erwarten, daß die von uns bereits erwähnte Schrift des königlich preußischen geheimen Oberregierungsraths Karl Streckfuß an allen Ecken und Enden Deutschlands Widerspruch erregen werde. Die Halli-

schen Jahrbücher enthalten in den letzten Nummern abermals eine Entgegnung auf jenes Libell, und zwar nicht, wie zuerst, von einem Würtemberger, sondern von einem Sachsen, oder wenigstens Professor an einer sächsischen Hochschule, von Biedermann in Leipzig. Was wir zur Ehre der Censur in Sachsen vor acht Tagen gesagt haben, müssen wir heute wiederholen. Doch — man weiß, wie umständlich ein deutscher Professor ist, und wie oft er ausholen muß, bis er endlich den Nagel auf den Kopf trifft, wie er seine illegitimen Grundsätze hinter einen Schwulst von legitimen Phrasen versteckt. Die Form, in der er sich ausdrückt, läßt ihn nie gefährlich werden. So nehmen auch in der sonst guten Kritik Biedermann's die Präliminarien zwölf volle Seiten ein, was für höchst wissenschaftlich gilt. Bei Schriften, wie der des Herrn Streckfuß, vermisse ich immer Börne, der jeder Sache ohne Umschweife auf den Leib ging und seiner Polemik bei aller vernichtenden Schwere eine Durchsichtigkeit zu verleihen wußte, welche dieselbe auch für den Niedrigsten seines Volkes handgreiflich verständlich machte.

Mancher erfährt vielleicht gern genauer, welcher Art die Garantien der preußischen Zustände, über die Herr Streckfuß sich so enthusiasmirt, eigentlich sind, und ich will sie daher kurz und bündig mit einem kleinen Commentar und Berücksichtigung der Biedermann'schen Kritik meinen Lesern unter die Augen rücken.

Friedrich der Große wollte Preußen vorzugsweise zum Staate der Intelligenz erheben, da er in der mora-

lischen und intellektuellen Kraft des Volkes das sicherste Mittel erblickte, den Mangel an physischer Kraft nach Außen hin zu ersetzen. Noch jetzt wird sich Preußen als Großmacht nur erhalten können, wenn es dem Principe Friedrichs II. getreu bleibt, und nicht nur getreu bleibt, sondern im Sinne dieses Princips fortschreitet. Das Ländergebiet Preußens ist in zwei von einander getrennte ungleiche Hälften getheilt; das äußerlich Getrennte kann nicht anders als geistig zur Einheit verbunden werden. — Was versteht man nun aber unter einem Staate der Intelligenz?

Offenbar einen Staat, in dem die möglichstgrößte Anzahl von Bürgern für fähig erklärt ist, an der Berathung von öffentlichen Angelegenheiten mittelbareren oder unmittelbareren Antheil zu nehmen; einen Staat, der durch seine Unterrichtsanstalten u. s. w. unablässig darauf hin wirkt, daß deren immer mehrere werden. Auch Herr Streckfuß gibt wörtlich zu, die Regierung müsse mit dem Volke auf das Innigste verbunden bleiben und deßhalb demselben das Bewußtsein der größten (sic!) gesetzlichen Freiheit und Sicherheit, und die Anregung regster innerer Ausbildung geben.

Nun kommt aber die schöne Phrase, die den Kern des Buches bildet:

„Der preußische Staat ruht wesentlich auf dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes von der Sicherheit und Gesetzmäßigkeit seiner öffentlichen Zustände. Dieses Bewußtsein ist, aus einem inneren Grunde hervorgegangen, eine bessere Bürgschaft für die Dauer jener Zustände, als die theoretisch vollkommenste Constitution, welche ohne jenes

Bewußtsein von oben her verliehen, eben so von oben, oder durch den Kampf der Parteien, oder durch äußere Gewalt wieder umgestürzt werden kann."

Wem wird nicht unheimlich zu Muthe bei solch nebulöser Sprache? Doch zur Sache!

Herr Streckfuß meint also, Preußen werde gewisser Vortheile so gut theilhaftig, als andere Staaten, welche liberalere Einrichtungen besitzen. Die inneren Einrichtungen des preußischen Staates seien eben so viel Garantien für die gleichmäßige Erhaltung der öffentlichen Zustände im Sinne jenes allgemeinen Volksbewußtseins.

Die Haupt- und erste Garantie liegt nach Hrn. Streckfuß in der Person des Monarchen. Er sagt: „Wir bedürfen keiner Garantie gegen die Entscheidung der obersten Gewalt in Verwaltungs- und Gesetzgebungs-Angelegenheiten, denn diese Entscheidung trägt in sich selbst ihre Garantien — nämlich die Persönlichkeit des Entscheidenden.

„Hat die preußische Regierung nicht in den meisten Fällen die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes getroffen? Hat man den alten Müller von Sanssouci so ganz vergessen?"

Zugegeben! Wir haben jetzt einen Numa Pompilius — wer bürgt uns dafür, daß wir nicht später einmal einen Tarquinier bekommen? — Das Erste mag wahr sein, aber es ist reiner Zufall.

Der Monarch beschränkt sich im Augenblicke freiwillig in der Ausübung eines Rechtes — schön! Das ist Gnade,

guter Wille. Wer sagt mir gut, daß nicht einmal ein Anderer im entgegengesetzten Sinne handelt?

Der Monarch ist nicht baulustig, ist nicht kriegslustig. Er wird daher keine Soldaten pressen, keine unnöthigen Steuern erheben.

Wo steht geschrieben, daß nicht Einer kommen kann, der baulustig und kriegslustig zumal ist, und Steuern und Soldaten preßt die Hülle und Fülle?

Gedeiht nicht die Wissenschaft, gedeiht nicht die Literatur *) gar prächtig? Werden dem Zeitgeiste nicht alle möglichen Zugeständnisse gemacht?

---

*) Anmerkung. Wie schlimm es übrigens auch um die Literatur in Berlin steht, davon gibt der Telegraph für Deutschland bei Beurtheilung einer guten Schrift: „Berliner Spaziergänge", Zeugniß. Es heißt in Nro. 180 des genannten Blattes: „Eine in Berlin erschienene Schrift, die ein allgemeines populäres Interesse in Anspruch nimmt, ist seit mehr als zehn Jahren fast immer etwas Albernes — entweder eine pietistische oder politische Albernheit oder eine witzelnde Albernheit im Tone der Eckensteher. Berliner Literatur heißt seit zehn Jahren gemüthlose Possenreißerei oder servile Ideologie; dem albernsten Witze wird dort das Gefühl und die seelenvolle Anschauung des Schönen geopfert, das allgemeine deutsche Interesse ist von einem beinahe slavisch=wendischen verdrängt; die Journalistik ist in den Händen theils entlaufener Schulknaben, theils bankerotter Adeligen, die aus Rücksicht auf ihre Finanzen Zeitungsconcessionen erhalten; sogenannte Pfenningsblätter sollen tausenderlei nützliche, populäre Allerweltskenntnisse statt echter, gediegener Aufklärung, statt gesunder, in's Leben greifender Urtheile verbreiten. Berlin ist seit zehn Jahren durch seine jämmerliche Journalistik, durch das Stagniren aller freien

Auch hier will ich so bescheiden sein und nur fragen: Wo haben Sie die Gewährschaft, Herr Streckfuß, daß dieß Alles immer der Fall sein wird?

Ja, Preußen ist aus Gnade und thatsächlich eine beschränkte Monarchie, hat aber so, wie die Dinge stehen, die Macht, sich jederzeit zur unbeschränkten zu erheben.

Die Persönlichkeit des Monarchen ist nach Hrn. Streckfuß die erste und Hauptgarantie der preußischen Zustände. Die zweite liegt in der Verwaltung des preußischen Staates.

Das preußische Volk ist nach der Aussage des Herrn Oberregierungsraths nicht so unbetheiligt an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, als man es gewöhnlich darzustellen sucht. Es hat seine Schulzen und Dominien, seine Magistrate und Kreislandräthe.

a. Die Schulzen werden von den Grundherren eingesetzt, die bei der Erhaltung der allgemeinen Ordnung das größte Interesse haben. Und das soll ein Vorzug sein?

b. Die Gemeinden wählen Repräsentanten, die Repräsentanten wählen die Magistrate, die Regierung bestätigt dieselben. Garantie Nro. II.!

Geistesthätigkeit und aller gemeinschaftlichen Anknüpfung an das übrige Deutschland geistig die Hauptstadt nicht mehr Preußens, sondern nur noch der Mark Brandenburg geworden."

c. Auch die Landräthe, welche die unmittelbare Aufsicht über die Ortsbehörden führen, werden nicht von der Regierung eingesetzt, sondern die Kreisstände, bestehend aus Rittergutsbesitzern und Deputirten der Stadt- und Landgemeinden, schlagen drei Kandidaten vor, aus denen der König einen wählt.

Jeder Unterthan darf sich überdieß an den König wenden und über das Recht hinaus werden billige Ansprüche durch die königliche Gnade gewährt! Und noch will man sich beschweren?

„Sind ferner nicht Provinzialstände da, welche die Wünsche des Volkes an die Regierung bringen? Prüft man dieselben nicht sorgfältig bei der Centralbehörde, im Staatsrath? Und wenn ein Gesetz größere Eile erheischt, ist der König durch irgend etwas gehindert, von jenem umständlichen Verfahren abzugehen?“

Alles gut, Alles vortrefflich — aber am Ende hängt doch Alles von oben ab. Die Regierung behält nach wie vor z. B. das Recht, Steuern auszuschreiben, unter diesem, unter jenem Vorwande. Biedermann macht hier die schlagende Bemerkung: „Wenn nun eine Regierung, unter dem Vorwande, das Interesse der Nation gebiete es, kostspielige Bauten ausführt oder Eroberungskriege anfängt u. dergl. und zu diesem Zwecke hohe und immer höhere Steuern auferlegt — ist dieß nicht eine ganz ähnliche Beeinträchtigung des Rechts und des Eigenthums der Privaten,

als wenn ein Fürst geradezu die Güter seiner Unterthanen confiscirt?"

So ist aber die preußische Regierung nicht; sie ist mäßig, weise, beschränkt sich. Recht, Herr Streckfuß; das Faktum spricht für Sie, aber ein Faktum ist nie eine Garantie, sondern nur ein Princip ist eine Garantie.

Will man die Beamtenhierarchie in der Verwaltung als keine Garantie gelten lassen, was sagt ihr zu unserer Justiz? Die Justiz ist nach Hrn. Streckfuß die dritte Garantie der preußischen Zustände!

Die Rechtspflege hängt aber von der Verwaltung und Gesetzgebung ab; ist die letztere gut, so wird es die erstere im Allgemeinen auch sein. Wer hat uns aber gezeigt, welches die Gewährschaften einer guten Gesetzgebung in Preußen sind? Herr Streckfuß? O nein! Denn das fiel auch seinem Scharfsinn zu schwer. Für gemeine Verbrechen mag die Justiz allerdings zureichen — wiewohl auch dieß Zufall ist und jeden Augenblick anders werden kann, da eben immer das Princip fehlt — aber auch für politische? Wo ist hier die Unabhängigkeit der Assisen, die Rheinprovinz Preußens ausgenommen? Doch diesen Punkt übergeht der Herr Regierungsrath völlig.

Alles, was Herr Streckfuß zu Gunsten der jetzigen Organisation Preußens vorzubringen weiß, sind Fakta, Thatsachen, die sich ändern können. — Es ist Alles gut, aber wir haben keine Bürgschaft, daß es so bleiben muß.

Und diese Bürgschaft fordert nun die Zeit, und sie wird nicht lange mehr vorenthalten werden können. Denn hiefür weiß ich noch eine Garantie; der vierte Bürge, den Herr Streckfuß vergessen hat, ist der freie Weltgeist, gegen den jede Opposition umsonst, und der so Fürsten wie Völker nach seinen ewigen Gesetzen lenkt.

Die Uebervölkerung.

Nicht das Schreckbild von Malthus, der mit Grausen gewahr wurde, wie das Geschlecht der Menschen von Tag zu Tag sich mehre, eine ganz andere Uebervölkerung, die literarische möchte ich sagen, ist es, deren Besprechung ich heute ein paar Augenblicke widmen will. Ich werde auch später noch öfters auf dieselbe zurückkommen. Die folgenden Bemerkungen sollen diese Lebensfrage keineswegs vollständig lösen, sondern nur einen Beitrag zu deren künftigen Lösung abgeben.

Die literarische Uebervölkerung! Ich glaube, ich habe keine sechs Freunde, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben den Ehrgeiz gehabt hätten, wenn auch nur in dem Provinzialblatt ihres Landstädtchens, als Schriftsteller aufzutreten und für einige Minuten das geneigte Gehör eines bescheidenen Publikums sich zu erbitten. Es ist, als ob Niemand mehr Geltung oder Anspruch hätte, über der Masse zu stehen, der nicht einen Bogen Gedrucktes als Dokument der Bildung aufzuweisen hat. Das Alterthum war thatenlustig. Die moderne Zeit ist schreibselig.

Allgemein zugegeben wird, daß von zehn Schriftstellern immer sechs das Schreiben unterlassen könnten, daß auf ein Genie zehntausend Mittelmäßigkeiten kommen, daß unter zwanzig Zeitungsredakteuren keine drei sind, welche vom heiligen Geiste berufen wären, der Nation gegenüber das große Wort zu führen und ihr Vertrauen zu erhalten. Ja, — der Journalist könnte gewissermaßen an die Stelle der alten Volkstribunen treten; wo bleiben aber Diejenigen, welche solchen Namen sich verdienen möchten! Ein kleines Häuflein bis jetzt, welches die Tagesliteratur würdig repräsentirt.

Und doch — so gut die Idee von Malthus mehr ein Phantom, ein Gespenst war, eben so nichtig sind auch die weinerlichen Klagen über die literarische Uebervölkerung, über die Unzahl von Schriften, welche mit jeder Leipziger Messe an das Tageslicht gefördert werden. Mag unsere Literatur immerhin den Anblick eines tausendköpfigen Ungeheuers bieten, eine Medusa, die versteinert, ist sie noch lange nicht und kann es ihrem innersten Wesen zufolge niemals werden. Dieses Herandringen auch der dürftigsten Intelligenz zu dem Forum der Oeffentlichkeit gibt eben Zeugniß von der allgemeinen Verbreitung wenigstens erträglicher Bildung. Jede Aristokratie muß am Ende aufhören, auch die Aristokratie des Geistes. Man muß um des Ächten willen auch dem Falschen die Möglichkeit gewähren, sich eine Existenz zu suchen, haben wir doch die Kritik und wackere Männer genug, die dafür Sorge tragen werden, daß diese Existenz eine Scheinexistenz verbleibe.

Es waren allerdings schöne Zeiten, da selbst der dürftige Diderot seine Arbeiten lieber verschenkte als verkaufte; es waren schöne Zeiten, ehe der geistvolle Beauharnais mit seinen Schriften Spekulationen machte; bei zwei Drittheilen unserer Schriftsteller mag, ich gebe es zu, die erste Frage sein: Was findet Abgang? Was trägt mir am meisten ein? Welche Fassung gebe ich dem Buche, damit es der Staatsmann im Kabinet, der Republikaner auf seinen Promenaden liest? Dieß und noch tausenderlei zugestanden — die literarische Uebervölkerung, die unberechenbare Menge von Autoren ist ein Hauptbeweis für die demokratische Richtung unseres Jahrhunderts.

Den Alten war die Literatur eigentlich nur Ersatz für das Leben, uns ist sie zum wirklichen nothwendigen Erforderniß des Lebens geworden. Sophokles und Euripides hätten vielleicht lieber noch hundert Schlachten von Marathon oder Salamis mitgefochten, als hundert Trauerspiele geschrieben; für uns ist es ein Uebermaß der Freude, wenn das kleine Publikum eines Theaters uns einmal seinen Beifall zujauchzt; wir verschmerzen es gerne, daß uns kein Volk als Helden begrüßt. Ach! haben wir denn gar Nichts mehr, was ein Herz zur Begeisterung entflammen, eine Faust zur That erwecken könnte? Wir liefern uns nur noch für unsere Ideale unsere unblutigen Schlachten mit Dinte und Feder.

In der mit Unrecht so oft angefeindeten Schreibelust unserer Tage liegt eine ganz richtige Opposition gegen das

Bestehende und eine unverhüllte Anerkennung der Forderung, daß wir weiter, daß wir fortschreiten müssen.

Es wurde schon früher einmal in diesen Blättern behauptet, daß jeder ächte Dichter in Opposition mit dem Staate stehe. Diese Opposition offenbart sich aber auch, ohne daß sie vielleicht selbst sich Rechenschaft davon ablegen können, in den gewöhnlicheren Köpfen unseres Volkes, welche die Feder ergreifen.

Jeder Schriftsteller entzieht dem Staate, wie er ist, einen Bürger. Dem Staate, wie er ist, sage ich ausdrücklich, denn Bürger sind wir alle irgendwo, Bürger im Himmel oder auf Erden, oder in einer unsichtbaren Republik. Die Alten bildeten sich für den Staat, die Bildung unserer größten Talente besteht darin, sich aus dem Staat herauszuleben, sich von demselben loszumachen, ihn entbehren zu können. Die Uhr des Deutschen geht immer ein Jahrhundert vor und er bildet sich ewig für die Zukunft; die gewaltigsten Geister begannen ihre Laufbahn damit, daß sie sich ihre staatliche oder bürgerliche Carriere verdarben.

Besäßen unsere hohen Politiker in der That so viel Weisheit, als sie zu besitzen Miene machen, wahrlich sie würden, statt über Unreifheit und Ideologie zu spotten und in den Tag hinein zu raisonniren, darauf bedacht sein, wie sie dem kranken Staatskörper die faulen Theile ausbrennen wollen. Denn das sollte ihnen doch ein Beweis sein, daß unsere Institutionen mangelhaft und anbrüchig sind, wenn die Besten der Nation das Glück ihres Lebens gemacht zu haben glauben, sobald sie sich ohne Sorge dem gepriesenen

Joche des Staatsdienstes entziehen können. Selbst der Ignorant, der seine albernen Romane schreibt, hat eine dunkle Ahnung davon, daß er kein Behagen daran finden würde, ein Stift in der großen Maschine zu sein.

Erst dann klagt darüber, daß so viel Unberufene vor dem deutschen Publikum mit ihren Produktionen auftreten, wenn ihr es ihnen möglich gemacht habt, ohne am Herzen zu verkümmern, wirkende Mitglieder euerer lobsamen Anstalten zu werden. Bis ihr dem Genie, wenn es nicht gerade ein falscher Ehrgeiz stachelt, werdet Genüge geleistet haben, wird noch manches Wasser den Bach hinunterfließen.

Eine alte Wahrheit, aber immerhin eine Wahrheit: Jede Sache hat ihre zwei Seiten. Wie sich uns in der Vielschreiberei das demokratische Princip als siegreich herausstellte, so haben unsere Gegner geglaubt, es werde durch dieselbe für ihre Sache etwas gewonnen. Ein Mann, der sich an die Spitze der Ereignisse gestellt hat, möchte ungefähr folgendermaßen raisonniren: „Warum in aller Welt war denn das athenienfische Volk so unruhig? Warum waren die Römer so schwer zu bändigen? Offenbar — weil sie keine Bücher hatten und sich die Langeweile nothwendig durch die Ostracisirung ihrer Aristokraten vertreiben mußten. Die Alten waren auf den Markt, unsere Leute sind auf das Zimmer angewiesen. Wenn sie überflüssige Zeit oder üble Laune haben, so holen sie sich ein Buch aus der Leihbibliothek und schlagen auf diese Weise zu unserer großen Freude ihre freien Stunden todt. Schreibt heute auch Einer etwas weniger günstig für unsere Privilegien, ehe sein Buch aus-

gelesen ist, erscheint ein zweites, das doch auch gelesen sein will, und so kommt es niemals zur That. Daß übrigens die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist durch die Censur trefflich gesorgt. Unsere bittersten Gegner sind eigentlich unsere besten Freunde: vor lauter Schreiben denken sie nicht mehr an das Handeln; sie laden in Einem fort, vergessen aber ewig Pulver aufzuschütten. Ja, Guttenberg! du warst ein großer Mann, und wir befinden uns scharmant bei dieser Nation von Dichtern und Philosophen. Sie errichten dir gegenwärtig ein Monument; gut, ich habe dir so viel zu danken, es soll mir auf ein paar Thaler nicht ankommen; hast du doch die Revolution zu einer Buchhändlerspekulation gemacht. Zudem wird man durch einen solchen Beitrag zu einem Denkmal gar populär."

Noch andere Staatsmänner setzten große Hoffnungen auf diese Vielschreiberei, weil den Schriftstellern an der Erhaltung des Bestehenden zunächst am meisten gelegen sein müsse. In unruhigen Zeiten, in Zeiten allgemeinen Umsturzes, wo jeder Tag einen Helden gebiert, schenkt man einem Buche, das nicht gerade die Politik betrifft, nur wenig Aufmerksamkeit. Das Schwert des Kriegers mäht die Dichter sammt ihren Blumen hinweg. —

Sie irren sich aber Alle, welche also sprechen. Wohl möchte vielleicht die Welt sich von Grund aus umgestalten, wenn nur einmal zweimal vierundzwanzig Stunden lang durch Zauberei die Bücher von der Erde verschwänden. — Indeß ist der Vortheil der Vielschreiberei ganz auf unserer Seite, und ein scharfsichtiger Aristokrat sollte eigentlich keine

Nacht ruhig schlafen können. Dieses hochmüthige Zugeständniß und unausstehlich gnädige Herablassen von Seiten der letztgenannten Herren verräth die tiefste Verblendung. Unsere Dichter und Denker sind es, welche an dem schönen Gebäude der Zukunft arbeiten und die Hallen wölben, in denen nicht nur freie Menschen Arm in Arm liebend miteinander wandeln werden — sie sind es, welche die Fundamente legen zu dem Palaste, der auch den niedrigsten Bettler unseres Geschlechtes in sich aufnehmen soll. Zu solch einem Weltbau bedarf es aber nicht nur des Genies eines Baumeisters, sondern auch der weniger geschickten Hände der Maurer und Zimmermeister. Der Himmel selbst hat Sterne erster, zweiter und dritter Größe, und wir wollen uns beklagen, daß in unserer Literatur nicht lauter Sterne erster Größe sind?

Keine Staatsform ist ewig, und nur vermessener Wahn kann die unsrige dafür ausgeben. Ist es euch nie aufgefallen, wie so mancher prometheische Geist es vorzog, in einem Zeitungsbureau statt in einem Ministerium sich abzuquälen? Habt ihr auf eueren Hochschulen keine Jünglinge kennen gelernt, die ihre 15 oder 20 Semester lang mit allem erdenklichen Fleiße einem Fachstudium obgelegen hatten, die sich hatten examiniren lassen, und für tüchtig in jeder Beziehung erklärt worden waren, — und als es darauf ankam, in den Staatsdienst zu treten, sich besannen, und die unsichere Laufbahn eines Publizisten oder Dichters über das sichere Brod eines loyalen Beamten stellten? Dieses sichere Brod muß aber nicht sehr süß schmecken, es muß

etwas faul sein im Staate Dänemark. Alles, Alles will aus dem Staate! Niemand findet sich befriedigt und Jeder trachtet darnach, sein Leben auf andere Weise, als hinter Aktenstößen, zu fristen.

Eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und eben damit ein stark demokratischer Zug verräth sich in der Vielschreiberei unseres Jahrhunderts, die man, wenn man nur ein wenig nachdenkt, nicht schwächen, sondern, trotz den tausenden von schlechten Machwerken, freudig willkommen heißen muß. Schmerzlich ist freilich für den Augenblick der Gedanke, daß oft selbst die größte geistige Impotenz lieber als elenden Schriftsteller sich brandmarken, denn als guten Bürger, was so der Staatsmann guten Bürger heißt, beloben lassen will.

Das Ziel der Weltgeschichte ist allerdings nicht das Schreiben; aber so, wie sie eben sich gestaltet hat, ist die Rührigkeit unserer Federn kein schlimmer, sondern ein guter Vorbote, ein deutlicher Fingerzeig, daß eine Aenderung unserer Zustände eintreten muß, und eine Bürgschaft, daß die Zukunft gebildete, vorbereitete Menschen antreffen wird. Dann dürfte sich die Zahl unserer Schriftsteller schon von selbst mildern. Man denke an die Schweiz und an Nordamerika! —

Lyrik.

Von dem jungen Dichter, den wir schon öfters mit Liebe erwähnt, von Karl Beck, erschien so eben als Bote des nächsten Jahres (Leipzig 1840) das erste Bändchen seiner „stillen Lieder“. Er hat sich ein Recht darauf erworben, daß wir ihm, nachdem er uns in seinen gepanzerten Liedern und in seinem fahrenden Poeten so gewaltig angeregt, auch bei diesen sanfteren Ergüssen seines Herzens theilnehmend lauschen. Hier ist nicht die Gedankenschwere der neuen Bibel, nicht der wilde Grimm bei seiner Reise durch Oestreich, hier ist nicht die Wetterschwüle des Sommers, sondern der lachende Sonnenschein des Frühlings; kein Brausen des Sturms, kein Ungewitter, sondern Säuseln der Liebe, milder Thau. Beck ist aus einem Adler eine Nachtigall geworden. Sollen wir ihm darum zürnen? Darf das Herz, das am Tage für Freiheit schlug, nicht am Abende für Liebe schlagen? Gewiß — das Ziel alles Kampfes ist der Friede. Die Ruhe ist doch das Beste von allem Glück der Welt, singt Waiblinger. Auch wir — wenn wir heute unmuthig den Hand-

schuh hinwerfen, so ist unser Wille nur, dem Herzen des Volkes am Ende der trüben, kampfvollen Tage eine heitere Freistätte zu erobern, wenn es mit den Lorbeeren des Siegers sich geschmückt, es mit den Rosen Anakreons zu bekränzen.

Womit unsere Dichter gewöhnlich beginnen, mit der Liebe, so bringt uns Karl Beck dieselbe erst, nachdem er ein gutes Stück Haß von sich abgethan. Die beiden Abtheilungen: „aus Ihrem Tagebuche" und „aus Seinem Tagebuche", welche das Bändchen eröffnen, sind ein recht artiger Dialog in Liedern, aus denen sich die Wärme des Erlebten mächtig herausfühlt. Zur Composition möchten wir sie namentlich empfehlen. Der Refrain ist oft gar glücklich angewandt.

Doch ist der Schmerz auch hier nicht ganz ausgeblieben und hat sich mit seinem blinkenden Geschmeide von Thränen in der dritten Abtheilung, in den Traumbildern, eingebürgert. Das Lied vom Schmetterling, der im Winter unter Eisblumen, bei der Flamme des Herdes erwacht, ist tief empfunden. Eben so der heilige Abend. Epigrammatisch scharf ist das Gedicht „stummer Schmerz":

Meßt eines Schicksals stummen Schmerz
Nach Jahren nicht und Tagen!
Man kann ein frühgealtert Herz
Im jüngsten Busen tragen.

Gemordet hab' ich nicht — ich schlug
Nur meinen eignen Frieden.
Ich hab' geirrt, genug, genug,
Und auch gebüßt hienieden.

Mein Treiben ist ein Traum, ein Wahn,
So Gestern und so Heute,
Und wenig hab' ich nur gethan,
Was ich nicht bald bereute.

Zumeist am stillen Sonntag just
Wird wilder Spuck getrieben, —
Ach, und im Stillen mir die Brust
Von Stürmen aufgerieben.

Beck hat lange von seinem Volk und Land geredet; man darf ihm wohl auch einmal ein Wort über sich selbst vergönnen. — Vielleicht hat man uns schon den Vorwurf gemacht, daß wir der Tendenz zu viel opfern; diese Kritik mag uns von demselben reinigen und beweisen, wie wir das Aechte in keiner Gestalt verkennen. — Noch ist zu bemerken, daß Beck eine seltene Formenreinheit besitzt und im ganzen Bändchen auch nicht ein falscher Reim aufzufinden ist.

Jean Paul.

„Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs. Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben!"

Börne.

Das Amt eines Kritikers fällt mir nie schwerer, als wenn ich auf Jean Paul zu reden komme. Während die Sonne holdes, verjüngendes Feuer durch meine Adern gießt, soll ich auf ihre Flecken achten? Ich soll auf den Mund eines Menschen sehen, auf die Sprache seiner Lippen lauschen, wo sein ganzes volles Herz mit liebenswürdiger Offenheit meinem Gefühle sich darlegt? Jean Paul, daß ich es nur gestehe, gehört zu den Männern, in deren idealer Gegenwart mich all mein skeptischer Muth verläßt. Wo das Gemüth seine Fragen an mich stellt, kann auch nur mein Gemüth die genügende Antwort geben. —

Jean Paul, der Dritte im Bunde unserer literarischen Dreieinigkeit, nämlich der heilige Geist, dieser Gott des Humors wurde unbegreiflicher Weise von seinem Volke weniger geschätzt und gewürdigt, als so manches mittelmäßige Talent, das spurlos mit dem Tage vorübergehen wird. — Laube hat in seiner eben ausgegebenen Geschichte der deutschen Literatur ein schönes Wort geredet, wenn er sagt: die Schöpfung stehe immer über der Bildung. In derselben Ueberzeugung habe auch ich den ewigen Kultus der Vergangenheit gehaßt und mit Vorliebe jeder ächten Schöpfung der Gegenwart mich zugewandt; ich war der Meinung, man könnte unsere marmornen Götter in ihrem Pantheon einmal eine Zeit lang schlafen lassen, um die volle Theilnahme den lebendigen Dichtern zu schenken. Jean Paul hatte ich im Stillen immer ausgenommen; leider durfte ich ihn weder zu den Todten, noch zu den Lebenden zählen; er ist, wie sein Parentator Börne sich ausdrückt, noch lange nicht Allen geboren; mag auch eine Zeit kommen, wo er Allen wird geboren werden. Hunderte von Commentaren besitzen wir über Schiller und Göthe, auch nicht einen nur irgend erträglichen über Jean Paul. Soll ihn denn nie Jemand außer seiner Frau Rollwenzel verstehen? Will uns Niemand in diesen Schacht von Edelsteinen zünden?

Ein Denkstein für Sankt Paul, wie ihn der Lohnbediente im Gasthofe zu Baireuth nannte, ist immer auch ein Denkstein für die Freiheit. Doppelt willkommen ist mir

daher eine Gelegenheit, auch meines Theils ein paar kleine Steine zu seinem Monumente herbeizutragen; zum Unglücke müssen es Kiesel sein, welche Feuer geben.

Unsere größten Männer verlieren von ihrem Werthe oder machen wenigstens momentan einen übeln Eindruck, wenn wir sie in der Familie, im Schlafrock und in den Pantoffeln betrachten. Nicht so Jean Paul. Man mag über ihn urtheilen, wie man will, der Mensch gewinnt bei ihm immer Alles wieder, was der Schriftsteller verloren.

Also erschien mir der Dichter des Titan in dem interessanten Buche: Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Dritter Band: Jean Paul Friedrich Richter. Herausgegeben von Z. Funk. Diese Schrift soll denn auch den erfreulichen Theil der heutigen Kritik bilden.

Durch Polemik getrübt wird der Panegyrikus auf unsern Unsterblichen, da ich in eine entschiedene Opposition zu treten habe gegen einen Artikel der Hallischen Jahrbücher vom 6. November, der unter der allgemeinen Rubrik: „der Protestantismus und die Romantik", auch die poetische Richtung Jean Pauls bespricht.

Jean Paul gehört bis jetzt noch mehr der Zukunft, als der Gegenwart des Menschengeschlechtes an; und hier will ihn nun auf einmal ein Schüler Hegel's, ein Apostel des Bestehenden, in die Vergangenheit zurückdrängen. Ehe ich die würdige, kenntnißvolle Weise näher angebe, in welcher dieß geschieht, will ich noch einige nothwendige Bemer-

kungen vorausschicken, mit deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit meine ferneren und zum Theil bereits ausgesprochenen Behauptungen stehen oder fallen.

Der Humor, indem er den Maßstab des Unendlichen an das Endliche anlegt, somit die absolute Wahrheit des Einzelnen aufhebt, ist das wesentliche Produkt des Protestantismus. Der Humor, wie er in Jean Paul und den Dichtern seit der Julisrevolution sich offenbart, wäre vor Luther schlechterdings unmöglich gewesen. Alles, was ist, hat vor dem Absoluten, in weiterer Abstufung vor dem Ideal, nur eine endliche Berechtigung. Alles Bestehende ist unwahr; die Wahrheit liegt weit darüber hinaus, in Gott oder im Fortschritt. Dem Humor ist Nichts heilig, als das Urbild alles Geschaffenen, man nenne es das Absolute, den Weltgeist, Gott. Scepter wie Bettelstab haben ihre lächerlichen Seiten; Fürst und Proletarier müssen ihre endlichen Schranken durchbrechen, dem Ideale zustreben und sich zu nähern suchen. So, wie sie sind, ist jeder Unterschied zwischen ihnen nur ein äußerlicher, gemachter, der vor dem Absoluten Nichts gilt; sie schleppen Beide vollauf an der komischen Mitgift des Lebens. Der Humor ist Demokrat; daher denn auch der komische Roman für unsere Zeit von so hoher Bedeutung ist.

Wie kommt es doch nur, daß man Humor und Ironie immerdar verwechselt, daß man diese zwei so auseinander fallenden Begriffe unaufhörlich wieder durcheinander wirft! Tieck und Jean Paul in eine und dieselbe Kategorie! So weit der Himmel über der Erde, so hoch, so

unendlich hoch steht auch Jean Paul über dem Herrn Ludwig Tieck! Der letztere mit seiner Ironie ist der eingefleischte Egoismus; Jean Paul, wenn auch nicht der größte Dichter aller Völker und Zeiten, wie Wirth vor den Assisen in Landau behauptete, doch sicherlich das größte Herz, das je in deutschen Landen geschlagen. Die Ironie bezieht Alles auf das Ich, alles Reale und Objektive erhält erst Geltung, wenn es dem lieben Ich gefällt, ihm eine solche zu ertheilen; man moquirt sich über einen Zopf, einen Haarbeutel, man ärgert sich über eine Berliner Theevisite, — damit hat es sein Bewenden; man verschanzt sich gegen die großen Interessen, welche die ganze Menschheit angehen; man zieht sich zurück von der schlechten Wirklichkeit und baut sich eine Welt aus Träumen.

Anders der Humor, anders Jean Paul, der Prophet der Liebe.

Der Humor verachtet die Welt nicht, er dringt in dieselbe ein, er schaut sich nach allen Seiten um, rührig und thätig, in Hütten und Palästen, aber sein Maßstab, den er an die Endlichkeit anlegt, ist nicht das Ich, sondern das Göttliche, dessen schönster Tempel Jean Pauls Herz gewesen. Da findet er uns Kindergestalten denn freilich zu kurz und allen Menschenwitz unzureichend dem Ideale gegenüber. Aber er verstoßt uns nicht, sondern erbarmt sich unserer, er streift die komische Hülle von unserm Körper ab, damit wir um so kühner und ungehinderter den Aufflug versuchen mögen zum Absoluten.

Alle Vernunft des Menschen suchte Jean Paul nicht im Kopfe, sondern im Herzen. Die Welt existirt, ob es mein Ich, der Gedanke, zugeben mag oder nicht, und sie existirt nicht des bloßen Existirens wegen, sondern daß ich sie liebend in meine Arme schließe. Zu lieben und zu verehren muß jedes Wesen, es sei, welches es will, und immerhin das höchste, etwas haben. „Dazu läßt mir aber der Fichte'sche Leibgeberianismus nichts, nicht einmal den Hund jenes Bettlers oder die Spinne jenes Gefangenen." (Clavis Fichtiana.)

Und Jean Paul sollte mit solcher Denk- und Gefühlsweise nicht der abgesagte Feind der Ironisten, denen die Welt nur vorhanden, wann und so lange es ihnen behagt, gewesen sein? Er, der so feurig an die Realität und die Menschen sich anschloß, sollte zu den poetischen Nihilisten gehört haben?

Fichte, mit seinem subjectivsten Idealismus der Ahnherr der Ironie, war selbst sein Leben lang besser, als sein System. Er blieb ein braver Mann, weil er aus seinem Idealismus keine Folgerungen zog für seinen Charakter und sein eigenes starres Ich in den Reden an die deutsche Nation zum eisernen unbezwingbaren Ich seines Volkes erweiterte, für das die Franzosen bald nicht mehr vorhanden waren.

Jean Paul merkte sogleich, wohin der Fichte'sche Idealismus, der die Welt einsargte, und den Egoismus auf

das Piedestal einer Gottheit schraubte, consequent im Leben durchgebildet, führen würde. Der Glaube an Christus, als eingebornen Sohn Gottes, schien ihm, wie seinem Freunde Herder, nicht gerade unerläßlich, aber einen persönlichen Gott, eine persönliche Unsterblichkeit verlangte sein Herz. Wir schweigen hierüber und bemerken nur noch, daß es seine eigene Liebe zur Menschheit war, weßwegen er eine höchste, umfassende Liebe für dieselbe begehrte. Aber wie im Leben, kannte Fichte auch im System die Liebe nicht. Dieser Mangel ist es, der Jean Paul jenen verzweifelnden Schluß seines Clavis Fichtiana dictirte. „Rund um mich eine weite versteinerte Menschheit. — In der finstern unbewohnten Stille glüht keine Liebe, keine Bewunderung, kein Gebet, keine Hoffnung, kein Ziel. — Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben. Nichts um mich und ohne mich Nichts als Nichts. — So komm' ich aus der Ewigkeit, so geh' ich in die Ewigkeit. — — Und wer hört die Klage und kennt mich jetzt? — Ich. — Wer hört sie und wer kennt mich nach der Ewigkeit? — Ich." — (Man vergleiche hiemit noch im Titan die Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei.)

Die Opposition Jean Paul's gegen das Fichte'sche System ist Thatsache, historisch nachweisbare, unwiderlegliche Thatsache. Trotz dem schreiben die Hallischen Jahrbücher in Nr. 266: „Jean Paul verhält sich in der Sphäre der Kunst zu Schiller und Göthe, wie in der Philosophie Fichte zu Kant und Jacobi." Mit andern

Worten: Jean Paul ist Egoist; es war bei ihm wie bei Fichte Zufall, daß sein Ich ein sittlich-reines; eine gewisse Gemüthlichkeit hat ihn davor geschützt, daß er nicht so schlimm geworden und ausgeartet, wie der Held der romantischen Schule, Ludwig Tieck.

Jean Paul, der unsere Fehler immer durch ein Verkleinerungsglas, unsere Tugenden immer durch ein Mikroskop betrachtet, soll ein Egoist gewesen sein? Etwa, weil die Kinder seines Geistes zu viel von seinem eigenen edlen Blute besitzen? Weil alle seine Charaktere mehr Licht- als Schattenseiten haben und auch der schlimmste den Schöpfer nicht verläugnet? Weil er sich selbst und sein Tiefstes überall gab? Wie er denn einmal gesteht: „Ich bete im Titan das Heiligste an in meiner Brust.“ Da muß der liebe Gott ein Fichteaner sein, weil er sich selbst wiedergibt und darstellt in seiner Welt!

Hat der Recensent in den Hallischen Jahrbüchern Nichts von dem innigen Verhältniß Jean Paul's zu Jacobi gewußt? Ach! es wird so viel aus dem Blauen in's Blaue demonstrirt; doppelt zu bedauern ist dieß, wenn man, obschon in diplomatisch versteckter Weise, solch Verfahren anwendet, um einen Geist, wie Jean Paul, als einer veralteten Richtung angehörend, in die literarische Rumpelkammer zu werfen.

Wenn nur eine solche Polemik von wirklich produktiven Köpfen ausginge; aber meistens rühren diese vornehmen ab-

sprechenden Urtheile von Leuten her, die noch keine ihrer weltumfassenden Ideen in einer angemessenen Gestalt verkörpert haben. Daß Schiller und Göthe den Jean Paul so verkannt, ist kein Wunder; lagen doch auch die homerischen Götter ewig mit einander im Streit. Jean Paul hat seine Fehler; sein Hauptmangel ist aber sein Reichthum. Er war zu fruchtbar und nahm sich daher nie die Zeit, seine Gedanken ruhig, wie die Mutter ihr Kind, auszutragen. Sein Ausdruck ist oft nachläßig, nicht zutreffend, erkünstelt. Davon war er selbst überzeugt, denn er sagt irgendwo: „Wenn ich Briefe schreibe, so kommt mir der Ausdruck und Gedanke zusammen; hingegen bei Büchern habe ich den Gedanken und suche den Körper.“ Seine Bilder sind oft unschön — auch dieß ist wahr. Bei Göthe ließe sich jedes Bild auf der Leinwand darstellen und der Eindruck auf den Beschauer wäre gewiß rein und erfreulich. Nicht so bei Jean Paul. So zutreffend z. B. für den Verstand ein Bild sein kann, so beleidigend kann dasselbe für die Phantasie sein, für die eigentlich auch jedes Bild berechnet werden soll. „Hören Sie! Das Schaf, das meinen Geist einst auf Flaschen zog, bleibt ewig ein Schaf; — wie aber, wenn sich ein Löwe oder Königsvogel fände, das Schaf verspeiste oder in die Lüfte führte, den ächten, wahren Eierstock aus meinen Schriften risse, und den geneigten Leser als Bruthenne darauf setzte? Ich meine doch, er könnte so nach und nach seinen Hof mit meinen Küchlein füllen!“ Hier ist Geist, der meinem Verstande wohl thut, aber ein Bild, das meinem Auge ungefällig erscheint.

Jeder große Mann hat jedoch das Recht, zu sagen: So bin ich, so nehmt mich hin! Wir wollen uns auch die Freude an Jean Paul nicht durch Splitterrichtereien verkümmern lassen, sondern den Vater von Schoppe und Siebenkäs lieber in dem traulichen Familienkreise uns betrachten, in welchen Herr Funck uns einführt.

Etwas hätte Herr Funck gar nicht erwähnen sollen, nämlich den Vorwurf, der Jean Paul schon öfters gemacht wurde, als hätte er den Wein übermäßig geliebt. Ich spreche ihn von ganzem Herzen von dem Vorwurf gemeiner Trunkenheit frei, und mit mir gewiß jeder Redliche; aber einen solchen delikaten Gegenstand nur zu berühren, scheint mir ein Verstoß gegen die Pietät.

Dieser Gott unter den Schriftstellern ist, wie Herr Funck ihn uns schildert, ein wahres Kind im Umgange mit Menschen, eine Seele, die ihre Unschuld und Naivetät Zeit ihres Lebens keinen Augenblick verloren. Sein idyllischer Sinn, seine fromme Zärtlichkeit — Alles erscheint uns im schönsten Lichte; der Panegyrikus beschränkt sich nicht auf allgemeine Phrasen, sondern es werden Thatsachen, Anekdoten, Briefe in Menge mitgetheilt. Auch eine wunderliche noch ungedruckte Rede Peter Schoppe's auf den höchstseligen Magen eines Reichsfürsten wird nachgeliefert, sowie eine tiefsinnige Kritik von Jean Paul's sämmtlichen Leistungen, auf die der Verstorbene ungemeinen Werth legte, die bei allem Gehalt jedoch zu jeanpaulisirend

geschrieben ist. Wie ein Kleid nicht Jedermann gleich gut ansteht, also ist es auch mit der Sprache. —

Zwei Punkte sind es vorzüglich, auf die ich für dießmal noch aufmerksam machen möchte. Der erste betrifft das Verhältniß Jean Paul's zum Christenthum, oder, besser gesagt, zu dessen vorgeblichen Dienern und Vertretern. Es möchte ganz besonders am Platze sein, hierauf hinzuweisen, als in jüngster Zeit abermals ein ehrenwerther Schriftsteller, Franz Dingelstedt, wahrscheinlich auf eine hauptpastörliche Denunciation hin, wegen sogenannter Profanation des Heiligen zu einer bedeutenden Geldbuße verurtheilt wurde.

Das schmerzlichste Jahr für Jean Paul war das Jahr 1821, in welchem er seinen einzigen Sohn, Max, der sich dem Pietismus ergeben hatte, verlor. Kurz vor des letztern Tode schrieb der Vater einen Brief an ihn, den ich an alle Welt addressiren möchte: „Mit dem neuen Mönchthum wirst du dir Freuden und Kräfte und Feuer abtödten, und am Ende — Nichts werden.“ — „Es gibt keine andere Offenbarung, als die noch fortdauernde.“ — „In allen Reden Christi ist kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich mitgefallenen Seelen oder gar von der Genugthuung. Gott bekehre dich zu dem heitern Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant!“ — — — — — — —

Jean Paul war nicht nur ein Prophet der Liebe, sondern auch ein Apostel der Freiheit, und diesen Hauptpunkt haben seine meisten Biographen — warum? weiß ich nicht — übergangen. Niemand hat, wie er, die geadelten

Kinderpossen des Lebens verachtet — was Wunder, wenn er oft so dunkel schrieb, wie ein Jesaias? Wer durfte hier klar schreiben? Wer darf hier klar schreiben?

Selbst physisch reihte ihn die Gottheit am Ende seines Lebens dem Unsterblichsten der Unsterblichen, dem Homeros, an. Auch ihm wurde das Glück zu Theil, hinzugehen, ohne mit leiblichen Augen den Jammer unserer Zustände anzuschauen.

Studien über Achim von Arnim.

I.

„Niemand vermag den Gang der Zeit zu hemmen, aber sie soll nicht fortschreiten wie Jene, die leichter sich zu bewegen glauben, wenn sie das Empfangene wie eine Art Last hinwerfen, und sich rühmen, nicht mehr zu achten, was hinter ihnen gelegen ist. Edlen Geistern ist es eigen, manchmal inne zu halten, über den zurückgelegten Weg nachzusinnen und, von der Betrachtung desselben gestärkt, frischen Muthes den Stab wieder in die Hand zu nehmen. Jeder wahrhafte Dichter, wie ihn auch seine Zeit und ihre Forderungen umstellt haben, etwas Unvergängliches in fortdauernder Jugend Lebendes hat er der Nachwelt hinterlassen."

Also Wilhelm Grimm in der Vorrede zu den gesammelten Werken Achim's von Arnim, der die betrachtende Liebe der Nation einzig schon darum in Anspruch nimmt, weil ein Grimm ihn seinen Freund geheißen. Besser, als der letztere es vollbracht, wüßten wir in der That nicht zu rechtfertigen, daß einer der tiefsinnigsten Geister, die wir besitzen, in neuer herrlicher Gewandung uns vorgeführt

wurde. In einer Reihe wunderbarer Schöpfungen tritt uns hier das Bild einer Welt vor Augen, in der wir, verdorben durch das Raffinement unserer heutigen Zustände, leider Fremdlinge geworden sind. Ich läugne es nicht, diese Welt birgt viel Schattenhaftes, viel Gespenstisches, so Manches darin ist nur aus Trotz, in toller Laune, aus Unmuth über die Wirklichkeit, der Wahrheit der Geschichte gegenüber, geschaffen; die Menschen und ihr albernes Treiben ärgern Einen; man flieht sie, und wird lieber der Gespiele der Wolken und Sterne. Den Schlüssel zur Erklärung solcher Sonderbarkeit, wenn man es so nennen darf, bietet die Zeit. Wo Alles wankt und aus den Fugen weicht, wo der junge brausende Geist des Jahrhunderts, ein anderer Simson, das zerbrechliche Einzelgeschöpf unter dem einstürzenden Gebäude zu begraben droht — wer wollte da einen Dichter tadeln, der in der Phantasie sich noch ein sicheres Hüttchen zu bauen versucht? der sich zu den Blumen im Walde, zu den Nixen in den Wassern rettet; der, wenn er in den Wirren des Augenblicks keinen Plan zu entdecken vermag und seinem Wesen nach nicht gerade zum Handeln gedrängt wird, an die unwandelbaren Gesetze der treuen Natur sich festklammert, hinausstürzt am Morgen und mit der Lerche jubelt, und den Eichen lauscht, wenn sie der sinkenden Sonne ihr Todtenlied entgegenrauschen? Wie alle Romantiker hat Achim von Arnim viel am hellen Tage geträumt, aber geträumt so schön und golden, wie weder Tieck noch Novalis. Ich hasse die Romantik in dem ausgedehnteren Sinne und weiß, daß so ihr Recht in der Geschichte vor-

über ist, aber ich müßte mein deutsches Volk hassen, wenn ich Achim von Arnim haßte. Achim von Arnim — entzückender hat sich der träumerische Charakter unserer Nation mit seinem lieben närrischen Treiben nirgends dargestellt. Der Schöpfer der Isabella von Egypten, der Gräfin Dolores, der Kronenwächter, war nur in Deutschland möglich, konnte nur unter uns geboren werden; er wird jedem Fremden unverständlich bleiben; diese Versenkung in die Natur, dieses christliche Heidenthum ist für einen Nichtdeutschen vollkommen unbegreiflich. Wir hatten lange Zeit durch mehr Sinn für die Natur, als für die Geschichte, und ahnten Gott früher im Nachtigallenschlag, als in dem Umsturz; wir begruben uns in der unheimlichen Heimlichkeit unserer Wälder und jedem Grashalm hatte der Weltgeist für uns sein Siegel aufgedrückt. Das war an sich so unrecht nicht; ich würde den schönen Strom lästern, der zwischen seinen heitern Ufern zu mir in diesem Augenblicke herüberglänzt, wollte ich verlangen, der Deutsche sollte seiner angebornen Liebe zu diesem Hineinleben in die Natur ganz und auf einmal entsagen. Das wird auch nicht geschehen, so lange der Rhein einen Baum an seinen Gestaden hegt, geschweige in unserer Zeit, wo die waldigen Bergschluchten noch so viel Schauer von Poesie in sich verschließen. Die Naturmystik ist unsere Dichter-Mitgift von unsern heidnischen Voreltern her. So ganz, wie in jüngster Zeit oft behauptet wurde, ist die Romantik nicht ausgestorben; sie stirbt nur mit dem Volke selbst. Aber überlebt hat sie sich in ihrer Einseitigkeit; sie mußte auf ein

Maß zurückgeführt werden. Der große Irrthum der Romantiker lag darin, daß sie sich ausschließlich geltend machen wollten, in Widerspruch traten gegen die Wirklichkeit, die Gegenwart, die Geschichte, daß sie die Welt vergaßen über der blauen Blume, und einer end- und gestaltlosen Träumerei sich überließen. Und das zu einer Zeit, wo gerade die Geschichte das Vorrecht hatte, wo es auf die That ankam, wo die Natur in den Hintergrund treten und das süße Schwelgen aufgegeben werden mußte. Es gibt solche stille Stündlein, wo man träumen darf — aber das erste Jahrzehend unseres Jahrhunderts gehörte nicht dazu. Hier war Friedr. Schlegel's „göttliche Faulheit" am unrechten Orte.

Tieck, ein Dichter vom unbestreitbarsten formellen Talente, verharrte beinahe immer in dieser Hyperromantik; wo er sie verließ, geschah es nur, um sich über uns lustig zu machen; dem Ernst der Geschichte wagte er bloß ein Mal nahe zu treten, in seinem besten Werke, in dem Aufruhr in den Cevennen. Aber auch hier — welche Entstellungen, welcher für uns fernliegende Stoff! Er entleidete ihm auch bald, und die Dichtung harrt bis heute ihrer Vollendung.

Tieck hat gar stolz geschwiegen über seinen Freund Arnim und seiner selten mit einer Sylbe gedacht. Tieck fühlte, daß ihm hier eine geistige Größe gegenüberstand, die bei allen verwandten Anklängen an sein eigenes romantisches Gemüth Elemente für ihn enthielt, die er nicht begreifen konnte. Arnim übertrifft Tieck an Tiefe, er kommt

ihm gleich im Witze, im Humor, nur daß das Ironische auch im Trefflichsten, was Tieck geschrieben, vorschlägt; er steht ihm nach in der gleichmäßigen Gestaltung einer Idee, in der äußern schulgerechten Glättung der Sprache, hat aber dafür, was Tieck gänzlich abgeht, historischen Sinn.

Man kann bei Arnim vier, wenn nicht äußere — Grimm gibt uns keine Chronologie seiner Werke — doch innere Zeitläufte unterscheiden.

Der erste umfaßt die Romantik im eigentlichsten Sinne, das Verschwistertsein des Menschen mit der Natur, seine Vertrautheit mit allen ihren süß-schauerlichen Geheimnissen. Der ächte Mensch, die Unschuld, die Naivetät gedeiht bloß, wo wir uns noch in solch freundlichem Verkehre mit den Mächten der Natur befinden.

Diese Mächte sind nicht die diabolischen Callot—Hoffmanns, sondern liebevolle, wohlwollende; wo wir hinblicken, ist in der Natur Friede und Freude, Alles organisches Wachsthum, organische stille Weiterbildung. Wie anders die Welt der Staaten, wie anders die Welt der Geschichte! Gewaltsamer Umsturz, Ruin über Ruin, Mord und Todtschlag, das Heiligste entweiht, der Glaube der Väter geschändet! Dieß waren die Gedanken Arnim's in seinem zweiten Zeitabschnitte. Arnim stammte aus einem altadeligen Geschlechte und mußte einen Augenblick stutzig werden, als alle bisherigen Verhältnisse so schnell ihrem Untergange entgegeneilten und es nur noch eine Bevorrechtigung in der Welt gab, die des Geistes vor der Dummheit. Arnim streifte diesen Irrthum

bald ab und erkannte, daß die Geschichte so gut als die Natur eine Arbeit Gottes sei.

Das Mittelalter hatte sich überlebt, der Adel durch eigene Schuld zum Verderben sich reif gemacht. Da warf Arnim den sinkenden Geschlechtern noch einige blasse Rosen in die Gruft und wandte mit raschen Schritten der neuen Zeit sich zu. Die alte dankte er ab mit seiner Gräfin Dolores. „Das Heruntergekommensein des Adels durch schlechte Wirthschaft, das Verwildern des Parks (wo, wie Heine sich ausdrückt, die Bäume einander in den Weg wachsen), das Bemoosen der Sandsteinbildnisse, das Verkleben zerbrochener Fensterscheiben, die Spinnengewebe, die in den Ritter- und Prunksälen an den Gypsverzierungen sich ansiedeln, nie von einem Besen gestört, die dürftige Kost, die auf den Trümmern des chinesischen Porzellangeschirrs servirt wird, und doch die Herrschermiene, die Manier des vornehmen Müßigganges, während die zarten, hochwohlgebornen Händchen Hemden für Geld nähen — o diesen Jammer hat Arnim mit den unvergänglichsten Farben gemalt*)." Alles geht jetzt in's Große und der Adel denkt nur an das Kleine, ruft er in den Kronwächtern aus.

In dem vierten Zeitraum gibt sich Arnim vollständig den Anschauungen unseres Jahrhunderts hin; er geht auf die Straße und drückt dem Handwerksburschen die Hand, um ihm ein Lied abzufragen, er schreibt seinen Fürst Ganz-

*) Rosenkranz.

gott und Sänger Halbgott, sein Humor ist köstlich, wild und ungebärdig.

Wir wollen nun in Einzelnheiten von Arnims Zauberwelt eingehen; es thut uns wahrlich Noth, die Geheimnisse schöner Schöpfung wieder einmal bei einem ächten Dichter zu belauschen.

II.

Der Diamant des Geisterkönigs Arnim, der heilige Graal der romantischen Schule, ist die Erzählung „Isabella von Egypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe," mit welcher denn auch die von Grimm besorgte Ausgabe eröffnet wird. Sämmtliche Novellen, die Arnim sonst geschrieben, sind, im Vergleich mit dieser, Nullen, allerdings Nullen, welche hinter eine tüchtige 1 zu stehen kommen und den Ruhm und Werth des Dichters nur vergrößern. Man suche hier nicht jene Romantisirung der Natur, wie sie uns in Novalis Heinrich von Ofterdingen entgegenblüht; hier ist einzig die Romantik des Gemüths, die Romantik einer ursprünglichen ächten Menschenseele. Der mystische Apparat, der freilich nicht fehlt, ist nicht bloße äußerliche, sinn- und bedeutungslose Zuthat, sondern poetische Verkörperung von Gefühlen und Gedanken, die der Alles zu gestalten strebende Drang des Dichters uns nicht in ihrer Abstraction, sondern als Personen, oder vielmehr, da sie die unwahren Seiten des Geistes darzustellen haben, hier als Schatten, als gespen-

stische Wesen vor's Auge führt. Es ist ein unerfreulich ödes Geschäft, was die Schöpferkraft des Poeten sicher und fest geformt und begrenzt hat, wieder in's Unbestimmte, Endlose verrauchen zu lassen, die schönen Gestalten von Fleisch und Blut, ärger als weiland Apollo den Marsyas, zu schinden, bis nichts mehr übrig bleibt, als das nackte, dürre Skelet des Gedankens, aus dem sie geboren; um aber Arnim in seiner Tiefe zu fassen, und namentlich z. B. Hoffmann gegenüber zu begreifen, dessen Gespenster nichts als Dei ex machina sind, wird man sich dieser Mühe nicht wohl überheben dürfen. Es wäre gewiß ein Versuch, der sich belohnte, diese Golems, diese Alraune, diese Wurzelmännchen, diese Bärenhäuter bei Arnim als die imanenten Theile der auftretenden Personen nachzuweisen. Wir können hier nur andeuten und den Literaturhistoriker darauf aufmerksam machen, die Ausführung selbst aber liegt außer dem Bereich eines Journals, dem bei den sich drängenden literarischen Erscheinungen für die einzelnen nur ein kleiner Raum gestattet ist.

Wir gehen zu dem Inhalte der unübertrefflichen Novelle über, und als solcher stellt sich kein geringerer heraus, als die Poesie selbst, in den jugendlichen Gestalten Karls, des künftigen Königs von Spanien und Kaisers von Deutschland, und Bella's, der Tochter des Zigeunerherzogs Michael. An den Marksteinen der Dichtung, d. h. an deren Anfang und Schluß, stehen die Leichname zweier Fürsten. Der Herzog der Zigeuner wird gehenkt, der Beherrscher einer Welt, in der die Sonne nie unterging, stirbt im Klo-

ster. Michael schloß seine Kehle am Galgen, bis zum jüngsten Tage, wo er seine Klagen gegen die Unbarmherzigkeit der Reichen vortragen wird, die ein Menschenleben gegen die Sicherung ihrer todten Schätze gering achten, da wird der Strick so wenig durch ein Nadelöhr gehen, wie ein Kameel, und so werden die Reichen nicht eingehen in's Himmelreich, wo Bella ihren Vater wiederfindet. Michael war der letzte männliche Erbe seines hohen Hauses, es soll ihm zum wenigsten im Tode die Freude werden, im Lande seiner Väter zu ruhen; die Zigeuner holen ihn daher nächtlicher Weile vom Galgen herunter, setzen ihm die silberne Krone auf's Haupt und lassen ihn so den Strom hinab nach Egypten schwimmen.

Hiemit beginnt unsere Geschichte, und es folgt nun die Genesis der Liebe in einem Mädchenherzen, wie im ganzen deutschen Reiche von keinem deutschen Dichter mehr eines nachgeschaffen wurde. Ein heimlicheres Wesen gibt es in der That nicht, hier ist die Unschuld selber, die sich vor Nichts fürchtet, der Alles rein ist, die liebt, was sie lieben muß, aus keinem andern Grunde, die fromm ist, aber noch ohne Worte betet, die Gott überall findet und fühlt, weil sie ihn in der eigenen Brust trägt. Unsere Geschichte ist aber eine alte Geschichte, sie ist eine Fürstenliebe. Statt des Götterbildes sucht Karl eine irdische Gestalt in ihr, die er in niedrer Glut an sich zieht, und Isabelle ist in ihren himmlischen Träumen betrogen, schmerzlich betrogen. Karl wird König von Spanien, — was hat er weiter mit dem Zigeunermädchen zu schaffen? was ist die Liebe, wo der

Ruhm lockt? Isabelle zieht nach Egypten und wird die Fürstin eines glücklichen Stammes; sie ist schon hier auf Erden selig, und stirbt nicht als Mensch, sondern als Engel. Und als solcher erscheint sie vor dem Todesbette des unglücklichen Kaisers, ihm der letzte Trost in dieser Welt zu sein und ihm hinüberzuwinken in die andere. Er muß sich am Ende seines bewegten Lebens gestehen, daß er glücklicher gewesen, da er der Geliebten seiner Jugend mit Thränen bekannte, über keinen Kreuzer zu gebieten, als auf dem Gipfel seiner Macht, da er nach Millionen rechnete. —

Die Novelle, welche auf diese erste folgt, Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien, ist durchweg abstoßend. Die morgenländische Mystik, die hier vorherrschend ist, hat nicht das Geringste von der tiefen Symbolik der Deutschen. Eine Puppe ist Trägerin des Schicksals, eine gewöhnliche Puppe, — da ist jede Deutung rein unmöglich. Auch gehört diese Novelle in die zweite Periode der Arnim'schen Geistesentwicklung, wir wenden uns daher so rasch als möglich von ihr weg zu dem Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott. Ein origineller Titel, der freilich auf die erste Person nicht recht passen will.

Ein Sänger kommt nach Karlsbad, nicht um die Kur zu gebrauchen, sondern um bei den hohen Herrschaften sich einiges Geld zu verdienen. Da er aber vergessen hat, den Theaterstern von seinem einzigen Fracke abzutrennen, so rennen alle Kellner und Bedienten ihm entgegen, bekomplimentiren ihn als Fürst, führen ihn in das Zimmer des

Fürsten und tragen ihm alle erdenklichen Leckerbissen an, die er sich denn auch trefflich schmecken läßt. Er spielt die Rolle, die man ihm aufgedrungen, meisterhaft weiter, legt sich am Ende auch recht behaglich in das Eiderdunenbett des Fürsten, wo er von diesem nun mitten in der Nacht überrascht wird. Sein Humor gefällt dem hypochondrischen Fürsten ausnehmend, sie vertauschen in der That ihre Rollen, der Sänger geht an den Hof, verjagt alles unausstehliche Gesindel, versöhnt den Fürsten mit seiner Gemahlin. Der wahre Fürst kehrt zurück, ist höchlich erfreut, der arme Sänger, der noch vor Kurzem nichts besaß, als eine Uhr, die mit den Hosen zugleich aufgezogen ward, d. h. ein Band, das an die Hosen angenäht war, wird Staatsminister, seine Mutter Staatskartenlegerin, und selbst ihr alter blinder Mops bekömmt ein Ordensbändchen.

Ist das nicht himmlisch und ohne allen Commentar verständlich?

Faust bei drei Nationen.

George Sand hat über Göthe, über Byron, über Mickiewicz geschrieben; sie hat ein Urtheil abgegeben über Faust, über Manfred, über Konrad (aus dem dritten Theile der Dziady, 1. Akt. Fragment), ein Urtheil, das immerhin von großem Werthe ist, da es aus der Feder einer so anerkannt glänzenden Produktivität herrührt. Was man der gefeierten Frau auch Schlimmes nachsagen möchte, staunen muß man vor diesem treuen gewaltigen Ringen eines Geistes, der stündlich ein neues Gebiet der Wissenschaft und Kunst zu erobern und sich anzueignen bemüht ist; lieben muß man sie mit ihrer hochherzig freien Seele, um deren willen ihr einst alle Sünden vergeben werden sollen. Selbst die Wissenschaft, die unerbittlich strenge Wissenschaft, die allem Bestehenden so gern das Wort redet, konnte dem revolutionären Sinne der Madame Dudevant ihre Achtung, ihrem künstlerischen Genie ihre Anerkennung nicht vorenthalten, und sie hat diese ihre Achtung, ihre Anerkennung neulich sehr schön ausgesprochen durch den Mund eines Anonymus in den Hallischen Jahr-

büchern. Mit George Sand ist übrigens in jüngster Zeit eine bedeutende Veränderung vorgegangen, welche die Unversiegbarkeit ihres reichen Geistes auf's Herrlichste beweist. Kurzsichtige wollten beim Erscheinen einiger schwächeren Produktionen auf eine Abnahme ihres dichterischen Vermögens, auf eine Versandung des feurigen Stromes schließen; sie hatten sich schwer getäuscht. George Sand's Geist holte nur Athem, um seinen Flug alsdann höher zu nehmen. Sie streifte eine der schillernden Häute des Gefühls ab und näherte sich mehr dem reinen Aether des Gedankens, der bei ihr freilich nicht die winterlich-frostige Atmosphäre unserer Philosophie ist, sondern eine Atmosphäre, in der es lenzt, leuchtet, blüht und gewittert. Niemand, am wenigsten der Dichter, weiß sich völlig zu befreien aus der Macht persönlicher Verhältnisse, und so war es sehr natürlich, daß sich das reformatorische Talent der George Sand zunächst an die Institution der Ehe wagte und eine Umgestaltung derselben verlangte. Eine Umgestaltung — die Ehe an und für sich hat sie immer hoch und heilig geachtet, sie wollte nur, was wir Alle wollen, die Männer edler, charaktervoller, die Frauen reiner, gebildeter; eine glückliche Ehe war ihr Ideal; aber die Ehen sind nicht glücklich, so lange die Convention über die Herzen gebietet und eine Wahl, die frei sein soll, tyrannisirt. George Sand hat als Weib ganz erklärlich damit angefangen, daß sie die Freiheit des Herzens für ihr Geschlecht forderte; sie schließt ihre Laufbahn wie ein Mann, indem sie in die Reihe der Denker tritt und die Freiheit des

Gedankens in Anspruch nimmt. Die Frage der Ehe ist vielleicht vor der Hand noch eine sekundäre, die Hauptfrage unserer Zeit aber die religiöse. Jedes Jahrhundert ist nur Ein Athemzug des Unendlichen, es ist Eine Strömung, von der die Geister aller Nationen getragen werden; so muß es denn auch Eine Luft sein, die sie ausathmen; sie halten unsichtbar und oft sich selbst unbewußt über den Sternen die vernehmlichste Zwiesprache miteinander. Wer nur zu hören versteht!

Freiheit überall, um jeden Preis! Also auch im Religiösen das Recht, zu forschen, zu prüfen! Die Wahrheit, die Wahrheit, und wär' sie auch bitter! Wir wollen lieber unglücklich sein aus freier Wahl, als gezwungen werden zum Glücke. Träume können uns trösten, aber nie helfen.

Achtung, hohe Achtung vor dem harmlosen Gemüthe, das noch seine Befriedigung findet im theuern Glauben seiner Väter! Wir suchen ja Alle nichts Anderes mit unserem rastlosen, angstvollen Ringen. Aber keinen Fluch, kein Zeter — hört ihr! — wo Einer in seines Herzens Bangigkeit, in der Beklemmung peinigender Zustände, sich zweifelnd fragt, ob sein alter Glaube auch der richtige, und nicht nur, ob er der richtige, ob er der schönste sei, ob es nicht einen Gott gebe, der viel strahlender, viel herrlicher, als der, der sich uns bisher aus Priestermunde und im Buchstaben geoffenbart! Deutsches Volk, deine himmlischsten Genien sind es gerade, die den so verrufenen Zweifel als die ächteste

Religion betrachten und ausüben. Erschrecke nicht, sie wollen deinem frommen Sinne nicht bloß ein Kleinod rauben, sondern ein goldneres, edleres an dessen Stelle glänzen lassen, das auch deine kühnsten Träume übersliegt. Verwirf ihre Lehren, es liegt in deiner freien Wahl, aber lästere sie nicht, sie meinen es wahrlich gut mit dir; lächle über ihren Wahn, aber fluche ihnen nicht, wenn sie behaupten, daß auch der hohe Gott selbst dem Gesetze des Fortschrittes huldige. Denke ihrer blutigen, gottvollen Kämpfe in mancher stillen Nacht, da du so ruhig im Glauben an die von deinen Ahnen überkommene Lehre schläfst! Denke, daß es leichter ist, sich im Besitze des Himmels zu fühlen, als den Muth zu haben, zu forschen und ihn möglicherweise zu verlieren! „Es gibt keine Atheisten“ und die man so brandmarkt, suchen eben Gott am inbrünstigsten, und die sie verketzern, sind eben diejenigen, die unfähig sind, sich zum Ideal aller Ideale zu erheben. Man nimmt dir einen Gott, um ihn dir reiner, verklärter, schöner wiederzugeben. Die Wissenschaft wird sich ihn auch erobern, sie hat schon zu viele Brücken abgeschlagen, als daß ein Rückzug für sie möglich wäre. Es wird auf diesem neuen skeptischen Wege, zur Erkenntniß des Absoluten zu gelangen, viel Irrthümer absetzen und manches Herz in Verzweiflung untergehen. Aber ist die Verzweiflung nicht auch ein Gebet? Das heiligste Gebet? Möchte nicht der Verzweifelnde an die Brust des Ewigen sich stürzen, sich fest an ihn anklammern und das rettende Wort von seinen Lippen reißen? Ist der Jeremias Polens, Adam Mickiewicz, etwa weniger fromm,

als der Hauptpastor dieser oder jener Kirche, weil er im Gefühle unsäglichen Jammers seine Helden nicht mehr auf die Kniee kommandiren läßt vor einem Wesen, das sein Vaterland verlassen? Dieser Irrthum vor dem Richterstuhl der Wissenschaft ist doch gewiß verzeihlich vor dem Tribunal des Menschenherzens.

Irrthum hin, Irrthum her — man behalte nur fest im Auge und überzeuge sich dessen, daß die neue Wissenschaft, die neue Literatur der Menschheit Nichts, Nichts nehmen, sondern Alles, Alles geben will; daß die Angeber und Verläumder der neuen Richtungen die Menschheit auf den armseligen Genuß des Jetzt beschränken und um eine große Zukunft zum Voraus verkümmern möchten. Sie sind zu ohnmächtig, den Adlern zur Sonne zu folgen, und über sie hinaus, und jammern nun wie bestellte Klageweiber, das seien eitel Käuzlein, die schweres Unglück prophezeihen.

Unsere ganze Atmosphäre ist skeptisch; doch ging die Hauptströmung von Osten nach Westen; Deutschland hat die Initiative, ich glaube, dargethan zu haben, zu seinem Ruhme. Unsere Zeit ist tief religiös, religiöser als irgend eine. Denn ist Religion etwas Anderes, als diese innige Beschäftigung mit der Wahrheit, mit dem Absoluten? Und wenn wir auch Alle den alten Himmel plündern, so geschieht es einzig, um die Decke wegzurücken vor dem Antlitz des Unendlichen. — Es kann also nur erfreulich sein, wenn ein Nachbarvolk diese unsere Richtung in sich aufnimmt und nach seiner Weise verarbei-

tet; unter den Franzosen hat dieß George Sand gethan, zuerst in ihrem Romane Spiridion und alsdann in dem neuesten Hefte der „Revue des deux mondes“, in einem kritischen Aufsatze, betitelt: „Abhandlung über das phantastische Drama.“ Göthe's Faust, Byrons Manfred, Mickiewicz's Konrad sind der Gegenstand ihrer kritischen Studien seit ihrem Eintritt in eine neue Lebens- und Literaturphase geworden. Die zwei ersten gewiß wackere und edle Helden des Zweifels! Ob diese Studien bei ihr vielleicht nur Vorstudien sind, um eine Produktion in ähnlichem Sinne zu dichten? Ich wünsche es und wäre begierig auf die Lösung der Aufgabe.

George Sand trägt immer noch das Herz höher, als den Kopf, und wird von tausend Illusionen irregeleitet. Welch' sonderbarer Einfall, Göthe zum Schüler Voltaire's zu machen! So viel ich weiß, liest George Sand nicht deutsch, sie kennt schwerlich die trefflichen Arbeiten, die wir über Göthe besitzen, wie z. B. das Buch: Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte; wir wollen also für diese Ansicht nicht sie, sondern die lieben französischen Kritiker, die überall mit Vergleichen zur Hand sind, einstehen lassen. Ein zweiter Irrthum, in den sie fällt und der für mich bei dieser geistreichen Frau wahrhaft betrübsam ist, liegt darin, daß sie Göthe bloß als Künstler, dem die Kunst Selbstzweck ist (angeführt nach dem französischen Ausdruck Kunst für Kunst), nicht aber als Dichter gelten läßt. Sie citirt zu diesem Ende aus dem Monologe im ersten Theile des Faust „Erhabener Geist rc.“ die Stelle:

„Du lehrst mich meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“ So, meint sie, können wir bloß als Künstler, nicht als Dichter reden. Man sieht, die Franzosen haben recht artige Begriffe von der deutschen Lyrik. Was würden sie wohl zu Rückert's sterbender Blume sagen? — Göthe ist ferner nach George Sand ein Dichter ohne Ideal, und darum für sie nicht, wie für Andere, das Ideal eines Dichters. George Sand sucht überall Helden und riesige Charaktere, und verzeiht es Göthe nicht, daß er bloß Menschen geschaffen. „Er hat die Menschen dargestellt, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen!“ O wie ähnlich ist ihm doch eben darin die französische Dichterin! „Margarethe ist eine interessante, aber nichts weniger als engelreine Gestalt!“ Ist es möglich, daß George Sand das naive, ächt deutsche Gretchen so verkennen kann? — Und dennoch darf man ihr nicht böse sein. Für's Erste weiß sie nach dem, was vor mir liegt, rein Nichts von einem zweiten Theil des Faust und ist über den herben, untröstlichen Ausgang des ersten beinahe selbst untröstlich, während sie sich an dem friedsamen Ende Manfreds höchlichst erbaut. Mag man über den zweiten Theil des Faust sagen, was man will, diese Allegorien so fad und kalt finden, als Einem beliebt, auf die Intention des Dichters wirft er allein das richtige Licht, gibt allein für die Beurtheilung des Ganzen den gehörigen Maßstab ab. Die zweite Entschuldigung für George Sand ist die Entschuldigung für jeden Franzosen: die deutsche Spekulation ist ihr ein böhmisches Dorf. George Sand soll

heute einen Faust schreiben — habt Acht, ob er nicht ein Politiker ist und nachdem er alle Systeme probirt, als enthusiastischer Republikaner in das Grab steigt. Die dritte und beste Entschuldigung für sie ist ihre Eigenschaft als Weib, das sie so ganz doch nicht abgestreift hat. Wir müssen es gelten lassen und uns bequemen, wenn sie meint, Faust hätte schreiben sollen statt „im Anfang war die That“: „im Anfang war die Liebe!“

Ich habe weiter oben gesagt, mit ihrem Spiridion habe sich George Sand der Skepsis in die Arme geworfen. Dieß ist mit der Einschränkung zu verstehen: so weit es einem Weibe auf einmal möglich ist. Noch ist sie nicht auf dem Punkte angekommen, wo sie Alles aufgeben könnte, um Alles zu gewinnen; ihre Logik ist noch etwas scheuer Natur und sie fürchtet sich vor den Resultaten strengen Denkens.

Noch fehlt ihr der unerschrockene philosophische Muth; je weniger noch in einer Dichtung aufgegeben wird, desto besser begreift sie dieselbe, desto leichter versöhnt sie sich mit ihr, ja bewundert sie nach Umständen. Der Faust Göthe's pocht um Erkenntniß, um Wahrheit an die Pforten des Himmels, und setzt für die Befriedigung seines Dranges Leib und Seele auf's Spiel. Byrons Manfred, die beste Fortsetzung des Göthe'schen Fausts, worauf, meines Wissens, noch kein Kritiker aufmerksam gemacht hat, will nur Vergessen, Vergessen einer schuldbefleckten Vergangenheit, worunter er anfänglich allerdings Vernichtung versteht, so lange nämlich, bis er von der Unsterblichkeit

der Seele sich überzeugt, das Nichts ihn zurückstößt und er mit den Worten verscheidet: „Alter, es ist doch nicht so schwer zu sterben!" Das that dem Gemüthe unserer Frau wohl, denn sie kannte den zweiten Theil von Göthe's Faust nicht, allwo auch Faust's Unsterbliches von den Engeln in die Höhe getragen wird.

In einer Zeit, wie die unsrige ist, wo so viel verketzert wird, sollte die Vertheidigung Byrons, ich darf nicht sagen durch die Feder, sondern durch das Herz der George Sand, in goldenen Buchstaben an jedem öffentlichen Gebäude stehen. „Kein großer Mann ist es für seinen Kammerdiener!" Das hätte man längst bedenken und einen edlen Charakter nicht nach seinem häuslichen Misere bemessen sollen!

Nachdem sie in zaubervoller Rede die tiefe Religiosität des englischen Dichters nachgewiesen hat, kommt George Sand zum dritten Gegenstand ihrer Abhandlung, zu dem dramatischen Fragment Konrad, von Adam Mickiewicz, in das sie sich mit besonderer Vorliebe, wie es auf ihrem jetzigen Standpunkte und von einer Republikanerin zu erwarten stand, vertieft hat. Man kennt diese Dichtung von Mickiewicz in Deutschland schwerlich, und es ist dafür gesorgt, daß man sie in einer Uebersetzung nie kennen lernen wird. Und doch welcher Reiz, welcher unaussprechliche Reiz! Der Dichter ein verbannter Pole, die Zuhörer ein in alle Welt zerstreutes Volk! Konrad ist eine Art polnischer Faust. Während der deutsche um Wahrheit, der englische um Vergessen an die Pforten des

Himmels pocht, um was konnte der polnische anpochen, als um Freiheit? Der Pole ist fromm, der Pole ist Katholik. Der Dichter durfte daher, um von seinem Volke verstanden zu werden, keinen skeptischen Faust erschaffen, sein Konrad mußte, wenn er Sympathien erwecken wollte, von der Existenz eines Gottes, der Polen rächen wird, tief, tief im Innersten überzeugt sein. Und er ist auch überzeugt, daß es einen Gott gibt, und in seinen begeisterten Träumen steigt er über Sterne und Planeten hinauf, hinauf, bis wo die Natur und der Schöpfer sich zeigen. Gott ist — das weiß Konrad; aber er will erfahren, wer er ist, wie er ist, auch er will ihn erkennen; daß er ist und daß er das weiß, genügt ihm nicht, er muß wissen, ob er ihn hassen, ob er ihn anbeten, ob er ihn fürchten soll. Wird er seine Ketten brechen, wird er ein Wunder geschehen lassen? Nichts von dem; der polnische Faust hat einen Gott, aber einen Gott, den er nicht lieben kann; vernichtet stürzt er zur Erde. — —

Der Eindruck von Adam Mickiewicz's Dichtung ist zu stark, um noch eine Zeile weiter schreiben zu können. Die Begeisterung der George Sand aber für diesen Sänger eines Heldenvolkes möge mir Niemand schelten. Einem Dichter wie Mickiewicz steht der Schmerz noch gut, auch in seinem Uebermaße.

Zweite Abtheilung.

1840.

Die Industrieritter.

Da die Redaktion der „deutschen Volkshalle“ gesonnen ist, im neuen Jahre nicht nur der Kritik, sondern auch der Produktion ihre Spalten zu öffnen, so erlaube ich mir, in passenden Zwischenräumen einige Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele von mir mitzutheilen, welches das literarische Irrsal unserer Epoche zu schildern bestimmt ist. Wenn uns der Ernst nicht heraushilft, thut es vielleicht der Humor. Ich will den Plan des Ganzen bei der folgenden Scene noch nicht verrathen, die wohl ohne allen Commentar verständlich ist. Nur so viel: Anselm, ein junger Autor von der zweideutigen Sorte, harrt allein in einem Zimmer auf den Bewohner desselben, einen Buchhändler. Er hält einen langen, unvergleichlichen Monolog, der mit den Worten endet:

Der Deutsche weiß kein Original zu schätzen,
Als wenn wir eins aus Frankreich übersetzen —
Doch Uebersetzer hat's in jeder Stadt;

Noch besser ist's, man schreibt in Schillerformat,
Das zieht! das lockt! und es muß Allen
Auch der Teufel in Schillerformat gefallen;

Der Buchhändler (tritt ein).

Ei! meint' ich doch, ich hörte deklamiren —

Anselm.

Ich weiß nicht — doch — ich hätt' —
(er reicht ein voluminöses Manuscript hin).

Buchhändler (erschrocken).

Ein Trauerspiel!

Anselm.

Ja, Ihnen dringend zu rekommandiren.

Buchhändler.

Die Zeit ist schlecht, man fragt darnach nicht viel.

Anselm.

Es ist 'was ganz Aparts —

Buchhändler.

Das sind so Sachen;
Die Welt will heut' zu Tage nur noch lachen.

Anselm.

Hm! lachen? Nun — ich könnt' auch dafür sorgen;
Befehlen Sie ein Lustspiel wohl bis morgen?

Buchhändler.

Ein Lustspiel? Nein, ich bitte, sein Sie still!
Die Zeit ist schlecht, sie weiß nicht, was sie will.

Anselm.

Was wollen Sie denn sonst? Ich schreibe willig,
Besonders aber schreibe ich sehr billig.
Was gegen Freiheit? Gegen Sklaverei?
Ich schreibe Alles, sei es, was es sei.

Buchhändler.

Freiheit? Erst gestern wurden tausend Bogen
Mit diesem Thema wieder eingezogen.

Anselm.

Das hat Herr G. S. auch gethan,
Man sieht es dem Verleger heut' noch an.

Buchhändler.

Das hat Herr G. S. auch gethan,
Man sieht es dem Verleger heut' noch an.

Anselm.

Soll ich was gegen's junge Deutschland schreiben?

Buchhändler.

Wir kommen schlecht weg. Lassen wir es bleiben.

Anselm.

Was gegen Gutzkow, gegen Heinrich Lauben,
Und so was Rechtes für den Christenglauben? Allein —
Wie jene Herren all' aus Teufels Samen,
So sprechen Sie doch mal in Gottes Namen!

Buchhändler.

Sie wissen —

Anselm.

Nun — was?

Buchhändler.

Daß Sie mir noch schulden;
Ich geben Ihnen extra fünfzig Gulden —

Anselm (rasch einfallend).

Wenn ich —

Buchhändler.

Sehen Sie, bei meinem Nachbar drüben,
Da wurde für den Göthe was geschrieben;
Ich will es nun mit Schillern mal probieren,
Und glaub' mich nicht dabei zu ruiniren.
Sie sagen erstlich, daß er größer ist,
Und daß der Göthe doch ein schlechter Christ —
Die ganze Sache ist doch etwas dumm,
Doch golden und so recht für's Publikum.

Anselm.

So mach' ich Göthe denn getrost zum Heiden!

Buchhändler.

Das ist bekannt und hälfe Nichts uns Beiden —

Anselm.

Auch würde es Herr Göschel nicht wohl leiden.
Ich laß' ihn lieber, ächt modern, beschneiden.

Buchhändler.

Und wollen wir ihn zum puren Juden machen?
Mein Gott — wie würde Wolfgang Menzel lachen!
Allein —

Anselm.

Sie tragen wiederum Bedenken?

Buchhändler.

Ich mein', die Sache ließ' sich besser lenken!

Anselm.

Wie, wenn ich schriebe, er sei Nichts gewesen,
Nichts, gar Nichts, nur ein alter, stumpfer Besen —

Buchhändler (begeisterungsvoll).

Ja, theurer Mann, ja, so was läßt sich hören —

Anselm.

Gut! ich will das Jahrhundert denn bekehren
Und gehe selig und vergnügt nach Haus.

Buchhändler.

Und ich geb' es in Schillerformat heraus —
(beiseit) Und glaube schwerlich, daß ich was verliere —
(laut und erhaben.) Ich hab' das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!

(Umarmung, Kuß, Anselm geht ab.)

Buchhändler (allein).

Den armen Schelm, den hätt' ich abgefertigt;
Vielleicht noch besser, als er sich gewärtigt. — —
So fehlt es uns doch nie an lieben Thieren,
Die mit uns auf die Narrheit spekuliren.
Nun macht er seine blaue Männchen vor,
Er hat den Kreuzer und ich den Louisd'or.
Solch ein Format, das thut auch Wunderdinge
Und ist für's Publikum die wahre Schlinge,
Wer etwas ist, ist durch die Form es blos,
O Gott, o Cotta, ach wie groß, wie groß!
Nur Eins behagt mir nicht auf dieser Welt,
Daß das Papier nicht auch vom Himmel fällt,
Flög' es bedruckt zum Fenster gar herein,
Glück über Glück, Buchhändler dann zu sein!

(Geht tanzend und singend ab.)

Der Verbannte zum Guttenbergsfeste.

Was in stiller Nacht die Geister
Meinem Herzen anvertraut,
Dir verdank' ich's, hoher Meister,
Wenn es eine Welt nun schaut.

Dank Dir! Dank Dir! wenn in keine
Seele je es Kummer gießt;
Aber, aber, wenn es Eine,
Eine außer mir verdrießt?

Wird der Fluch nur mich ereilen,
Der so leicht sein Spiel gerührt?
Wirst die Schuld Du mit mir theilen,
Der das Lied hinausgeführt? —

Selten sah man im Vereine
So Dein schönes Vaterland,
Und doch — wie viel Edelsteine
Fallen heut' in fremden Sand!

Mancher, Mancher muß verzichten;
Mancher weint den Scheidegruß,
Mancher wandert, weil er dichtet,
Mancher, weil er denken muß.

Mancher wollt' zum Volke sprechen,
Und hat leider nicht bekehrt;
Meister, ist das ein Verbrechen,
Meister, hast es Du gelehrt.

Keinen sollst Du drum vergessen,
Den des Wortes Waffe ziert;
Denke heute denn auch dessen,
Der in fremder Hütte friert!

Der Gefangene.

Zehn Jahre! seit den letzten Vogel ich
Im Blütenwald sein Liedchen schlagen hörte;
Zehn Jahre! seit der blaue Himmel sich
Zum letzten Male meinem Blick bescheerte:
Zehn Jahre! was ist weiter Dein Begehr?
Kann meine Wange sich noch blässer färben?
Sieh, diese Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit sterben!"

Zehn Jahre! meine Sehnen sind erschlafft,
Mein Auge kann die Kette nicht mehr sehen;
O zittre nicht! kaum hab' ich noch die Kraft,
Zwei Schritte bis zum Grabe hinzugehen,
Ein Herr der Welt — und Dein ein zahllos Heer! —
Und ich ein kranker Mann — ein Bau in Scherben —
Nein! diese Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit sterben!

Zehn Jahre hat in dieser Kerkergruft
Mein Herz so treu dem Tode zugeschlagen.
Zehn Jahre! jetzt, o jetzt nur so viel Luft,
Gen Himmel eine Seele hinzutragen!
Ein wenig Luft! ei! fällt Dir das so schwer?
Willst Du schon wieder neue Söldner werben?
Sieh, diese Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit sterben!

Zehn Jahre haben meinen Muth geknickt
Und meines Lebens Blüte mir genommen,
Man hat das Lied mir in der Brust erstickt,
Der letzte Funken ist schon längst verglommen.
Und noch nicht? Sprich, was weiter Dein Begehr?
Kann meine Wange sich noch blässer färben?
Sieh, diese Hand bricht keine Kronen mehr!
Laß, König, laß mich in der Freiheit sterben!

Tod Napoleons II.

Könnt' ich an eines König's Grabe weinen,
Hier flöße endlos meiner Thränen Zoll,
Ich rief den Lüften, flehte zu den Steinen
Und bät' die Erde, daß sie weinen soll.

Nicht weinen, weil sie Dich so früh begraben,
Begraben, ehe eine Welt noch Dein;
Nicht darum — größer ist es, nichts zu haben,
Noch größer, als ein Herr der Welt zu sein!

Ich weinte nicht, weil etwa Du gewaget
Und dann verloren ein gewaltig Spiel,
Ich habe niemals noch den Stern beklaget,
Der nächtlich aus dem dunkeln Aether fiel.

Wozu? ist doch der Wünsche Ziel hienieden,
Zu sagen: Seht, ich leuchtete einmal!
Man läßt sich willig an den Felsen schmieden,
Wenn man das Feuer erst vom Himmel stahl.

Doch Schwingen haben und nicht fliegen können,
Weil schon ein And'rer flog zu hoch hinan;
In eignen Gluthen thatenlos verbrennen,
Weil schon ein Anderer zu viel gethan —

Das ist's, was Dir mein Mitleid zugewendet;
O tief, o tief beklagenswerther Fluch,
Daß, weil der Vater schon als Held geendet,
Deckt einen Frühling hier das Leichentuch!

Allein — ihr seid ja Beide nicht die Meinen;
Mein ist das Herz, das in der Hütte bricht;
Um einen Bettler darf die Muse weinen,
Du warst ein Kaisersohn — ich weine nicht.

Lied von der Weisheit.

Ich will die Weisheit nun zu Markte tragen,
Sie kann dem Manne länger nicht behagen;
So wollt' ich doch, ich hätt' sie nie besessen,
Ich hab' sie satt und möchte sie vergessen;
Ich geh' hinauf die Straßen und hinab:
Ihr Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Ich war ein Kind und hab' in frühen Jahren
Von einem Herrn im Himmel viel erfahren;
Ich wurde Jüngling, und in wenig Stunden
War er wie eitler Rauch mir hingeschwunden.
Wer gibt mir für die Weisheit, was ich gab?
Kauft Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Ich träumte einstens, überall zu siegen
Und wie ein Wetter durch die Welt zu fliegen;
Da hieß ein Donnerwort mich stille stehen
Und ferner nur im Schneckenschritte gehen;
Das beste wohl, was ich gelernet hab', —
Kauft Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Dem Würdigsten nur soll die Welt gehören,
Und keinem Götzen sollt ihr Treue schwören!
Ich Thor! — da lag der Mann in seidnen Betten,
Der Freie schmachtete in Eisenketten.
Um meine Weisheit einen Bettelstab!
So kaufet mir doch meine Weisheit ab!

Vom Blitze war der letzte Mast gespalten,
Ich wollte mich an einem Faden halten;
An einem Faden, um im Sturm getrieben!
Gott! mußt' ich, um zu hassen, auch noch lieben?
Um meine Weisheit nur ein einfach Grab!
Kauft Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Vorbei! Vorbei! Was sollte mir das Leben,
Als es dem stillen Danke hinzugeben?
Ich läugne nicht, es ist mein Blick erweitert,
Nur leider schon das Herz am Strand gescheitert!
Ich geh' hinauf die Straßen und hinab,
Und Niemand kauft mir meine Weisheit ab.

Tell.

Er hat sein letztes Wort gesprochen,
Zu Fall ist der Tyrann gebracht,
Und was ein Apfel einst verbrochen,
Hat nun ein Apfel gut gemacht.
Doch deines Kindes Blut vergossen??
Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen!

Vom Volke ist der Druck gehoben,
Frei glänzt der Gletscher in der Luft,
Frei ist der Herr im Himmel oben
Und frei der Todte in der Gruft.
Doch deines Kindes Blut vergossen??
Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen!

Die Wolken wollen nicht vom Orte,
Die Ströme wollen nicht mehr gehn,
Sie wollen alle an dem Orte
Des schönsten Landes stille stehn.
Doch deines Kindes Blut vergossen??
Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen?

Und heiter blickt des Hirten Miene,
Weil nun sein Lamm kein Geyer schreckt,
Und lauter donnert die Lawine,
Weil sie hinfort nur Freie deckt.
Doch deines Kindes Blut vergossen??
Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen!

Es flammen ringsum Feuerzeichen,
Und einen Helden grüßt man dich;
Doch seh ich scheu die Mütter weichen
Und alle Kinder flüchten sich,
Tell, wußtest du, wie's dort beschlossen?
Ei, Tell, es hätt' kein Fürst geschossen!

Lied ohne Titel.

Nimmermehr weich' ich zurücke,
Alles darf und will ich wagen — —
Und so hab' ich manche Brücke
Mir zum Schöpfer schon geschlagen.

Hoch in freien Aetherräumen
Flog Er leuchtend mir entgegen,
Und ich bin in tausend Träumen
An des Herren Brust gelegen.

Dort bei'm Morgenrothe saß ich
Mit Ihm in den Wolkenzelten;
Dort mit meinem Auge maß ich
Wie ein Adler seine Welten;

Dorten fühlt' ich durch die Locken
Seines Geistes Odem fächeln,
Dorten sah ich, tief erschrocken,
Ihn ob unserm Elend lächeln.

Lächelnd schüttelte vom Haupt Er
Diademe sich von Sonnen,
Und den letzten Tropfen raubt' Er
Lächelnd aus der Liebe Bronnen!

Und da wollt', da wollt' ich leise,
Leise nur im Herzen meinen:
Armer Gott, Du bist so weise!
Armer Gott, und kannst nicht weinen!

An einen Bekannten, der einen Orden erhalten hatte.

Mein Freund, Du bist sehr fromm geworden!
Du trägst ein Kreuz gar auf der Brust!
Bei Gott, ein sonderbarer Orden,
Von dem ich bisher Nichts gewußt!

So wäre es denn wahr, Du schwörtest
Ab, was als Jüngling Du gethan?
Es wäre wahr, und Du gehörtest,
Ein Lebender, den Todten an?

Und dieses Kreuz hier soll bedeuten
Nur Deiner stolzen Seele Grab,
Die Endschaft aller Herrlichkeiten,
Die sie dem Freund zu kosten gab?

O, Du hast früh gesenkt die Flügel,
Früh Dich im Staube hingestreckt!
Auf Deines Herzens Leichenhügel
Hat Gnade Dir ein Ziel gesteckt!

Zeuch hin den Weg zur Schädelstätte!
Doch wird Dir einst Dein Kreuz zur Last,
Erdrückt Dich Deine goldne Kette,
Such' nicht vor meinem Hause Rast!

Wenn Dich Dein Schmeicheltroß verlassen,
O kehre niemals bei mir ein.
Ich möchte wahrlich Dich nicht hassen,
Und doch mir selbst nicht treulos sein.

Todtenopfer für den Dichter Franz Gaudy.

Les dieux s'en vont, mais
les rois nous restent.

(Der edle Freund des edlen Chamisso überlebte den letztern nicht lange. Gaudy starb den fünften Februar, und wir beklagen in ihm gleichsehr einen schönen Charakter und talentvollen Lyriker. Er war vielleicht nach Chamisso die dem französischen Beranger verwandteste Natur.)

Ein Dichter todt! O traget diese Kunde
Mir nicht so kalt im Lande hin und her!
Ein Dichter todt! in frühster Morgenstunde,
Eh' seine junge Brust noch liederleer!
Ein Dichter todt! und für so manche Wunde,
So manchen Kummer nun kein Balsam mehr!
Ein Dichter todt! und — scheltet nur den Schwärmer —
Mein eigen Herz um einen Frieden ärmer!

Du kranke Welt! wie wird es mit dir stehen,
Wenn deine Leiden einst kein Lied mehr heilt?
Wenn deine Sänger so von hinnen gehen
Und einer um den anderen enteilt?
Wenn wie ein Abendlüftchen sie verwehen,
Und jeder nur sekundenlang verweilt?
Wer soll mit Erd' und Himmel für dich fechten?
Wer um das Kreuz der Menschheit Rosen flechten?

Ein Dichterherz ist wiederum gestrandet,
Kalt eine Stirn, die glühend für Euch sann,
Und eine Quelle wiederum versandet,
Aus der so mancher frische Trank Euch rann!
Was Ihr verloren — ob Ihr's auch geahnet —
Ein Dichter ist Euch wie ein andrer Mann!
Um Purpurmäntel könnt Ihr Trauer tragen?
Ihr lacht, wenn eine Harfe ward zerschlagen!

Ihr lacht! das ist des Elends bittrer Segen,
Daß es sich niemals elend fühlen mag!
Ihr laßt die Klauen in die Seel' Euch legen
Und seid so glücklich wie am ersten Tag!
Und ruft vergnügt: Hie ist gut allerwegen,
Und wir sind sicher vor dem Wetterschlag!
Da wird, wenn an den Jammer Ihr nicht glaubt,
Daß Ihr ihn fühlt, ein Sänger Euch geraubt!

„Es wird dem Dichter in der Welt so bange!"
So rief ich deinem Freund Chamisso nach.
Ich wußte wohl, es dauere nicht lange,
So liegt ein neuer, schöner Garten brach!
Ein schönes Herz mit nah verwandtem Drange
Umschließt ein dunkel nachbarlich Gemach!
O Gott, stillt deine Opferwuth sich nie?
Dein Himmel nicht, dein Mensch braucht Poesie!

Und jetzt schon? da die einzig grüne Pracht
Sein Lorbeer, den sie auf den Sarg ihm spreiten?
Und jetzt schon, da in wolkenschwarzer Nacht
Schneeflocken still auf stille Gräber gleiten?
Es sollten Dir, so habe ich gedacht,
Die Nachtigallen in die Grube läuten —
Herr, wie du willst; allein, es ist nicht gut,
Daß er in blumenloser Erde ruht!

Der sterbende Republikaner.

Im Zimmer, klein und enge,
Stirbt Hungertodt's ein Mann;
Und draußen tobt die Menge:
Heil Philipp Orleans!

Wo sind, die sich gesellten
Dem Sterbenden in der Noth?
Wer reicht dem Julihelden
Das letzte Stückchen Brod?

„Ein Stückchen Brod, ihr Herren,
„Und keinen Königsthron!
„Ein Stückchen Brod, ihr Herren,
„Und keine Million!

„Kam es Euch aus dem Sinne,
„Wie Ich einst König war?
„Hielt diese Hand nicht inne,
„Die Krone lief Gefahr!

„Ihr wäret d'rum betrogen,
„Hätt' sie mir gut gedäucht!
„Ich hab' sie wohl gewogen,
„Ich fand sie viel zu leicht!

„Ich will nicht Eure Kronen,
„Ich brauch' nur wenig Sous
„Von Euren Millionen
„Zu einer Leichentruh'!

„Ich focht für Eure Flaggen,
„Und wär' Euch nun so fremd?
„Ein Stückchen Brod! Ein Lacken
„Zu meinem Sterbehemd!

Und lauter tobt die Menge:
Heil Philipp Orleans!
Im Zimmer, klein und enge,
Stirbt Hungertods der Mann.

„Leis schlägst Du Herz zum Ende,
„Und Niemand schaut es an;
„Kein Mensch hat an die Wände
„Mir nur ein Kreuz gethan!

„Kein Gott! kein Brod! wie wenig
„Bracht' mir der blut'ge Sieg!
„Es lebe — wer? der König?
„Nein doch — die Republik!"

Lieder.

I.

Viel gesungen, müd' gerungen,
Und der Abend stellt sich ein;
Wie mir's oben auch gelungen,
Unten muß es besser sein!

Laß mich ruhen, Herr! und schlafen,
Und vergessen dieses Land!
Laß den Schiffer in den Hafen,
Denn das Elend sitzt am Strand!

Wenn in neu belaubten Bäumen
Ueber mir die Blüte klagt,
Laß mich in der Erde träumen,
Was die Erde mir versagt!

Laß mich still im Grab verbringen!
Denn es wär' mir größre Pein,
Engel mit gebrochnen Schwingen,
Als ein Mensch und Nichts zu sein.

. . . .

. . . .

Aber muß der satte Zecher,
Muß er dennoch einst zu dir,
Gieße in des Himmels Becher
Recht viel Erdennektar mir!

Meine Seele kann erquicken
  Nur ein einzig hohes Glück:
Gib von allen Augenblicken
  Mir den kürzesten zurück!

Nicht die alten tollen Lieder,
  Nicht den alten Lebenslauf,
Meine Liebe gib mir wieder,
  Oder wecke mich nicht auf!

II.

Stille! Stille! Nimmer länger
Soll der Sohn des Weibes klagen,
Sieht er, wie die ew'gen Götter
Schwer an ihrem Glücke tragen!

Wie sie lieben, glühend lieben,
Wie sie hassen, glühend hassen,
Und doch ihren Menschen unten
Müssen ihre Thränen lassen!

Wie sie herrlich und in Freuden,
Sorgenlos im Himmel leben,
Und doch ihren ganzen Himmel
Ach! um Eine Thräne gäben!

Weine, Seele, reiche Seele,
Muthig, rastlos fortgeschritten!
Schon hör' ich den Herren selber
Dich um eine Thräne bitten!

Einer Frommen.

O Heilige, wär'st du ein Menschenkind,
Ich wäre glücklicher — gewiß, gewiß!
Was hilft es mich, daß dich so Mancher pries,
Daß deine Augen Himmelsleuchter sind?
Ein Engel wehrt uns dieses Paradies!

Derselben.

Reinsten Himmel Wolken decken;
Ist ein Stern, der glänzend bliebe?
Jeder Mensch hat seinen Flecken,
Jeder Mensch hat seine Liebe!

Du allein, du willst so lange
Freudlos ohne Liebe leben?
Wird es dir nicht manchmal bange,
Daß dir Gott Nichts zu vergeben?

Gebet.

Wie im Garten der Oliven
  Für die Welt dein Schweiß einst rann,
Glaub ich, daß noch heut' die Liebe
  Für ihr Liebstes beten kann!

Nur für Ihn, den Mann, den schlimmen,
  Nah' ich dem Altare mich!
Nur für Ihn, Erlöser, flehe
  Ich so heiß und inniglich!

Stünd ich doch vor deinem Throne
Einst verlassen und allein — —
Herr, dann könnt' es mich gereuen,
Keine Sünderin zu sein!!

Sonnett.

Ich habe nie mein Elend mir vergoldet,
Stets seine Dolche schärfer noch gespitzt,
Und blutig, blutig auf mein Herz geritzt.
Ich habe nie den Reim als Arzt besoldet!

O daß ihr endlich es mir glauben wolltet,
Wie tief der Tod mir in der Seele sitzt,
Wenn es in meinem Liede flammt und blitzt —
Ihr reichtet mir die Hand, statt daß ihr grolltet!

Ihr wisset ja: Gewitter machen kalt:
  So werd' ich denn vor meinem Winter alt —
  Was griff ich auch so frühe in die Saiten?

Allein — kein Menschenleben braucht's zum Glück!
  Ich fühle oft, es ist ein Augenblick,
  In dem wir uns die Ewigkeit erstreiten!

Frühlingslied.

Alles ringt sich von der Scholle,
Alles ist empor gestiegen;
Will am End' die blütenvolle
Erde in den Himmel fliegen?

Meiner Heimath Strand befeuchtend,
Glänzt vor mir des Sees Spiegel,
D'rauf die Sonne, purpurleuchtend,
Wie der Liebe rothes Siegel.

Und ich seh' in allen Fernen
Opfer von den Bergen rauchen,
Und ich möchte mit den Sternen
Meine Seele untertauchen!

Und es dampfet durch die Lüfte
Auf zu mir des Thales Brodem,
Und es duften alle Düfte,
Wie einst meiner Liebsten Odem.

Frühling unten, Frühling oben,
Und so Flur wie Hügel reicher;
Alle Noth hinweggehoben
Und der Himmel selber weicher.

Doch kein Herz, das er, zu theilen
Diese Seligkeit, mir gönnte —
Und so wünsch' ich mir zuweilen
Etwas, das ich *hassen* könnte!

Abschied.

Lebwohl! was könnt' ich auch Dir bieten?
Lebwohl! Lebwohl! mein ander Herz!
In Deiner Hütte schläft der Frieden
Und in die Fremde irrt der Schmerz!

Du bist ein Weib! und eine Stütze
Suchst an dem Manne Du für Dich!
Du suchst ein Haupt, verschont vom Blitze,
Such' einen Andern denn, als mich!

Du könntest einen Zauber sprechen,
Und alle Himmel wären mein!
Doch müßte ich den Zauber brechen,
Weil Deine Ruh' der Preis würd' sein!

Lebwohl! ich werd' Dir nicht mehr folgen!
Lebwohl! Lebwohl! ich ziehe gern!
Lebwohl! Lebwohl! rett' vor den Wolken
In Deinen Himmel Dich, mein Stern!

Dein Leben — daß es Gott beschütze —
Ein Maitag sei's im Morgenlicht,
Eh' ihm der Sonne Gluth und Hitze
Die Rosen von dem Haupte bricht!

Der Tod sei Dir die Hippokrene,
Die jeden Durst der Seele stillt;
Willkommen, wie die erste Thräne,
Die erster Lieb' im Auge quillt!

Der Herr behüte Dich in Gnaden!
Ein Wetter lagert sich um mich.
Es könnte endlich sich entladen
Und träfe dann auch Dich, auch Dich!

Ich will Dir nicht den Frieden trüben!
Nimmt auch der Wahnsinn ganz mich ein;
Lebwohl! ich will Dich ewig lieben
Und doch von dir geliebt nicht sein!

Frühlingsnacht.

So sel'ge Stille traf ich nie!
Kaum lispelt's in den Zweigen,
Als hätten ein Geheimniß sie
Den Menschen zu verschweigen.

Kaum plätschert noch die Welle fort,
Kaum knospet's in den Hecken,
Als gälte es, die Sterne dort
Am Himmel nicht zu wecken.

Die guten Geister senken sich
Auf ihren Strahlen nieder,
Und bringen, die bei Tag entwich,
Die Ruh' den Träumern wieder.

Mein Schifflein treibt im Sturm allein,
Und Niemand will es retten;
So müd' dies Haupt, schläft's doch nicht ein,
Ich muß ihm tiefer betten!

Auf!

Liebesketten kannst Du brechen,
Doch die andern brichst Du nicht?
Kannst zum Haß in Liebe sprechen?
Rufst die Liebe zum Gericht?
Muß das Herz zu Grunde gehen,
Wenn der Geist soll auferstehen?
Himmel, Himmel, uns zu retten,
Brich zuerst die alten Ketten!
Auf! Auf!

Herz und Liebe sind zersprungen,
  Haß und Hände sind noch ganz!
Schwing' das Schwert, wenn du gesungen,
  Führ dein Liebchen auch zum Tanz!
Laß sie doch am Fels zerschellen —
Stolzer rauschen fort die Wellen.
Brich nur, Herz, und ziehe weiter!
Freiheit braucht noch manchen Streiter!
    Auf! Auf!

Barbarossa's letztes Erwachen.

Eine Phantasie.

Die Sonne will zerfließen,
Im Aether still und stumm,
Und hängt der Berge Riesen
Den Purpur sterbend um;
Tiefschwarze Wolken wallen
Wie trauernde Freunde nach,
Und dumpfe Donner hallen,
Und riefen gern sie wach.

Sag' an, sag' an, Kyffhäuser,
Was bebt und zittert dein Haus?
„Es rauft mein alter Kaiser
„Den steinernen Bart sich aus.
„Der alte Barbarossa —
„Er ist dir doch nicht fremd? —
„Träumt schon ein neu Canossa,
„Ein neues Büßerhemd!“

„Er sah vorübereilen
„Den letzten Königssohn
„Und gierige Hände streiten
„Um den zerstückten Thron;
„Er sah die Rollen tauschen
„Und alle Welt verkehrt —
„Hörst du den Adler rauschen?
„Der Kaiser greift zum Schwert!“

Der Kaiser schaut verwundert,
Er schaut, er schaut und spricht:
„Du sündiges Jahrhundert,
„Bedarfst du meiner nicht?
„Du glaubtest ausgetrieben
„Den letzten sicherlich —
„Noch ist ein Fürst geblieben,
„Und dieser Fürst bin Ich!“

„Die Zeit ist abgelaufen
„Für jedes Zwerggeschlecht;
„Auf! rück' dem Hohenstaufen
„Den Thron der Welt zurecht!
„Es schlafen deine Guelfen,
„Dein Ghibelline wacht;
„Er will, er will dir helfen
„In deiner Todesnacht!“

„Hat nicht mein Volk gesprochen:
„„Komm, alter Ghibellin!““
„Als man den Stab gebrochen
„Dort über Konradin?
„Hat es nach der Standarte
„Des Staufen nicht verlangt,
„Als vor dem Buonaparte
„Die halbe Welt gebangt?“

„Ich hatt' es wohl vernommen,
„Und doch erschien ich nicht;
„Ich dachte erst zu kommen,
„Wenn ihm ein Haupt gebricht;
„Nun hat der Sturmwind brausend
„Den alten Baum entlaubt.
„Viel Köpfe, viele tausend,
„Und nicht ein einzig Haupt!

Und ruhig sah ein Krieger,
Wie ihm sein Blut verrann —
Er blutet ja als Sieger
Und stirbt als freier Mann —
Der hört den Kaiser sprechen
Und schaut ihm zürnend nach;
Er läßt sein Herz nicht brechen,
So lang sein Groll noch wach:

„Wohl hat der Sturmwind brausend
„Den alten Baum entlaubt.
„Viel Köpfe, viele tausend,
„Und nicht ein einzig Haupt!
„Und doch — wie viele böten
„Sich dar uns allerwärts!
„**Ein** Haupt ist nicht vonnöthen,
„Vonnöthen nur **ein** Herz!“

„Ich wußte wohl zu fechten,
„Und riß mein Theil am Joch,
„Ich werd' um Freiheit rechten
„Mit Dem dort oben noch!

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — — —*)

„Kein Weiser that, kein Weiser,
„Dem Strome Widerstand;
„Stirb du auch, alter Kaiser!
„Es hilft sich selbst, dein Land.
„Ha! wie die Raben streichen
„Im Nebel am Berge hin!
„Ihr wittert doch zwei Leichen?
„Ihr wittert mich und Ihn?"

---

*) Selbstcensur des Verfassers.

Gutenbergslied,

bei der Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Konstanz, 1840.

Kennt ihr, kennt ihr das freie Wort,
Das mit der Sonne kreist?
Das mit den Wogen donnert fort?
Das mit dem Sturme reist?
Das reich wie Thau vom Himmel tropft,
An Hütten und Paläste klopft?
Kennt ihr den freien Geist?

Kennt ihr, kennt ihr das Zauberschwert,
Dem jede Lüge fällt?
Kennt ihr den Meister, lieb und werth?
Kennt ihr der Helden Held?
Von Gutenberg singt mir ein Lied,
Ein Lied vom guten Waffenschmied,
Ein Lied vom Mann der Welt!

Die Wahrheit klingt von Ohr zu Ohr,
Sie klingt von Mund zu Mund,
Sie hat wie Sterne ihren Chor
Und thut sich allwärts kund;
Das Wort rauscht wie das freie Meer
Frei um die weite Erde her,
Und schließt den Völkerbund.

Und der es so aus stummer Nacht
Erlöst, der das gethan,
Der tausendfältig es gemacht,
Dem stimmt ein Loblied an!
Heil ihm, Heil ihm, und seinem Werk!
Dem Gutenberg, dem besten Berg!
Heil jedem freien Mann!

Die Literatur im Jahre 1840.

Ein neues Decennium! Viel schwüle Luft hat sich wieder gesammelt in den Thälern und auf den Bergen. Wird sie milde als Regen niederträufeln oder donnernd in Gewittern sich entladen? Wird die alte Juliussonne auf Blumen oder auf Schlachtfelder scheinen? Wird es ein Sänger, wird es ein Held sein, dessen die Menschheit bedarf? Wird der Fernhintreffer seine Leier spielen oder seine Pfeile absenden? Wird es Blut geben, und wem wird es den Purpur färben? Ich weiß es nicht, will es nicht wissen.

Der Friede ist mir theuer, denn ich liebe die Musen; aber ich fürchte den Krieg nicht, denn ich liebe die Freiheit. Wir sind nicht mehr jene kindischen Poeten, welche jammern und winseln, wenn ein Kanonenschuß bei der Feile eines hübschen Verses sie stört; wir stürzen hinaus, wenn es draußen

wogt und stürmt, und zerschlagen getrost unsere Harfe, ehe sie in die Hände eines Moskowiten fällt. Unser Glaube ist einer mit dem Glauben der Menschheit; das Schönthun mit schönen Träumen hat aufgehört, es ist etwas Anderes, als ein Kaiser, der im Kyffhäuser schläft, etwas Anderes, als der alte Barbarossa, auf das wir warten.

Nicht jeder besitzt den unvergleichlichen Muth des Herrn Wolfgang Menzel, aus der Hand des Schöpfers wie ein Zigeuner die Geschichte der Zukunft oder die Zukunft der Geschichte zu errathen. Der Weltgeist ist zuweilen ein Weib und hat Launen. Er spottet der Buchhändlerspekulationen.

Wir wollen der Zukunft kein Horoskop stellen, wir wollen nicht prophezeihen, wir wollen nur ahnen und ahnen lassen, nur Andeutungen geben.

Ich wollte über Literatur schreiben und habe mit der Politik angefangen. Natürlich! Das Abzeichen der modernen Literatur ist es eben, daß sie ein Kind der Politik, deutscher gesprochen, ein Kind der Julirevolution ist. Das sind nun zehn Jahre her, und sie hat bei keinem der besseren Schriftsteller ihre Mutter verläugnet. Selbst das industrielle Element, das in den jüngsten Tagen so überwiegend in ihr geworden ist, beweist durch unverfälschte Aktenstücke diese ihre Abkunft. Man möge unbesorgt sein: dieser literarische Krämersinn wird in Deutschland so gut seine Endschaft erleben, wie der politische in Frankreich. Die Freiheit hat in dem letzten Decennium nur Studien gemacht, die Literatur vielleicht auch. Die Irrfahrten, die Odysseen werden bald

aufhören; die Zeit war eine Penelope, die bei Nacht das Gewebe immer wieder auftrennte, das sie bei Tage gefertigt; ihre unverschämten Freier werden sie nicht lange mehr umlagern; der Erwählte wird kommen und das Gewebe vollendet werden. Was sie darauf sticken wird? Ein Schwert oder eine Feder? Auch das weiß ich nicht. Und wüßt' ich's, würde ich es nicht verrathen, Noch einmal: Die neue Literatur ist ein Kind der Juliusrevolution. Sie datirt von der Reise Börnes nach Frankreich, von Heinrich Heines Reisebildern. Sie datirt von der Opposition gegen Göthe.

Von der Opposition gegen Göthe? Ja! Ich liebe Göthe, ich weiß, daß er der größte Künstler ist, den Deutschland geboren; ich weiß, daß seine Gedanken das lautere Gold des Herzens und der Vernunft — ich finde die Grundsätze fluchwürdig, aus denen ihn z. B. Menzel angefochten; aber Göthe war kalt, indifferent, er sympathisirte nur mit der Ewigkeit, nicht auch mit der Zeit, die ein integrirender Theil von jener ist. Und die Zeit forderte Sympathien. Nur wer ihr diese bewies wurde von ihr auf den Schild gehoben. Wir haben die Opposition gegen Göthe auf ein sehr bescheidenes Maaß zurückgeführt; wir sind uns bewußt, hinter der reinen Schönheit seiner Produktionen noch unendlich zurück zu sein — und dennoch haben wir gewonnen. Statt der Höfe ist das Volk der Mäcenas seiner Talente geworden. Mit der Buchhändlerbörse in Leipzig wurde der oberhoheitliche Schutz für unsere Dichter entbehrlich.

Die Muse der Geschichte hat die ersten Blätter der neuen Literatur geschrieben. Ich erinnere an Börnes Briefe aus Paris, an Heines französische Zustände. Die deutsche Professorsnatur wird in Einzelnen immer viel an solchen Büchern auszusetzen wissen und mit ihrer historischen Nase tausend Gebrechen an denselben hervorspüren. Den Kritiker kümmert das wenig. Für ihn sind es Bücher, die eine Richtung gegeben, für ihn steht ihr Werth fest. Lessing, Klopstock, Göthe, Schiller — wer von ihnen hat sich für die Geschichte der Zeit in ihrem Detail interessirt? Wer von ihnen ausschließlich einer Partei mit Begeisterung sich angenommen? Keiner. Der jungen Literatur war dies aufbehalten. Hier erst findet sich ein politischer Glaube neben dem poetischen. Welcher Natur dieser Glaube ist, ward von uns schon bei verschiedenen Gelegenheiten nachgewiesen. Das Prinzip der neuen Literatur ist, um es zum tausend und ersten Male zu sagen, das demokratische.

Durchgängig und zuerst machte sich die literarische Revolution im Styl bemerklich. Es ist eine ganz neue Sprache, die man im letzten Jahrzehend geschrieben. Sie ist rasch, wie der Gang der Zeit, schneidend, wie ein Schwert, schön wie die Freiheit und der Frühling. Die Sätze verrathen eine beinahe ängstliche Hast, sie sind kurz; was man behauptet, für das steht man auch ein; die Recensenten haben das Wir abgeschafft und das kecke Ich an seine Stelle gesetzt.

Börne hatte in Paris keine Muße, Gedichte zu schmieden, er mußte all seine Blumen zur Prosa verwenden; Heine ebenso. Unsere Prosa ist viel mit Poesie versetzt worden, gewiß nicht zu ihrem Nachtheile. Die Schönrednerei einiger Literaten darf uns ja nicht verführen, über diese ganze stylistische Tendenz den Stab zu brechen.

Das Schwert der Revolution wird in der Literatur immer zunächst zum kritischen Messer. So war denn in den Tagen nach der Juli-Umwälzung die literarische Thätigkeit der Deutschen hauptsächlich eine publicistische. Die Aufmerksamkeit der Nation war auf die politischen Journale gerichtet. Erst als das Stuttgarter Literaturblatt geistig sich überlebt hatte, und die politischen Organe mehr eingeschränkt wurden, trat mit dem Literaturblatt zum Phönix eine Reformation in der Literatur ein. Die poetischen Heroen ausgenommen, ward allen Novellen- und Romanenkünstlern vor dem Jahre 1830 der Handschuh hingeworfen. Man schätzte nach wie vor ihr formelles Talent, zog es sogar dem der jüngeren Poeten vor; aber man vermißte Etwas bei ihnen, für das Einem die sprachliche Glätte, die gute Conception, die ironischen Hiebe keinen Ersatz boten — das war der Charakter der neuen Zeit, die Sympathie mit der Nation. Die Schönheit sollte keineswegs der Tendenz geopfert werden. Die Schönheit wurde beibehalten als das oberste Gesetz jeder Aesthetik; nur verlangte man von ihr, sie solle sich des Streites begeben mit ihrer gleichgöttlichen Schwester, der Freiheit, sie solle Arm in Arm wandeln mit ihr.

Produktiv machte sich die junge Literatur lange Zeit hindurch in der Lyrik geltend. Anastasius Grün schrieb seine Wiener Spaziergänge, ihm folgten Nikolaus Lenau mit seinen schönen Polenliedern, Julius Mosen mit seinen revolutionären Romanzen und Balladen. Die Initiative hatte Heinrich Heine mit seinem Buch der Lieder gegeben, der allerdings nicht nur für seine Ideale, sondern auch für seine Launen alle nur mögliche Freiheit in Anspruch nahm, an den aber doch seine sämmtlichen lyrischen Gegner und Rivalen nicht hinaufreichten. Was diese Leute so sehr an Heines Gedichten tadeln, den unversöhnenden Schluß, wie sie so unausstehlich sich ausdrücken, so mögen sie versichert sein, daß Heine denselben gar leicht einen sentimentalen Schwanz anhängen könnte, wenn er nur wollte. Er will aber einmal nicht. — Als Politiker, als Kritiker werde ich Heine, namentlich gegenwärtig, nicht anerkennen; den Poeten aber lasse ich ihm nicht streitig machen.

Erst in den zwei letzten Jahren hat sich die neue Literatur auch in andern Gebieten produktiv hervorgethan. Laube, Kühne, Mundt sind nicht über die Kritik hinausgekommen, dagegen haben sich viel junge Sprossen als Ersatzmänner eingefunden. Wie tief der komische Roman, der mit so viel Glück angebaut wird, in unser Leben eingreifen wird, läßt sich noch gar nicht berechnen. Wie viel läßt sich in dessen Bereich ziehen! Er kann der eigentlichste Hebel der Zeit werden.

Nach dem komischen Roman ist es hauptsächlich das Drama, das einer neuen Blüte entgegen sieht. Der komische Roman und das Drama werden es auch sein, dem wir in diesem Jahre das Schönste zu verdanken haben werden, wenn uns das Schicksal verdammt, noch länger mit der bloßen Poesie uns zu begnügen. Doch — wir haben vielleicht wenig Muße mehr, in ein Theater zu gehen!

Ein Beitrag zur Kenntniß der literarischen Industrie.

Eine Literaturgeschichte um die andere — warum nicht auch einmal eine Geschichte des Buchhandels? Es thut so Noth, den Herren Verlegern einen Spiegel vorzuhalten, ehe der letzte Funken von Ehrgeiz, der noch in ihnen glimmt, völlig erloschen ist! Daß ich's gestehe, eine unwürdigere Stellung, als im gegenwärtigen Augenblicke, hat der deutsche Buchhandel noch nie behauptet. Die Mehrzahl der Buchhändler von heute steht auf einem Niveau mit dem Krämer, der seinen Tabak und Käse auswiegt, und man lacht euch aus, wenn ihr bei ihnen etwa ein Wort von der Bedeutung, die sie für die Literatur haben könnten, von den geistigen

Beziehungen, die sie zu derselben haben sollten, fallen lasse. Ich verlange keineswegs, die Buchhändler sollen sich alle auf Einer Höhe halten — Geld und Talent finden sich auch nicht überall beisammen —; ich verlange nicht, die Buchhändler sollen alle nur den Verlag Einer zeitgemäßen literarischen Richtung übernehmen — sie würden ihre Rechnung schlecht dabei finden; aber sie sollen wenigstens durch ihren Verlag, er sei welcher er wolle, ein mehr als kaufmännisches Interesse an der Literatur beurkunden. Es ist so erfreulich, dies bei den ehrenwerthen Buchhandlungen zu beobachten. Da ist Cotta mit seinem classischen Verlage, da sind Winter und Mohr, da ist Reimer mit seinem romantischen, dort Hoffmann und Campe mit ihrem modernen, revolutionären, hier Brockhaus mit seinem doctrinären, zwischen den beiden letzteren Hammerich, Engelmann, Hallberger, Wigand, der Verlag der Klassiker u. s. w., Fleischer und Perthes mit ihrem wissenschaftlichen Verlage nicht zu vergessen; überhaupt suche man in Norddeutschland, was ich buchhändlerischen Charakter nennen möchte.

Dagegen, welche Gesunkenheit des Buchhandels im Augenblicke in einem großen Theile Süddeutschlands, welche Gesunkenheit desselben namentlich in der Stadt, aus welcher in der Person des Herrn Wolfgang Menzel in den letzten Jahren aller literarischer Jammer hervorging, in Stuttgart, wo vorzugsweise die Schillerfabrik ist. Hier ist der Sitz der Uebersetzungsindustrie, der Sitz der Industrieritter, der Uebersetzer. Der Buchhandel geht mit der

Kritik Hand in Hand; beide sind reaktionär. Der Geist einer vielleicht unbewußten Reaktion hat neben dem Uchergeiste dieser Uebersetzungen großer Todten, die eine klassische Phalanx gegen die jungen Autoren bilden sollen, hervorgerufen. Wer sich noch keine gesicherte Existenz errungen hat, übersetzt; wer nicht Muth genug in sich fühlt, um in die schlaglustigen Reihen der jungen Literatur einzutreten, übersetzt; wer zu bequem ist, um von seinem eigenen Pfunde zu zehren, übersetzt. Ich war selbst so unglücklich, und habe übersetzt, doch gewiß nicht als reaktionär oder auf die Inspiration des Herrn Menzel hin.

Mein Gott — und wie wird übersetzt? Da ist die Buchhandlung Karl Hoffmann rühmlichst bekannt durch den Verlag der Rotteck'schen und Okenschen Werke; ihre ganze neue Thätigkeit beschränkt sich aber gleichfalls auf Uebersetzungen. Schiller-Byron, Schiller-Sterne, Schiller-Tasso, Schiller-Dante, Schiller-Ariosto, und, was weis ich Alles noch. Tasso und Ariost sind von Gries unübertrefflich übersetzt, die Ausgaben auch ziemlich wohlfeil — warum dem Publikum also eine weit geringere Uebersetzung aufschwatzen? Von Byron hat man die meisterhafte Uebersetzung Böttgers, die sehr gute Gustav Pfyzers — wozu eine neue? Weil die alten zu theuer sind. Abgesehen davon, daß z. B. die von Böttger, die, glaube ich, noch nicht vollständig erschienen ist, bloß 2 oder 3 Thaler kostet — ist der billigere Preis eine Entschuldigung für eine Fabrikarbeit? Die Uebersetzung Don Juans durch Rottenkamp (warum übersetzt Rottenkamp?) ist schön.

Ganz Recht! Nun nehme man einmal die lyrischen Gedichte Byrons in dieser Ausgabe zur Hand. Byron und Ernst Ortlepp! Wie kommt Saul unter die Propheten? Ohne Titel wären die Byron'schen Lieder Ortlepps ganz unkenntlich geworden. Das Publikum ist betrogen, schmählich betrogen, wenn es der Meinung ist, es lese im Schiller-Byron Byron'sche Lieder. — Und mit solchem Quark wird dem Guten der Platz versperrt! —

Das Uebersetzen wird auf eine köstliche Weise betrieben. Wo man in Stuttgart hinblickt, Nichts als Uebersetzungen. Schiller-Shakspear, Schiller-Viktor Hugo, Schiller-Lamartine, Schiller-Calderon. Alle miteinander ganz schlecht, schlecht, mittelmäßig. Jeder Band soll in einem Monat fertig sein, damit kein anderer Buchhändler zuvorkommt. So habe ich denn Lamartine treu, aber keineswegs schön übersetzt. Der unendliche Wohlklang seiner Verse ging durchaus verloren. Man hat Lamartine, aber seinen Rhythmus nicht, der vielleicht das Beste an ihm ist.

Werden die Stuttgarter Buchhändler ewig mit ihren Uebersetzungen fortfahren, ewig den Interessen der Literatur sich verschließen? Wird keine geniale Produktion mehr aus ihren Officinen hervorgehen? Soll Norddeutschland allein der Ruhm bleiben?

Zur Geschichte des Drama im neunzehnten Jahrhundert.

O Gott, wie ekel, schaal und unersprießlich!

Shakspear.

Das Drama verlangt Leidenschaften, keine Phrasenfeste, scharf umgrenzte Charaktere, keine ins Blaue zerfahrende Gestalten. Was gesagt werden soll, muß einmal und so kurz als möglich gesagt werden. Nichts ist für den Zuhörer im Parterre unerträglicher, als wenn der Held auf den Brettern oben seiner Rede kein Ende finden kann und selbstgefällig im Fluß seiner Jamben sich berauscht; wenn ein vorgeblicher Eisenfresser dieselben Bilder von Veilchen und Mondschein gebraucht, welche eine zuckersüße Donna eine Minute vorher angewendet hat. Leidenschaft, Kürze, Schärfe — wo ich die nicht antreffe, gebe ich um das bestgewählte Sujet Nichts. Lieber einen sechsfüßigen Jambus, als zehen regelrechte fünffüßige.

Edgar, ein dramatisches Gedicht in fünf Akten, oder Bausteine zu einem Tempel für den Gott der Langeweile, von Dr. Adolph Schütt — heißt der Löwe, den ich vor mir liegen habe. Ich habe mir denselben um und um betrachtet und will versuchen, eine recht anschauliche Schilderung von ihm zu geben.

Lood, ein König in England zur Zeit der Heptarchie, ist durch die Ermordung Offos, seines Vaters, auf den Thron gelangt. Er ist übrigens, diese schändliche That ausgenommen, ein höchst anständiger Mensch, den Alles liebt: er hat vortrefflich regiert und nur einen dummen Streich begangen, nämlich im späten Alter noch eine junge Frau geheirathet. Wo er geht und steht verfolgt ihn der Gedanke an sein Verbrechen; er bekommt sogar Visionen, in welchen ihm der blutige Geist seines ermordeten Vaters erscheint. Schon sieht er sich selbst auf ähnliche Weise durch seinen eigenen Sohn Edgar vom Throne gestürzt. Diese Angst kommt seiner jungen Gemahlin, die dem alten König nicht eben sehr zärtlich zugethan ist und gerne mit ihrem Galan Redwald den Thron besteigen möchte, wunderbar zu Statten. Dem Könige wird gar listig der Verdacht beigebracht, als habe sein Sohn ihn meuchlings ermorden wollen, und das Ende vom Lied ist, daß Edgar aus dem Reiche verbannt wird. Dies ist der Inhalt des ersten Aktes.

Der Erbe wäre somit beseitigt, der König selbst muß es aber auch werden. Wie läßt sich nun das am leichtesten bewerkstelligen? Dommona, die Königin, weiß um das Verbrechen ihres Gatten; sie läßt von einem Maler ein Bild verfertigen, das diese entsetzliche That mit allen schauderhaften Nebenumständen vorstellt: sie verehrt dasselbe dem Könige, der darüber rasend wird und den Künstler im Angesicht des versammelten Hofes mit dem Schwerte durchbohrt. Er wird als Wahnsinniger gefesselt und abgeführt. Aber er lebt noch; er muß ermordet werden. Man streut

aus, er sei entflohen und habe seinen Tod im nahen Fluß gefunden. Der Kastellan erhält den Auftrag, den König zu tödten, und geht scheinbar darauf ein, ist aber statt dessen seinem Herrn zur Flucht aus dem Lande behülflich. So weit der zweite Akt.

Edgar ist an den Hof des Königs Arthur gegangen, dort wirkliches Mitglied der Tafelrunde geworden und sterblich in die Königstochter Iduna verliebt, die im Stillen seine Liebe erwiedert. Iduna soll sich einen Mann wählen; die Ritter von der Tafelrunde sollen ausziehen und wer die kühnste und edelste der Thaten vollbringt, wird das schönste Weib aus seines Königs Händen empfangen. Während diese Geschichten verhandelt werden, erscheint auch König Lood, die Hülfe Arthurs in Anspruch zu nehmen. Lood ist bereits im zweiten Akt von seinem Kastellan Ethelbert über die Unschuld seines Sohnes aufgeklärt worden und es folgt nun in Abwesenheit Arthurs eine rührende Erkennungsscene zwischen Sohn und Vater. Edgar will seinem Vater den Thron wieder erobern helfen. Dritter Akt.

Redwald und Dommona zweifeln nach einem strengen Verhöre Ethelbert's nicht mehr, daß der alte König todt ist und reichen einander eben im Krönungssaale die Hand zur ehelichen Verbindung. Da lassen sich Sänger aus Frankreich anmelden, die, wie der treue Kastellan schon weiß, Niemand Anders sind als Lood und Edgar, den noch ein tapferer Knappe, Oswald, begleitet. Es wird ein Lied voll Anspielungen gesungen, aus den Sängern werden plötzlich Ritter, das schlechte Königspaar dankt ab, die stolze

Dommona klagt jedoch zum Schlusse noch den König Lood des Vatermordes an; dieser weist die Anklage bei seines Vaters Geiste schwörend zurück. Der blutige Offo erscheint noch einmal; Lood stirbt; Edgar wird König; er hat die edelste der Thaten vollbracht und führt die Braut heim. Dommona büßt ihr Verbrechen mit ewiger Gefangenschaft und Redwald wird a la Don Juan vom Teufel geholt. Vierter und fünfter Akt.

Dies die Fabel des Stücks. Die erste Frage wäre nun die nach der tragischen Idee desselben. Denn daß Herr Schütt seine Arbeit ein dramatisches Gedicht betitelt, war wohl nur Bescheidenheit, weil er selbst fühlte, daß er bis zu einer Tragödie im wahren Sinne noch einen großen Schritt zu machen habe. Der Aesthetiker kennt kein dramatisches Gedicht, er weiß nur von Tragödien oder Komödien. Ich will nicht so grausam sein, einiger komischen Ausflüge halber den Edgar zu den letzteren zu zählen. Aber zu den Tragödien? Die Versöhnung ist da in der Person Edgars; doch wo liegt das Tragische? Daß der König Lood ein paar Wochen vom Throne gejagt wird, nachdem er so viele Jahre in gleicher Ruhe darauf gesessen! Der König Lood hätte eben so wohl an Altersschwäche, als an einem Geiste sterben können. Seinen Vater ermorden und deßwegen nicht ewig regieren dürfen — eine saubere Nemesis! Oder wollte der verehrte Dichter zeigen, wie durch ein unschuldig Liebespaar ein Haus des Verbrechens ausgesühnt werden könne? Und deuten das die unsterblichen Zeilen an?

Die Vorsicht lenkt der Menschen Pfade,
Und durch die Nacht des Unglücks bricht
An jenem dämmernden Gestade
Der Hoffnung schönes Purpurlicht;
Und wo des Jünglings Brust dem Herzen
Der Jungfrau warm entgegenglüht,
Oft wunderbar den Keim der Schmerzen
Der Liebe goldner Baum entblüht.
So möge denn auf allen Wegen
Die Gunst des Schicksals Euch erfreun,
Und überall des Himmels Segen
Mit Rosen Eure Bahn bestreun.

Kann man denn mit dem besten Willen trivialer sein? Was Kinderchen ihren lieben Eltern als Neujahrswunsch oder Geburtstagsgratulation schreiben, ist hier zur Pointe einer Tragödie verwendet worden. Wenn ich vollends sage, daß diese Worte keinem Schulmeister, sondern hier dem König Arthur von der Tafelrunde in dem Mund gelegt sind, wird mich nicht Jedermann gern einer weitern Besprechung unseres dramatischen Gedichtes überheben? Doch — ich will heute einmal recht geduldig sein und den dramatischen Jammer in seine feinsten Atome zerlegen. Einen König ermorden, und dann selbst auf dem Throne sitzen, bis man „bleiche Locken" hat? Herr Schütt! Herr Schütt!

Nicht nur der letzte, sondern sämmtliche Akte schließen mit Versen, welche dem Comite für das würtembergische Gesangbuch sehr zu empfehlen sind.

Ebenso hübsch, wie es mit der Tragödie im Ganzen steht, steht es mit der Ausführung derselben im Einzelnen,

mit den Motiven, mit den Charakteren, mit der Bühnenkenntniß des Verfassers.

„Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihrer!“ Armuth ist der Grundzug dieses Drama. Nicht die Menschen, sondern die Gespenster verrichten das Wichtigste in demselben. Gleich im 1. Akt, in der 1. Scene erscheint ein Geist, damit wir erfahren, daß König L. den König O. umgebracht hat. Ich will es hingehen lassen. Warum denn aber in der 6. Scene desselben Aktes schon wieder eine ganze Armee königlicher Gespenster? Shakspear läßt auch die Gebilde einer gefolterten Phantasie leibhaftig als Geister auf die Bühne treten, aber nur, wenn sich durchaus nicht anders abhelfen ließ. Der Verdacht des Königs gegen seinen Sohn Edgar hätte sich gar schicklich in der 1. Scene anbringen lassen, die zweite Phantasmagorie wäre weggefallen und das Stück um ein Gutes kürzer geworden.

Aber nicht genug — im 4. Akt, in der 7. Scene, ehe der König Lood stirbt, erscheint der Geist aus der 1. Scene des 1. Aktes noch einmal. Ferner erfahren wir aus der 1. Scene des 4. Aktes, daß auch der Königin ein Geist erschienen ist, und Bertha in der 1. Scene des 5. Aktes spricht von einem sehr lebhaften Traumgebilde. Das schönste aber passirt mit Redwald, nachdem er falsch geschworen hat.

Sein Stuhl versinkt mit ihm unter donnerndem Getöse in die Erde. Einige Sekunden später erscheint der Stuhl wieder und es sind darauf Reste glühender Gebeine sichtbar. Die Regisseure der deutschen

Theater mögen bei Zeiten darauf bedacht sein, wie sie das vorstellen wollen.

Nur noch zwei Proben von der mageren Phantasie des Herrn Verfassers! Seite 37 spricht Dommona:

„Ha! wie der Blitz mit dem gezackten Strahl
Die Nacht erhellt, durchzuckt mich ein Gedanke.“

Das kühne Bild muß dem Dichter sehr gefallen haben, denn S. 134 hören wir von derselben Person:

„Dem Blitze gleich durchzuckt mich ein Gedanke.“

Hält Herr Schütt solche stereotype Bilder vielleicht für Charakteristik? Seite 41 lesen wir einen Monolog des Königs, der gar originell beginnt:

„Was ist der Mensch?“

und S. 90 einen zweiten Monolog des erlauchten Fürsten, der unterdessen Zeit hatte, sich zu besinnen, und die treffende Antwort gibt:

„So ist der Mensch!“

Wenn Herr Schütt nicht schon hoffähig ist, so dürfte er es schwerlich werden. Er hat sich Beleidigungen erlaubt, wie sie kein Plebejer wagt. Gibt es etwas Lächerlicheres, als das Folgende? Die Königin hat Redwald ihre Hand gereicht, da ruft Eine Stimme aus ihrer Umgebung:

„Der Himmel möge diesen schönen Bund
„Noch lange zu des Landes Wohl erhalten“

und hierauf besteigen beide den Thron. Was thun sie auf dem Thron? Die Königin sagt:

„Dank, warmen Dank für diesen edlen Wunsch."

Sonst Nichts, und beide steigen sogleich wieder vom Throne herab. Man denke sich so Etwas auf dem Theater und lache nicht!

Die Hauptrollen nach den Gespenstern spielen in unserer Tragödie die Kronen. Die Leute essen, trinken, schlafen und wachen mit der Krone auf dem Haupt. König Lood muß aus seinem Lande fliehen; wahrscheinlich war Dommona so klug, die Krone für sich auf die Seite zu thun. Nun heißt es aber doch S. 116: König Lood tritt ein, mit Staub bedeckt, die Krone auf dem Haupt."

Auf dem weiten Marsche zu König Arthur hat er sie also wie eine Mütze fortwährend aufbehalten? Ist sie ihm etwa, wie dem Bock die Hörner, auf den Kopf gewachsen? Er ist eine halb fabelhafte Person — brachte er vielleicht die Krone mit auf die Welt? Auch sein Sohn, der nachmalige König Edgar, reitet in stürmendem Galopp zum König Arthur — mit der Krone auf dem Haupte!

Derselbe Edgar, der die versöhnende Rolle im Stücke zu spielen hat, durchreitet, gleichsam im stürmenden Galopp, die Saaten! (S. 172.) Ein wackerer Fürst, der das Korn seiner oder fremder Unterthanen von den Hufen seiner Rosse zermalmen läßt! Aber ich habe keinen Begriff von der Poesie — nicht wahr? Die Saaten durchreiten ist eben ein Tropus?

Eine Unwahrscheinlichkeit drängt die andere. An die Gespenster werden seitenlange Reden hingehalten, und doch weiß jeder dramatische Anfänger, daß die Furcht, der Schrekken kurz, abgebrochen, mit Gedankenstrichen sich ausdrücken. S. 25, wo die vielen Geister heranmarschiren, benimmt sich der König wie ein Leiermann, der seine Mordgeschichte erklärt. Es fehlt ihm nichts als ein Stab in die Hand. Mich wundert, daß er nicht, wie die Krone, so auch immer das Scepter mit sich führt.

S. 133 stieß ich auf die Stelle:

Ich ging beherzt dem Sarge nach, in dem
Die Leiche man des Königs glaubt verborgen,
Nicht ahnend, daß ein listiger Betrug
Die Völker täuscht und einen Marmorfelsen (!)
Man in die Gruft der Könige versenkt.

Die Menschen im sechsten Jahrhundert mögen wohl etwas riesiger gewesen sein, als wir — aber statt ihrer einen Marmorfelsen unterzuschieben! Die Träger werden sich verwundert haben.

Nicht minder unwahrscheinlich ist (S. 141), wenn Ethelbert den als Sänger gekleideten Edgar und seinem Vater Lood, noch ehe er weiß, wer sie sind, anvertraut, daß der alte König noch lebe.

Das sind aber lauter Kleinigkeiten gegen die Geschichte mit dem Dolche! (1. Akt, 10. Scene u. ff.) Der König hat seinen Vater vor Gott weiß wie viel Jahren ermordet. Wird man nun überhaupt ein solches Instrument wie eine

heilige Waffe in seinem Zimmer aufbewahren? Und wenn — wird man nach zwanzig bis dreißig Jahren noch das Blut daran sehen? Wird es nicht zu Rost geworden sein? Aber der Dolch durfte nicht fehlen, damit der schlafwandelnde König im Angesicht desselben vor Redwald und Dommona die Beichte seiner Sünden ablegt. Noch mehr — es durfte nicht fehlen, um Edgar in den Augen seines Vaters anzuschwärzen. Der Dolch muß entfernt werden, meint Dommona. Gut! Aber es ist gleichviel, wohin er geworfen wird. Muß er denn gerade in den Schrank gelegt werden, der in des Königs Schlafzimmer steht? Wozu so viel Umstände!

Umständlichkeit liebt der Herr Verfasser überhaupt. S. 153 findet sich ein Lied von nicht weniger als sieben großen Versen, welches die ganze Geschichte des Stücks bis zu dieser Seite enthält, die Geschichte der Frevelthaten Dommonas bis zu ihrer Verlobung mit Redwald. Die Königin hört die sieben langen Verse geduldig an — Verse, in denen alle ihre Schandthaten aufgedeckt werden —: ist das auch nur im Geringsten wahrscheinlich?

Der ganze fünfte Akt hätte auf die Hälfte reducirt werden, oder, noch besser, völlig wegbleiben können. Die Verheirathung Edgars, die Strafe Redwalds ließ sich mit wenigen Worten noch am Schlusse des vierten Aktes anzeigen?

Die Charakteristik der einzelnen Personen ist wundervoll. Redwald ist der uninteressanteste Bösewicht, der mir je vorgekommen, und die Königin hat wahrlich Recht, wenn sie

(4. Akt, 7. Scene) ihn ein Bild des Jammers, einen Klotz von Fleisch und Blut nennt. Wer aber so recht erfahren will, was Charakterzeichnung heißt, lese die Stellen im zweiten Akte nach, wo Redwald den Kastellan zur Vergiftung seines Königs zu überreden sucht. Welche Begeisterung eines Giftmischers!

Ein wenig Gift, die alte Hülle fällt,
Von Gluth verzehrt, in mürben Staub zusammen,
Und als ein Phönix steig' ich aus den Flammen!

Eben so charakteristisch spricht die Verbrecherin Redwald wie eine Johanna d'Arc vom Ruf des Schicksals! (S. 140.)

Wann aber ist der Kastellan eines Schlosses so poetisch gewesen, wie dieser Ethelbert in Herrn Schütts Trauerspiele? Welcher Kastellan spricht von der Lilie im Thale, vom stillen, sturmumhüllten Mond, vom Lamm des Berges und der Wolke in Sommernächten? (S. 61.) Welcher Kastellan darf so unausstehlich viel reden? Wird man in der Wuth und Raserei zu so originalen Bildern Zeit haben, wie Edgar S. 158.

„Du zitterst ja dem Laub der Erle gleich,
Wenn heftig sie der kalte Nordwind schüttelt!"

Soll sich in solchen Phrasen etwa der Dichter offenbaren?

Der Herr Verfasser hofft vielleicht auf die Aufführung seines Stückes, hat aber zur Erleichterung desselben wenig

beigetragen. Gleich im ersten Akte begegnen wir fünf höchst schwierigen Verwandlungen. Nach einem Schlafgemach, in dem ein Bett steht, soll z. B. ein großer Saal kommen mit einem Thron und anderen Geschichten.

Das Drama wird nicht aufgeführt werden, und Herr Schütt darf dessen froh sein, daß diese Kritik zu Ende ist, und ohne solche Weitläuftigkeit bei der Beurtheilung ähnlicher Produkte uns in Zukunft einigen Glauben schenken.

Ischora oder die Eroberung Jerusalems, oder Buch eines Autors, der besser kein Autor wäre.

Quousque tandem abuteris patientia nostra?
Cicero in Catilinam.

„Ich liebe den Kampf und hasse faule Luft!" ruft ein Mann aus, den ich darum gerne citire, weil er gerade das Widerspiel des Herrn Doktor Schütt ist, der beharrlich fortfährt, das Publikum mit den Produkten seiner genialen Laune zu überschütten. Trelawney, der wilde Censor, und Ado Schütt, der zahme Poet!

Ich liebe den Kampf — ob er mir immer Ehre bringt? Ob namentlich im vorliegenden Falle? Warum nicht? Die Reinigung des Augiasstalles hat Herkules so gut unsterblich gemacht, als die Bändigung des Cerberus, und die Erlegung der beiden Hauptpastöre Lange und Götze ist wahrlich keine der geringsten Thaten unseres Lessing, der die Lüge bis in ihre entlegensten Schlupfwinkel verfolgte. Man muß zuweilen so etwas recht Ordinäres heraussuchen, um die Behauptung zu erhärten, daß wir es im Guten wie im Schlimmen allen Nationen zuvorthun.

Der unselige Dilettantismus — er hat alles literarische Unglück über uns gebracht.

Auf zwei Dichter von Beruf kommen gegenwärtig immer fünfzig Dilettanten. Man hat in der Schule oft erträglich, oft auch unerträglich schreiben gelernt, man kann skandiren, man weiß, daß ein Trauerspiel aus Akten, ein Akt aus Scenen besteht, man hat zum Ueberfluß noch einen Professor gehabt, der eine lyrische Anthologie herausgegeben — o ein Dichter ist schneller fertig als ein Schneider! Was soll auch die liebe angestellte Jugend mit den Phrasen anfangen, die sie aus ihrer Romanenlektüre sich aufgespeichert? Was mit den tausend Blumen und Blümchen, die ihr nicht aus dem Gedächtnisse wollen? Die Justiz kann sie nicht brauchen, die Administration auch nicht, das Polizeibureau wieder nicht — wohin sich wenden, als an die Leihbibliotheken, diese Kloaken unserer Literatur? Gedruckt muß einmal schlechterdings Etwas werden, die junge Eitelkeit thut es nicht anders. Sie möchte die Aufmerksamkeit ihrer Oberen

erregen, sie möchte zeigen, daß sie mehr gelernt, als Brod essen, zeigen, daß sie leserlich genug schreiben kann, um ein Paar Setzern anständige Beschäftigung zu geben.

Der Dilettantismus ist es, den eine verständige Kritik vorzugsweise zu bekämpfen hat; der Dilettantismus tritt dem Aechten und aus der Tiefe Gebornen so störend und hemmend entgegen. In der Poesie gilt kein Dilettiren, am wenigsten ein Dilettiren mit Ansprüchen. Bei Tag in den Akten stöbern, einen armen Landstreicher, der gebettelt, zu Gefängniß verurtheilen und dann Abends sich hinsetzen und Verse schreiben, ich zweifle, ob da etwas Prometheisches herauskommen kann, Dichter von Natur, Dichter durch Unglück, immerhin aber im innersten Kern des Herzens Dichter — wo nicht, so kann man euch zwar erlauben, einem guten Freunde ein Paar Verse ins Stammbuch zu schreiben, nach des Tages Last und Hitze einige Sylben zu zählen und zu reimen, aber man muß euch verbieten, auf dem Forum der Oeffentlichkeit euch damit bloß zu stellen. Wem die Poesie nicht der Athem zum Leben ist, der unterlasse das Dichten! Sie sei für uns ein Fluch, wie für Byron, ein Segen, wie für Friedrich Rückert, Etwas von Beiden unter jeder Bedingung, niemals Spielerei. Blumen allein machen den Dichter nicht, schwarze oder blonde Locken, weiße oder braune Nacken geben noch keinen Charakter.

Die Nation soll durch ihre Dichter erhoben werden, der Dilettantismus hält sie nieder auf der Stufe der Gewöhnlichkeit. Die süßen, zuckerigen, matten, leidenschaftslosen Gefühle, dieses Lärmschlagen durch fünfzig Zeilen, wenn

man einmal so kühn war, einen Zweifel anzuregen, aus der büreaukratischen Verfassung der Seele einen Augenblick herauszugehen — pfui über diese fade Unausstehlichkeit, die um Verzeihung bittet, wenn sie einmal gefühlt hat, wie ein Mensch, dessen Blut heiß geworden, fühlen kann.

Der Dilettantismus haßt das Genie. Er wird den ersten Stein aufheben, wenn ein Werther, ein Manfred oder ein anderes geistreiches Werk geschrieben wird. Der Dilettant lächelt vom Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend, und schläft nur ein, um am andern Morgen wieder zu lächeln.

Herr Schütt, Verfasser der obgenannten Ischora, ist ein Dilettant, und zwar keiner von den erträglichsten. Er hat viel zu thun, wie wir gleich aus der Vorrede erfahren und wie ihm seine Freunde bezeugen können. Er hatte schon lange vor, wieder etwas Neues für den Druck zu bearbeiten — nicht getrieben von innerem Bedürfniß, auch nicht von Eitelkeit, seinen Namen an der Spitze eines zweiten Buches zu lesen, Gott bewahre! sondern aus Liebe zu seinem deutschen Volke, das seit der Erscheinung der großen Epopöe Psyche schmerzlichst einer zweiten Dichtung des Herrn Doktors entgegen seufzt. Tröste dich, man verspricht dir sogar in naher Zukunft einen mehr dem Gebiete der „höheren Romantik“ angehörenden Versuch! Dießmal magst du dich mit einem Versuch in der tiefen begnügen.

Ischora, oder die Eroberung Jerusalems. Romantisch-historische Erzählung von Dr. Ado Schütt.

Die Eroberung Jerusalems im Jahre 1440! Das war also der Wurm, der ihnen so lange am Herzen gefressen hat? Damit wollen Sie sich Sitz und Stimme im Rathe der literarischen Republik erkaufen? Die Eroberung Jerusalems! Eine wichtige Zeitfrage, ein Gewissensskrupel! Man wird es unbegreiflich finden, wie Sie dies große und poetische Problem zu lösen wußten. Ihrem Buche ist eine Karte Jerusalems eingeheftet, Herr Doktor? Soll dasselbe etwa in Schulen eingeführt werden? Richtig! so wird es sein. Ich habe doch gleich gemerkt, daß das Buch für Kinder geschrieben sein muß. Aber nehmen Sie sich in Acht, wenn ich Ihnen rathen darf! Seite 106 werden Sie doch gar zu kühn, wenn Sie sagen: „Die Abendröthe verklärte der Berge Höhen und küßte den Thau von den Blumen des Feldes weg." Schön! Herrlich! Wenn es nur wahr wäre. Sind Sie noch nie spazieren gegangen? Hat der Drang der Geschäfte Ihnen auch das nicht erlaubt? Wann sahen Sie je, daß das Abendroth den Thau aufküßte? Fällt der Thau nicht gerade Abends?

In solchen Fällen offenbart sich der gemachte Dichter, der wohl einen Vorrath von Bildern beisammen hat, in seiner Ungeschicklichkeit aber, da er selbst nie beobachtet, fehlgreift.

Historisch-romantische Erzählung! Was ist romantisch nach den wunderlichen Begriffen des Herrn Doktors? Ich will einmal versuchen, es meinen Lesern klar zu machen.

Romantisch ist vor allen Dingen, daß die Heldin des Stückes schlank ist, wie die Ceder auf dem Libanon, daß ihre Wangen blühend sind, wie die Rose des Berges, wann sie ausbricht im Sonnenstrahle des Frühlings, daß ihre Gestalt herrlich, gleich jener der himmlischen Huris, die geformt aus Ambra und Myrrhenduft unter den Perlenzelten des Paradieses wohnen, daß das Auge der Cyena, der Mund dem Rubin gleiche, der in dem Turban Mostaalis schimmert. (S. 49.) Keine üble Schilderung im Munde eines Türken, dem der Charakter eines Mädchens Nebensache ist; aber sehr unzureichend im Munde des Herrn Doktors und Dichters Ado Schütt. Jede poetische Figur muß etwas Charakteristisches haben, wodurch sie sich von der gewöhnlichen Masse ausscheidet. Ein blaues Auge, einen rothen Mund — — das haben Millionen und damit ist nichts gesagt; lieben — dafür sind die Mädchen auf der Welt. Wenn sie es nicht auf diese oder jene bestimmte Weise thun, passen sie in keinen Roman. Herrn Schütts Personen haben alle nur ein Gesicht, keinen Kopf und kein Herz. Gewiß sehr romantisch!

Romantisch ist ferner, nicht schmucklos zu sagen, wie der prosaische Göthe in den Wahlverwandtschaften: „des Abends u. s. w. fort", sondern: Hell und rein, ein schimmerndes Lichtmeer, wölbte sich das Netz des Himmels, mit zahllosen Sternen besäet, und freundlich stieg im Osten die Sichel des Mondes empor und beleuchtete mit sanftem Strahl die fernen Gebirge Jerusalems." Einmal, zweimal, dreimal läßt man sich so Etwas gefallen, aber in jedem

Kapitel als neu hören zu müssen, wodurch haben wir das verdient? Doch wie soll man zweihundert Seiten zu Stande bringen, wenn man die Sonnenauf- und Sonnenuntergänge nicht mehr beschreiben darf?

Das Allerromantischste aber, was die admirable Phantasie unsers Dichters am glänzendsten beurkundet, ist — man höre — daß der ewige Jude von ihm zum Christen gemacht wird. (Gleich drei Seiten hernach [138] schwört er dessen ungeachtet bei Jehovah.) Wahrlich, kleinlicher wurde diese große Idee noch nicht mißhandelt. (S. 135.)

Der ewige Jude hat noch nie eine elendere Rolle gespielt, was viel heißen will, wenn man z. B. den Ahasver von einem gewissen Herrn Jemand gelesen hat. Erstens ist er entbehrlich zur Entwicklung des Romans oder der historisch-romantischen Erzählung — Ischora könnte eben so gut das Pflegekind eines gewöhnlichen Einsiedlers sein — zweitens ist es höchst abgeschmackt, wenn er den christlichen Helden vor Jerusalem Stellen aus den Homer citirt! (S. 238.) Der ewige Jude und Homer!

Am Ende stirbt der ewige Jude auch noch. Warum? Weil er dem Mörder seiner Pflegetochter Ischora vergibt. „Ahasver, du hast deinen Feinde vergeben an meinem Grabe; die schwere Schuld ist gesühnt, die auf deinem Haupte lastete, und du bist würdig, einzugehen in mein himmlisches Reich. Gott zürnt nicht ewig, darum ruhe sanft, Ahasver." Sagt nicht auch Schubart?

Da trat ein Engel hin zu Ahasver
Und sprach: Schlaf süßen Schlaf!
Gott zürnt nicht ewig.

Das Beste ist also nicht einmal Eigenthum des Herrn Doktors! — Es summte mir noch ein anderes Lied in den Ohren, als ich Seite 197 die hyperromantischen Worte der sterbenden Ischora las: „Pflanze eine Lilie auf mein Grab.“

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf sein Grab;
Da kam ein stolzer Reiter,
Und brach sie ab. La, la, la, la u. s. w.

Das nenne ich Erfindung!

Heinse ist mir ein lieber Schriftsteller, ich gestehe, ihn immer wieder mit neuem Vergnügen zu lesen, aber die so weit ausgemalte Haremsscene S. 186 u. 187, diese rohe Sinnlichkeit war mir ekelhaft. Ich überlasse jedoch die Bestrafung des Herrn Ado Schütts für diesen Fall seinen etwaigen Leserinnen, denen ich empfehle, nicht weiter, als bis S. 50 zu blättern, wo sie mit ein klein wenig Nachdenken die ganze fernere Geschichte errathen können. Ich wette, jede weiß dort schon, daß das Cyanenauge die Schwester des Helden ist. Nicht?

Karl Rosenkranz.

So geht es Einem, wenn man sich bei dem Conversationslexicon Raths erholt! Schlage ich da den Namen Rosenkranz nach, um mir die chronologische Folge seiner Schriften zu vergegenwärtigen — was muß ich am Schlusse als einzige Charakteristik finden? Seine Kritiken seien ansprechender, als seine übrigen Werke mit ihrem nicht selten dunklen Tone.

Wer nur den Artikel geschrieben haben mag? Bei Rosenkranz von einem dunklen Style zu reden! Wessen Styl soll klar sein, wenn es der dieses geistvollen Hegelianers nicht ist? Die Wissenschaft und ihre Resultate aus erster und zweiter Hand werden nie aller Welt verständlich sein: die Methode, die philosophische Taktik, durch welche ein Sieg in ihrem Gebiete erfochten wurde, sind nur für die Feldherren und Obersten. Der Gewinnst, die Beute gehören der ganzen Menschheit, den Plan zum Feldzug aber entwerfen und begreifen nur Wenige. Er mag so schön und klar gezeichnet sein, als er will, den Eingeweihten Bewunderung und Entzücken ablocken, der Masse bleibt er ein Räthsel, und die Masse ist bekanntlich nur zu gern geneigt zu schelten, was sie nicht versteht.

Wir sind in unseren Anforderungen, populär zu schreiben, viel zu weit gegangen. Indessen kamen dieselben von

einer so achtbaren Seite her und waren so gut gemeint, daß man es lange nicht über's Herz brachte, feindselig gegen sie aufzutreten. Sie drohen aber nun, wirklich gefährlich zu werden, und es ist an der Zeit, sie in ihre Gränzen zurückzuweisen.

Wer wollte nicht für sein Volk schreiben? Wer nimmt mit der elenden Absicht die Feder in die Hand, nur für eine geistige Aristokratie zu dichten und zu denken? Kein ehrlicher Mann!

Und wehe auch dem unfruchtbaren Geschäft, das nicht als Zielpunkt die Nation vor Augen hat!

Als es in der alten Welt keinen Platz mehr zu geben schien für die Freiheit, erweckte der Herr seinen Diener Columbus, und sandte ihn hin, die neue zu entdecken. Kommt uns Amerika nun weniger zu gut, weil wir nicht alle die Fahrt mit Columbus machen konnten, weil wir nicht alle Etwas von Nautik verstehen? Kommt uns eine Wahrheit weniger zu gut, weil der Weg, auf dem sie gewonnen wurde, nicht allen gleich zugänglich ist?

Hier liegt es. Die Forderung populär zu schreiben, ist sehr gerecht, sobald sie nicht übertrieben wird, populär schreiben im weiteren Sinne soll eigentlich Jeder; alle Forschung soll einen Gewinn abwerfen für die Welt, für die Menschheit; der barbarische Klang der Terminologien ist nur erträglich, wenn keine Sophistik sich dahinter verschanzt, sondern eine wirkliche Wahrheit sich darein gewandet.

Doch man bezog den mehrgenannten Ausdruck nicht sowohl auf den Inhalt, als auf die Form. Da unterschied

man denn nicht gehörig, was mittelbar und was unmittelbar für ein größeres Publikum bestimmt ist.

Ein Journal wendet sich unmittelbar an die Masse, und die Anforderung an ein solches, dem Ausdrucke sowohl als dem Inhalte nach populär zu sein, ist ganz an ihrem Platze. Etwas Anderes ist es aber z. B. mit einem philosophischen Werke. Nicht jede Wahrheit kann sogleich ein Gemeingut sein. Der Philosoph schreibt zunächst für die auf der Höhe der Intelligenz stehenden und darf sich beruhigen, wenn ihn diese begreifen. Von hier aus gelangt sie erst durch tausend und abertausend Kanale, selten entstellt, meist geläutert, zu dem Volke. Jedes Ergebniß tieferer Forschung braucht, wenn es nicht verflacht werden soll, seine gute Zeit, ehe es in den Institutionen des Staats, in der Familie sich ein Dasein erobern kann, oder mit andern Worten, ehe es populär wird.

Aus Gold schlägt man keine Scheidemünze; die Forderung, auch das Schönste und Tiefste solle unmittelbar für alle Welt sein, ist eine höchst einseitige.

Kämpft an gegen die Unpopularität, kämpft unerbitterlich gegen sie, wenn ihr seht, daß sie nur der Deckmantel der Lüge ist; aber schmäht mir unsere Denker nicht, wenn ihr aus ihren Systemen nicht gleich Brod backen könnt!

Es ist an der Tagesordnung, wenn man an Einem bedeutenden Schriftsteller weiter Nichts auszusetzen findet, zu sagen, er schreibe dunkel, unklar, abstrus u. s. w. So mußte denn auch Rosenkranz herhalten, Rosenkranz, der in stylistischer Hinsicht eben der einzige Künstler unter allen

Hegelianern ist. Die Form ist der Idee bei ihm immer wie angegossen; die Sprache, ungeziert, sauber, ohne übertriebene Reinlichkeit, läßt, wie ein passendes Kleid, seinen Gedanken vortrefflich: er sucht nie nach Wendungen, und auch die bekannteste erscheint bei ihm als im Augenblicke aus dem Gedanken geboren. Er verräth in seinem Ausdrucke ein Gehör, wie ich es allen Philosophen wünsche.

Rosenkranz hatte sich in früheren Jahren in poetischen Produktionen versucht. Sie waren sämmtlich kühl, weil ihm der gehörige Fonds von Sinnlichkeit (ich meine hier natürlich das Vermögen, die Farblosigkeit des Gedankens in plastische, blühende Gebilde umzusetzen) fehlte. Sein „geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust" ist lobenswerth ob seiner freimüthigen Aeußerungen, seine „geistlichen Antiphonien" ob ihres spekulativen Gehalts — nur gebricht beiden eben der poetische Werth. Rosenkranz ist so aufrichtig, dies selbst einzusehen. Verloren sind indessen in seiner Entwickelung solche poetische Anstrebungen nicht; sein Ausdruck, der für die Poesie nicht concret genug war, hat in der Prosa eine wohlthuende Frische erhalten.

Rosenkranz ist ein encyclopädischer Kopf. Er weiß vom Ramayana und Mahabarata so gut Rechenschaft zu geben, wie vom Percival und der Luisiade, von der Naturreligion der heidnischen Völker so gut, wie von Schleiermachers Dogmatik, er hat eine Geschichte der Poesie und eine Encyklopädie der theologischen Wissenschaften verfaßt, er hat über den Titurel und über Dante, über Spinoza und

Ludwig Tieck geschrieben. Alles läßt eine Fülle von Geist und gründlichen Studien bewundern.

Aber Rosenkranz ist keine primitive schaffende Natur, nur eine begreifende, tief bohrende, die jedem Gegenstand ans Herz dringt. Ich habe ihn schon zu verschiedenen Malen einen Hegelianer genannt und muß hier bemerken, daß er nach Gans und Strauß derjenige unter allen Schülern des verstorbenen Meisters ist, der am wenigsten mit den bloßen Hülsen der neuesten Philosophie um sich wirft, der ihren Geist am deutlichsten erfaßt hat, ihn aber in selbstgeschaffenem Ausdrucke am freiesten wiederverkündet. Die Liebe, mit der er neuerdings die Schriften von Kant herausgegeben, beweist, wie weit er von dem Hochmuthe entfernt ist, der auf Alles, was hinter ihm liegt, mit vornehmem Lächeln zurücksieht. Zugleich ist er ein freundlicher Beschützer alles originalen Wesens und die Anerkennung desselben kann bei ihm bis zur Verläugnung seines eigenen spekulativen Glaubens gehen. Unabhängige Forschung ehrt er zumeist; sein Wahlspruch in religiösen Dingen ist: „Man kann Gott nicht frei und groß genug denken.“ Und: „Die Philosophie liebt die Freiheit des Denkens, auch im Irrthum.“

Rosenkranz hat bereits eine reiche literarische Vergangenheit, und die Frage wäre nun, welche Stellung er sich damit in der Gegenwart errungen. Seine Beziehungen zur Literatur der Jetztzeit sind wärmer und lebendiger, als die eines andern in Hegels Schule Gebildeten. Er versteht sich nicht darauf, jene vornehmen, wenn auch anerkennenden, Grimassen zu schneiden, und ist keck genug, selbst seinen Freun-

den zum Trotz, den verfehmtesten Schriftstellern mit inniger, herzlicher Theilnahme sich zuzuwenden. Wer von den Berliner Herren hätte im Jahre 1836 gewagt, von der Tragödie Nero als einer genialen Produktion zu reden? Rosenkranz hat Solches und Aehnliches ohne Hehl und Scheu in seinem Buche „Zur Geschichte der deutschen Literatur" ausgesprochen.

Rosenkranz ist ebensowohl oder noch mehr der Schüler Herders, als Hegels. Den Ton hat er nicht angegeben, war aber stets darauf bedacht, im besten Tone, der angegeben wurde, zu schreiben. Er ist einer der humansten Geister, die ich kenne. Seine ausgleichende Natur, der übrigens, wo es gilt, auch die Kampflust nicht fremd ist, hat sich überall trefflich bewährt, wo der Fanatismus seine Opfer begehrte.

Rosenkranz hat die Gegenwart nie gelästert — er hat sie zu begreifen gesucht. Er hat nie eine Zukunft zertreten, mochte sie in noch so herbem Widerspruch mit seinen Tendenzen und Gefühlen stehen; immer, so zweifelhaft auch ein Autor auftrat, tastete er nach einem Kerne, um den sich etwas Wahres ansetzen könnte. Rosenkranz besitzt in hohem Grade, was ich literarischen Muth nennen möchte. Wenn ich vollends sage, daß er Professor in Königsberg ist, so wird man diese Eigenschaft nicht zu gering anschlagen. Auch seine politischen Ansichten sind durchweg edel; ich glaube, Rosenkranz würde schwärmen, wenn — wenn — Still! ich will Nichts verrathen.

Das jüngste Buch von Karl Rosenkranz sind seine „Studien" (Berlin, Jonas Verlagshandlung). Sie behandeln durchweg die interessantesten Fragen der Gegenwart — ein Ausdruck, den schlechte Schriftsteller beinahe lächerlich gemacht haben —; sie behandeln dieselben zum Theil mit einer erschöpfenden Klarheit, die einen ganz besondern Reiz hat, wenn man daran denkt, daß die Aufsätze in dem nämlichen Zimmer geschrieben wurden, von dem aus der katholisch gewordene Zacharias Werner seinen mystischen Nebel über die Welt verbreitete.

Als der wärmste Kämpe für Geistesfreiheit zeigt sich unser Verfasser gleich in dem ersten Artikel „das Verhältniß des Protestantismus zur bildenden Kunst." Man lästere mir die Genremalerei nicht mehr! Das Alltagsleben ist so gut eine Offenbarung Gottes, als das Antlitz einer Raphaelschen Madonna. Es lebe der Dorfgeiger von Pistorius und der Bauerntanz von Schröder! — Es folgen nun verschiedene Artikel, unter andern eine „Abhandlung über die Emancipation des Weibes, aus dem Standpunkte der Psychologie betrachtet." Wenn das Weib thun sollte, was der Mann, so hätte Gott lauter Männer geschaffen. Da er aber zwei Geschlechter geschaffen hat, so kann es unmöglich in seinem Plane gelegen sein, jedem die gleiche Bestimmung zuzuweisen. Die Emancipation des Weibes ist die Ehe; durch die letztere wird es auch dem Schicksal seiner Nation einverleibt. Und was das Schriftstellern anbelangt, wer weiß, ob Sapho durch ihre Verse oder durch ihre Liebe und ihren Tod berühmt geworden ist?

Gegen den fünften Aufsatz „eine Parallele zur Religionsphilosophie“ dürfte sich mancher Widerspruch erheben. Um so ungetheilteren Beifall wird die „Charakteristik des literarischen Gewissens unserer Zeit“ finden. Bravo! Das Ausschreiben (Plagiiren) fängt an, wieder so unerträglich zu werden, wie zu Lessings Zeiten.

Auch ein Dichter ist oft berufen, eine Philosophie über sich hinauszuführen, weiter zu bilden. Man lese nur den neunten Aufsatz „Schiller und Kant.“

Ueber Ludwig Tieck wurde noch nie mit solcher Detailkenntniß geschrieben, ohne Bitterkeit, ohne Leidenschaft, wie in dem letzten Aufsatze der Studien. Ob es aber wohl mehr als eine originale Ansicht von Rosenkranz ist, Heinrich Heine als geistigen Sprößling Ludwig Tiecks hinzustellen? Ob auch eine wahre? Ich zweifle.

Dichtungen von Hermann Kurtz.

Pforzheim. Verlag von Dennig, Funk und Comp. 1839.

Nein! ich will nicht undankbar sein und nicht schelten, was mich einen halben Tag so angenehm unterhalten. Das Buch hat mich recht angeheimelt. Das ganze Schwabenland duftet Einem entgegen. Nichts Neues für einen Schwaben, aber das Alte und Bekannte gar artig vorgetragen. Die Erfindung hat keinen großen Werth, die Staffage ist Alles. Einzelne Partien müssen für einen Norddeutschen entzückend sein. Der selige Frohsinn idyllischer Beschränktheit ist hier auf die höchste Stufe von Poesie erhoben, die er erreichen kann. Der Styl wetteifert mit dem Drucke, der Schriftsteller mit dem Setzer; man wird verstehen, was ich meine, wenn ich sage, daß im ganzen Buche vielleicht nicht ein Druckfehler aufzufinden ist. Eben so sauber und sorgfältig ist die Malerei, oft nur zu sorgfältig und gleichmäßig, so daß das Bild der Perspektive ermangelt.

Herr Kurtz hat mit allen Idyllendichtern gemein, daß er die Hauptsache in den Hintergrund, die Nebensachen aber in den Vordergrund stellt. Das Küchengeschirr ist immer größer, als der Koch selber.

Dagegen besitzt Hr. Kurtz Etwas, für das ich keinen Namen finde, das nicht Humor und nicht Ironie ist, sondern

zwischen beiden mitten inne steht und die Leser in die behaglichste Stimmung von der Welt versetzt.

Hr. Kurtz hat Geschmack. Das will viel heißen, der schlotterigen Schreibart so mancher modernisirender Schriftsteller gegenüber. Aber es ist nicht Alles. Wünsche ich doch fast, er hätte dessen weniger, und dafür etwas mehr Feuer. Er ist erst siebenundzwanzig Jahre alt — wozu dieses scheue Zurückhalten mit jedem Ausdrucke inniger Theilnahme an der Welt Lauf? Noch trifft man in den Produktionen des jungen Dichters etwas Wärme, die Einem wohlthut; ich fürchte, diese Wärme möchte in Kurzem Lauheit werden, die Einem Uebelkeit erregt. So schöne Gaben, so hübsche Talente sollten für die Literatur gerettet werden. Die Liebe der Berge, eine antediluvianische Geschichte und die Kunstkennerschaft verdienen wirklich Beachtung.

Hr. Kurtz versuche sich öfter im Trauerspiel; ich denke, er sollte hierin nicht unglücklich sein.

Doch ich werde in den Wind reden. Mit den harmlosesten Dichtungen scheint Hr. Kurtz in eine Opposition gegen die ganze neue Literatur treten zu wollen. Was er hier gegeben hat, liest sich, wie schon gesagt, recht gut, und doch sind diese Dichtungen, wenn man das Kind beim Namen nennen will, mehr Stylübungen als Produktionen, die er so bedeutenden Leistungen gegenüber, als in den letzten zwei Jahren von unsern ersten Autoren zu Tag gefördert wurden, in die Wagschaale legen könnte. Wir sollen nicht immer auf Stelzen gehen, — eine alte Wahrheit, — aber

wir sollen auch nicht mit Gewalt in die Kinderjahre zurücktreten wollen. Beides ist Unnatur. Hr. Kurtz möge sich durch die Lobhudeleien einiger Stuttgarter Blätter nicht irre machen lassen; Berthold Auerbach hat ihm vor zwei Jahren nur aus unpassender Abneigung gegen neuere literarische Richtungen so großes Lob gespendet. Dieser Familiengeschichten sind jetzt genug; er möge sich an inhaltschwere Stoffe wagen. Allerdings ist in jedem Zimmer ein Roman, aber darum noch nicht in jeder Spinnstube. Ihre Tante ist jetzt todt, Hr. Kurtz, lassen Sie dieselbe ruhen! Namentlich geben Sie auch die wohlfeile Opposition gegen Dichter Freiligrath (S. 175) auf! Hier ist gar kein Grund vorhanden, es sei denn ein Groll auf Freiligraths Verleger, weil er den Roman „Schiller" nicht gedruckt hat. — Dem Publikum aber sei das hübsch ausgestattete Büchlein zum Schlusse noch einmal als eine heitere, vergnügliche Lektüre bestens empfohlen.

Die deutschen Professoren.

Eine zoologische Abhandlung.

Ja, ihr seid die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben. Hiob 12, 2.

Eine zoologische Abhandlung; Ich werde sie anders benennen, sobald man mir beweist, daß ein Professor dem Staate je einen Menschen erzogen hat. Ausgenommen sind, die Herren Professoren Schelling, Schiller, Fichte, Hegel, überhaupt die jungen und alten Celebritäten unserer Nation, die das Unglück hatten, diesen traurigen Namen als Aushängeschild gebrauchen zu müssen. Es ist das schöne Vorrecht unseres Jahrhunderts, daß es eine Wahrheit nur dann als Wahrheit anzuerkennen hat, wenn sie aus dem Munde eines Patentirten, eines Angestellten kommt. Glaube, Liebe und Hoffnung sind offiziell geworden, und Gott selbst existirt nur so lange, nicht die Menschheit, sondern ein Professor es behauptet. Mein Charakter als Bürger, als vernünftiger Mann berechtigen mich heut zu Tage nicht mehr, ohne Hindernisse zu meiner Nation zu reden. Will ich mir einen Einfluß nicht nur auf die guten, sondern auch auf die bösen Geister erobern, so muß ich mich zur Annahme irgend eines Titels oder Ranges bequemen; ich muß einen Laufpaß vom Staate haben, wenn die liebe Jugend, die eine Carriere zu machen gedenkt, mir zuhorchen soll.

Von zehn Untugenden, die ich besitze, habe ich immer neun einem Professor zu danken. Wenn ich trotz meinen hochverehrten Lehrern ein Mensch geworden bin, so preise ich dafür meinen Genius, der sorgsam über die ihm anvertraute Seele gewacht hat. Mein Feind wird es mir nicht nachsagen können, daß ich einem Professor eine Schuld abzutragen hätte. Ich bin heute auf hundert Sachen stolz, für die ich in der Schule Schläge, auf höheren Anstalten Verweise bekommen habe. Der unvertilgbare Spott der deutschen Jugend, der sie über ihre Lehrer, allerdings oft recht unhöflich ausgießt, ist wahr, unendlich wahr. Von dreißig Schülern stehen in der Regel zwanzig moralisch hoch über ihrem Professor.

Sie besitzen noch, was der letztere vergeudet und verloren hat, die poetische Mitgift des Lebens ganz und ungeschmälert. Sie haben nicht den Fonds von Kenntnissen, wie er — sehr richtig so unbedeutend diese oft bei den Lehrern sind; sie haben nicht seine Erfahrungen, — sie mögen sich glücklich schätzen; aber sie haben noch Blut im Herzen statt griechischer Partikeln, und sind noch naiv genug, bei sich anzufragen, was es sie eigentlich interessiren könne, ob ut den Indicativ oder Conjunctiv regiere.

Warum sie die blühende Gegenwart aufgeben sollen, um in eine verwitterte Vergangenheit sich zurück zu versetzen? Warum man ihnen Luft und Sonne stehle, um sie auf die staubigen Bänke der Schule oder des Collegiums zu bannen? Daß sie es den Nachgebornen einst wieder so machen können? Daß sie ewig nur ein Rad im Kreise drehen? Ist es der

Mühe werth, so viel schöne Jahre zu verschleudern, um es endlich nicht weiter zu bringen, als der Herr, der vom Katheder herunter die unfruchtbare Weisheit docirt? Alle Erziehung soll nur darauf hinauslaufen, den Menschen zu einem freien Mann zu bilden, oder vielmehr, da der Mensch so lange frei ist, bis er einem deutschen Professor unter die Hände geräth, die angeborne Freiheit zu erhalten, zu entwickeln, ihr Inhalt und Fülle zu geben. Nicht, daß ich mein Brod erwerben, nicht, daß ich Jurist, nicht, daß ich Theolog, nicht, daß ich Mediciner werde, ist es zunächst, warum ich lerne, warum ich mir Kenntnisse sammle; ich lerne, ich sammle mir Kenntnisse zunächst, um durch diese Bereicherung meines Geistes mich freier und unabhängiger von den Zufälligkeiten des Lebens zu machen. Der Jüngling denkt früher an das Ideal, als an das Brod; der Professor, wie er sein soll, meistens nur noch an das letztere. Er ist der treugehorsame Diener des Staats, seine erste Pflicht, dem Staat eben so treue, gehorsame Diener herauszubilden. Welches bessere Mittel findet er zu Erfüllung dieser seiner Obliegenheit, als seine Unterthanen, die Schüler, recht bald fühlen zu lassen, daß sie zunächst seine, und so gradatim immer wieder die Sklaven eines Höheren sind bis in das religiöse Gebiet, da auch in diesem Gott stets als ein kleiner Tyrann geschildert wird. Das Alterthum ist dem Professor nur vorhanden, um ihm Gelegenheit zu geben, den Kram von Notizen, die er durch Sitzfleisch sich angeeignet, vor den erstaunten Zöglingen recht prunkend auszubreiten; die Schlacht von Marathon findet er hübsch, weil

er dabei eine geographische Bemerkung machen kann. Die Reden des Demosthenes patriotisch, weil sie im reinsten attischen Dialekte geschrieben sind. Am lustigsten benehmen sich diese Pygmäen den Männern der Geschichte gegenüber. Für den Kammerdiener gibt es keinen großen Mann. Da ist kein Held, an dem sie nichts auszusetzen wissen, und jedes Phantom von einem Professor wird die geistreiche Phrase anbringen: „wäre Hannibal nach der Schlacht bei Cannä nur gegen Rom aufgebrochen!" Kleiner Hannibal! Großer Professor!

Heinrich Heine hat diese Weltverbesserer himmlisch gezeichnet in dem Verse:

Zu fragementisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus:
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

Die Däumlingsnatur, wie sie sich spreizt und wichtig thut, kann wahrhaftig nicht besser charakterisirt werden. Ja, so sind die Leute, welche das Elend Deutschlands immer größer füttern! — Die Eitelkeit eines Professors ist leider nicht so unschuldig, wie die eines Frauenzimmers, sie ist herrisch, eigensinnig, tyrannisch; sie möchte Alles nach sich ummodeln, Alles in das Prokrustesbett ihrer jeweiligen, meist ärmlichen Begriffe spannen. Wie manches Talent ist durch die Schuld dieser Herren schon untergegangen! Wie mancher Keim ward durch ihre sublime Thorheit schon er-

stickt! Ein Professor muß ein Steckenpferd haben, und wehe dem, der es nicht mit ihm reitet! Der Professor ist ein Phlegma, und wehe dem, der es nicht mit ihm ist!

Ein junger Mann ist warm und vollblütig, er liebt, das Leben im Prisma der Poesie anzuschauen; zufällig hat er einen Professor der Mathematik, dem seine Erziehung anvertraut ward; er muß ein Stümper in der Mathematik werden, statt daß er es, seiner Anlage nach, vielleicht zum Meister in der Poesie gebracht hätte. Das Talent, Talente zu entdecken, geht einem Professor in der Regel ab. Seine Ruthe ist meistens eine Birken-, selten eine Wünschelruthe. Unsere Jugend wird systematisch zur Lüge erzogen, indem sie das Unglück hat, Köpfen unter die Hände zu fallen, die Alles aus ihr machen, nur nicht, zu was sie von Gottes Gnaden berufen ist.

Haß gegen jede schönere, freiere Lebensnatur ist die Mitgift einer ächten professorischen Natur. Ich kenne einen Lehrer, der es mir heute noch nicht verzeiht, daß ich in einem Collegium über Geschichte als den passendsten Commentar dazu Börnes Briefe aus Paris unter dem Tisch gelesen. Wenn er vollends gewußt hätte, daß die Reden, die beim Hambacher Feste gehalten wurden, in meinem Pulte gewesen wären! Ich schlechter Mensch!

Ein Professor ist ein Allerweltsmann. Er liest mit dem einen Auge den Homer, mit dem andern das Basler Missionsblatt. Unvergeßlicher Mann mit der flanellenen Halsbinde, der du mir einst die Thränen des Achilleus commentirt!

Derselbe Pietist erklärte uns den Sophokles. Durch ihn wäre ich nie zu einer Einsicht in die Oekonomie des griechischen Drama gelangt; ich hätte von Sophokles nicht mehr erfahren, als von Livius und Tacitus, von denen ich lange Zeit nur wußte, daß jener mit einem halben, dieser mit einem ganzen Herameter anfange.

Ich war gewohnt, bei dem nächtlichen Religionsunterricht mein Licht immer fünf Minuten früher auszulöschen, als mein begeisterter Lehrer das seinige, und so wurde ich bald als ein arger Zweifler bekannt. „Wie steht es mit Ihrem Herzen?“ lautete die honißsüße Frage bei der monatlichen Revue. Wie steht es mit Ihrem Herzen? d. h. im pietistischen Jargon: Sind Sie orthodox oder sind Sie vernünftig? O, Deutschland hat noch seine Originale!

Mein Humor verläßt mich, wenn ich an den letzten Theil meiner Abhandlung denke. Zorn, frommer Zorn führt meine Feder. Ein deutscher Professor ist geschworner Feind aller Politik. Er fand das Bestehende vernünftig, noch ehe Schelling und Hegel geboren waren. Unterthänigkeit, Kriecherei, Speichelleckerei — ein Wörterbuch, ein Königreich um ein Wörterbuch, in dem das richtige Prädikat steht! Ich hasse jeden Cultus, zu welchem der Schneider am meisten beiträgt; so habe ich mich denn aus Eigensinn in meiner Jugend nie schwarz getragen. Da wurde eines Tages eine allerhöchste Person erwartet. Ich hatte ein graues Röckchen an, mein Professor verzweifelte. Ich tröstete mich mit Napoleon; die allerhöchste Person kam nicht. Wie glücklich war der gute Mann!

Ich hätte für Polen kein Gefühl, für die Edelsten und Unglücklichsten meines Vaterlandes keine Thränen haben dürfen, hätte ich vorher die Erlaubniß eines deutschen Professors nachsuchen wollen. Bete, arbeite und krieche — — es leben die deutschen Professoren!

Deutschlands Unglück.

Produkte sind: Rindvieh, Schafe, Esel, Pferde, zahmes und wildes Federvieh 2c.

Cannabichs Geographie.

Gott hat seine Welt, Rußland seinen Schnee, Frankreich seinen Louis Philipp, Herr Ado Schütt meine Kritiken, und Deutschland seine Professoren. Wer ist am unglücklichsten?

Es hat mit diesem zweiten Aufsatze über denselben Gegenstand eine eigene Bewandtniß. Die Feder obgenannten Herrn Ados, meines verehrten Censors, hatte mir bei dem ersten einen großen Liebesdienst erwiesen und mich auf den Gedanken gebracht, eine weitere Ausführung meines Themas möchte eben nicht unpassend sein; der Aufsatz auf den vor-

hergehenden Seiten laborire noch an Dunkelheit. Wenn ich hier also einige wesentliche Züge nachtrage, so mag sich die Welt nicht bei mir, sondern bei dem Gänsekiel in Constanz bedanken.

Der Humor hat mich, wie bereits gestanden, bereits verlassen. Er verläßt mich noch mehr, wenn ich an den Vorwurf denke, den hundert deutsche Leser mir laut und im Stillen machen. Ich höre von braven Leuten und Ehrenmännern munkeln. „Sie sind doch auch jung gewesen und haben Nichts gewußt, und wenn Sie nun Fünfe zählen können, wessen Schuld ist das? Wer hat Sie in den Tempel der Weisheit eingeführt, ehe Sie noch hinter den Ohren trocken waren?“ In den Tempel der Weisheit! Ich habe schon einmal in gebundener Rede erklärt, wie wohlfeil ich meine Weisheit abgebe, ich muß dasselbe heute in ungebundener thun.

Nicht Jedermann wird so höflich sein und mich, wie ich es wünsche, per Sie tituliren; da wird Mancher kommen und sagen: „Gut, du hast keine Frau, keine Kinder; Wie willst du reden? Du hast noch nicht ausgegohren; hier aber ist ein gestandener Mann! Warte nur, bis du für Brod zu sorgen hast, und dein hitziges Fieber wird vergehen!“ Nein! ich will dieses hitzige Fieber behalten, und daran sterben, ehe ich nach einem Arzt schicke. „Ich habe Frau und Kinder!“ Die stündliche Phrase der Vogelscheuchen, die sich Professoren schelten lassen. Als ob auch die Freiheit unter den Pantoffel müßte! Der Teufel hole die Liebe, wenn sie mir die Freiheit nimmt! Aergere dich nur,

meine Schöne! Ich wollte einmal das Uebel Deutschlands an der Wurzel fassen und fand, daß diese Wurzel seine Professoren seien. Und wie tief sie steckt! Die Waffe, sie auszurotten, darf schon scharf sein.

Er wird es hübsch finden, daß Athen eine Republik war, aber strafbar, wenn einer seiner Schüler den Gedanken hat, sie auch in unsern Tagen für nichts so Entsetzliches zu halten.

Das Wort „Ideal" hat schon viel Unglück angerichtet, das meiste aber im Munde eines deutschen Professors. „Es ist wohl etwas Schönes um die Freiheit, aber sie kann nicht so leicht eingeführt werden auf dieser Welt. Die Freiheit ist ein Ideal!" Ein Ideal! Ist denn auch die Luft ein Ideal, die wir einathmen? Ist das Brod ein Ideal, das wir essen?

Wir werden arm und nackt geboren und bringen Nichts mit, als die Freiheit, um ihrer mit Hülfe unserer Lehrer in Bälde wieder los zu werden. Ach! man setzt uns nur auf die Welt, um zu verlieren!

Börne sagt ungefähr, die Freiheit ist Nichts, sie ist bloße Bedingung des Lebens und gibt die Möglichkeit, Alles zu werden. Es ist ein eitel Geschwätz, zu behaupten, man sei nicht reif für die Freiheit. Nein — man kann nicht reif werden ohne die Freiheit.

Großer Börne! Sie werden Deine enthusiastische Logik nie begreifen wollen! Sie werden es nicht glauben, daß die Freiheit nur der Boden ist, in den gesäet werden muß, und nimmermehr die Pflanze, die aus dem Schlamme der

Tyrannei erwächst. Die Freiheit ist der Boden für Alles, und die Wissenschaft ohne sie nur ein lustig Schloß.

O über euer Ideal! Eurem Ideal hat man das Unglück von tausend Jünglingen zu danken. Ihr habt den edlen Champagner so lange gepfropft, bis er die Flasche gewaltsam zersprengte. Sie wollten nachholen, was sie in der Schule versäumt, und sie hatten Recht. Man bezahlt so Etwas nie zu theuer, und euer Glück ist eine Metze gegen ihr stolzes Unglück.

Ich sehe voraus, ihr werdet mich unwissenschaftlich schelten. Es ist unwissenschaftlich, von den Menschen zurückfordern, was uns Gott gegeben, es ist unwissenschaftlich, die Polen zu lieben und den Cosaken zu fluchen, es ist unwissenschaftlich, Preßfreiheit zu verlangen, es ist unwissenschaftlich, das Unglück gegen den Uebermuth des Glückes zu schützen. Ihr unwissenschaftlichen Patrioten.

Wappenvögel.

Es ist nachgerade an der Zeit, auch mit einigen jüngeren Autoren, namentlich mit einer literarischen Sippe, die sich in Berlin angesiedelt hat, ein Wort im Ernste zu reden. Wenn dies bisher von unserer Seite aus nicht öfter geschah, so unterblieb es nur, weil wir durch Anklage irgend einer neuern Richtung einer veralteten auch nicht einen Finger hinzubieten gesonnen waren.

Der Frühling ist uns unter allen Umständen lieber, als der Winter; wären die Personen, die wir hier im Auge haben, nur jung, recht jung geblieben, sie hätten bei uns gewiß den thätigsten Schutz und die freundlichste Anerkennung gefunden. Die Herren Mundt und Kühne haben aber eine Halbheit des Charakters angenommen, die in der Literatur und in der Politik uns gleich verdammenswerth erscheint. Halbheit des Charakters zieht meistens auch eine Niedrigkeit desselben nach sich. Die Halbheit in der Politik wird den reinsten Charakter schmähen, der über die Minute hinaussieht und mit Hartnäckigkeit ein höher gestecktes Ziel verfolgt, die Halbheit in der Literatur, die gewöhnlich mit einer Produktionsunfähigkeit verbunden ist, wird Nichts gewähren lassen, was mit der Zuversicht der Genialität auftritt. Wir wollen als Männer diesen politischen und lite-

rarischen Halbgeschöpfen keck zu Leibe gehen. Alles oder gar Nichts! Ein halber Freund ist ein Feind, und zwar ein Feind, der am meisten zu fürchten ist.

Das neue Jahr hat natürlich auch wieder eine neue Zeitschrift hervorgebracht. An und für sich gar nicht beklagenswerth. Es muß noch manche gute entstehen, um der Masse von schlechten Widerpart zu halten. Ob aber diese neue Zeitschrift zu den letzteren oder zu den ersteren gehört? Ob wir an ihr einen Genossen finden, der für, oder einen Feind, der gegen uns kämpft? Ich fürchte beinahe, der Pilot („Allgemeine Revue der einheimischen und ausländischen Literatur- und Völkerzustände. Herausgegeben von der Redaktion des Freihafens.") möchte das einseitige Organ einer literarisch-rückschreitenden Partei sein, die lieber ein Ordensbändchen, als ein Märzveilchen ins Knopfloch steckt. Der Pilot wird in der Politik gar keine, und in der Literatur nur Eine Farbe haben, die gelbe: die Livree des Neides und der Scheelsucht. Geist wird man ihm zuweilen nicht absprechen können, Charaker jederzeit. Er wird unendlich besser sein, als das Stuttgarter Literaturblatt, besser als die Jenaer- und Haller-Literaturzeitung — aber heißt das hoch geschworen? Der Pilot wird Rede und Antwort geben auf die Fragen des Tages, und nur wenige Autoren, die ihm gar zu verhaßt sind, mit Stillschweigen übergehen; — aber trotz dem, daß er in Altona erscheint, wird er Berlin nie aus den Augen verlieren. Er wird den Adel bekämpfen, aber nicht den Muth haben, als Demokrat sich zu bekennen. Er wird lieben, wo er hassen, er wird hassen, wo er sich

befreunden, er wird kapituliren, wo er vernichten sollte. Er wird manches Talent unter seine Fahne bekommen, dessen Kräfte auf der Gegenpartei einen würdigeren Spielraum finden würden. Der Pilot wird in der Politik etwas mehr, in der Kritik etwas weniger als constitutionell sein.

Was uns diesen Artikel aus der Feder oder vielmehr aus dem Herzen gelockt hat, ist ein Aufsatz in der ersten Nummer der genannten Zeitschrift mit dem Titel: Aristokratische Literatur, wo endlich einmal dem Herrn A. von Sternberg auf die Finger geklopft wird, leider aber nicht tüchtig genug und auf eine Weise, die wir nicht gut heißen können.

Die Zeit der standesherrlichen Poesie, die Poesie der ersten Kammer ist vorüber; die Poesie hat es fortan nur mit Menschen, nicht mit Wappenvögeln zu thun. Der äußere Glanz, die vergoldete Seelenlosigkeit sind nur negativ noch ein Vorwurf der Poesie; negativ, d. h. wenn sie in ihrer Blöße dargestellt werden, etwa wie der Graf von der Neige in dem Romane Blasedow, der nach dem Grafen Auersperg ohne Zweifel der einzige Graf unseres Jahrhunderts sein wird, der die Unsterblichkeit sich erobert. Der Adel wird seine Hauptrolle, d. h. eine stereotyp-lächerliche, im komischen Romane spielen. Die Zeit ist vorbei, wo man dem Untergang eines hohen Geschlechtes, dem Untergang einer Rococowirthschaft sentimentale Thränen nachweinte. Ich sehe gar nicht ab, warum mich ein Elend zwischen vier kahlen Wänden nicht eben so rühren sollte, als ein Elend vor venetianischen Spiegeln. Außendinge machen noch keine

Poesie — diese Gräfchen und Barönchen, deren ganze Genialität gewöhnlich in der geschmackvollen Haardressur oder der Schleife ihrer Hälsbinde liegt, bleiben nach wie vor höchst uninteressante Figuren, wenn ihrer Zeichnung auch ein so eminentes Talent, wie das des Herrn von Sternberg unläugbar ist, geopfert wird.

Die aristokratische Literatur schloß mit Walter Scott auf eine großartige Weise ab. Es ist ein Mord an unserem Jahrhundert, länger in dieser Manier fortzudichten. In dieser Manier! Wenn dies nur der Fall wäre! Wenn sie nur schrieben wie Arnim, wie Walter Scott! Wenn sie nur auf den Menschen, und nicht auf den Stand den Nachdruck legten!

Das ächte Mittelalter hatte sein Recht in der Geschichte und Poesie; das moderne Mittelalter ist etwas Gemachtes und so wie es z. B. in den Romanen des Herrn von Sternberg auftritt, geradezu unsittlich. Warum man doch dem bloß formellen Talent dieses Schriftstellers so viel Theilnahme geschenkt hat! Ihm, der unsern großen Lessing nicht anders, denn als Vorleser zweier aristokratischen Zierpüppchen zu schildern verstand! Was hat Sternberg mit seinen Papagaien in der Literatur zu thun?

Nicht die Skeptiker mit ihren aus blutendem Herzen geborenen Poesien, sondern jene Herren, die ein dem Gericht der Geschichte anheimgefallenes gesellschaftliches Element aufrecht zu erhalten suchen, sind die eigentlichen Verführer des Volkes. Ein Geschlecht, das sich durchweg von der

Neige schreibt, noch liebenswürdig schildern wollen! Es gibt auch poetische Jesuiten!

Was soll dies ewige Lauern auf gnädige Blicke von oben? Ich will Euch einen Dichter, einen ächten Dichter, Robert Burns, zur Lektüre anrathen. Es erscheinen gegenwärtig nicht weniger als drei Uebersetzungen von seinen Gedichten, darunter eine von Gerhard und eine von Freiligrath. Ich wollte, es erschienen deren zwanzig. Prägt Euch nur die drei Verse von dem Liedchen „Bei alledem!“ ein, die ich zugleich als Empfehlung der trefflichen Uebersetzung von Gerhard hieher schreiben will:

Nicht weil du arm bist, senke scheu
Die Wimper, Freund, bei alledem!
Geh vor der Sklavenbrut vorbei,
Wag's arm zu sein, bei alledem!
Bei alledem und alledem,
Bei niederm Stand und alledem!
Rang ist der Münze Stempel nur,
Der Mann das Gold bei alledem!

Mit magrer Kost und lauterm Trunk
Und grobem Rock und alledem,
Laß reichen Thoren Seid' und Prunk,
Der Mann ist Mann bei alledem,
Was frommt der Glanz bei alledem,
Der Flitterstaat bei alledem?
Der Arme, wenn er redlich denkt,
Ist König doch bei alledem.

Wie spreizt sich jener stolze Lord
Mit Park und Schloß und alledem;
Und flögen Hundert auf sein Wort,
Er bleibt ein Geck bei alledem!
Bei alledem und alledem,
Bei Band und Stern und alledem!
Steht höher doch der brave Mann,
Als mancher Schuft mit alledem!

Und nun ein Wort mit Ihnen, Herr Mundt, der Sie doch wahrscheinlich den fraglichen Artikel in Nummer 1 des Piloten verfaßt haben!

Zuvörderst unsern Dank, so wenig wir uns mit Ihrer neueren Richtung befreunden können! Sie haben auf Ihrem Standpunkte viel gewagt, daß sie der Frau von Paalzow und dem Herrn von Sternberg die Meinung gesagt haben. Wenn nur der Anfang Ihres Aufsatzes dem weiteren Verlaufe desselben keinen solchen Eintrag thäte. Es scheint, als hätten Sie selbst eine Feder aus dem Flügel eines Wappenvogels in der Hand gehabt! Sie schreiben: Man hat an der neuern deutschen Literatur das überwiegend demokratische Element hervorgehoben, und dieser Verdacht, sei er begründet oder unbegründet, ist größtentheils die Ursache, weßhalb unsere Literatur mehr als jemals isolirt und ohne Begünstigung dasteht, in einem Lande, in dem gleichwohl die besten Lebenskräfte einzig und allein in die Literatur hineingedrängt werden, ohne andere Auswege der Thatkräfte." Sie bedauern also, daß die neuere Literatur demokratisch ist? Wollen Sie ein Zeitalter Ludwig des

Vierzehnten? Die Literatur muß noch viel isolirter werden, um mit dem Volke gemeinschaftliche Sache zu machen! Ich will keine Tendenzpoesie; das Ewige ist immer Tendenz. Der politische Glaube entschuldigt einen ästhetischen Fehler nur halb. Seid ächte Dichter und ihr seid immer auf der Seite der Opposition! Zwischen einer mediceischen Venus und einer Republik herrscht innigere Verwandtschaft, als ein Handbuch der Aesthetik uns nachzuweisen vermag.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage.

Von Dr. Ludwig Wihl. Altona, Karl Aue. 1840.

Daß mir doch Gott nicht die Seele eines deutschen Professors gegeben, die jedes Gefühl immer hübsch hinter Schloß und Riegel zu halten versteht! Daß ich beharrlich mein Herz höher trage, als meinen Kopf! Daß tausend fremde, aber liebe Gedanken in mir sich kreuzen, wo die Wissenschaft nur Einen im Auge behält!

Die wohlfeilste Kritik ist, mit dürren Worten dem Leser zu sagen, das und das steht in dem Buche, und von Seite 1

bis Seite 100 oder 1000 einen möglichst getreuen Auszug zu geben. Ich hasse diese Art von Kritik, wenn sie nicht den Zweck der Widerlegung hat, den Zweck, einen Autor Stück für Stück todt zu machen, was auch in unsern Blättern schon versucht worden ist Was ist diese Kritik in den meisten Fällen anders, als eine neue Sorte von Nachdruck, die wir hauptsächlich unsern vielbelobten wissenschaftlichen Journalen zu danken haben? Sie ist so bequem — freilich! Man erspart dem Publikum eine doppelte Mühe, erstens, das Buch zu lesen, und zweitens, das Buch zu kaufen.

Meine Ueberzeugung von einer wahrhaften Kritik geht dahin. Die ersten Fragen, welche ein Kritiker, wie er sein soll, an sich zu richten hat, möchten ungefähr sein: Belebt das Buch, was ich vor mir liegen habe, ein wirklich neuer, fruchtbarer Gedanke? Ist es das Werk eines Genies, die Offenbarung einer originalen Menschennatur? Oder aber: Ist die Seele des Buches ein alter Gedanke, der nur nach reicheren Beziehungen, in formell eigenthümlicher Weise hier entwickelt wird? Welches ist die Stellung, die es zum Ganzen der Literatur, die Stellung, welche es zur Zeit einnimmt? Um welchen Gedankenkern des Jahrhunderts schießt es als Krystallisation an? Welchem Bedürfnisse kommt es entgegen? Wird keine Sünde gegen die Wahrheit — aber auch: wird keine Sünde gegen die Schönheit begangen?

Der Kritiker soll kein trockener Referent (ein Ausdruck, den man endlich abschaffen möge!) sein, der haarklein Alles wiederkäuet, er soll öfter die Stimmgabel, als das anatomische Messer führen. Der Kritiker ist der Vorred-

ner der Bücher; seine Aufgabe, zum Verständniß derselben empfänglich zu machen, die literarischen Erscheinungen ihrer Vereinzelung zu entnehmen und mit den übrigen Thatsachen der äußeren und inneren Welt in Zusammenhang zu bringen, daß bloße Unterhaltung suchende Publikum vor der Lüge in goldenen Worten zu warnen und auf die Schönheiten ohne Schminke und Flitter hinzuführen.

Eine Kritik soll reizen, soll locken. Ihr erstes Geschäft ist, dem Buche seine Stelle anzuweisen; was aber das Detail anbetrifft, so soll sie mehr andeuten und die Neugierde erregen, als in breiten Ausführungen sich erschöpfen. Ein gutes Buch muß gekauft werden. Seit die Dichter wenigstens verschmähen, in erlauchten Zirkeln sich auffüttern zu lassen, ist dies die einzige Protektion, auf die sie mit Recht Anspruch machen können. Wenn das Genie das Elend des Lebens mit einer tüchtigen Taufe der Natur euch abgespült hat, so dürft ihr wohl auch das Eurige dazu beitragen, die Kunst vor dem Handwerk zu bewahren, d. h. durch Eure Theilnahme den gottberufenen Dichter in den Stand setzen, der bloßen Existenz wegen bei einem zweiten Werke sich nicht übereilen zu müssen. Man gibt so viel aus für Pferde und Hunde, so wenig für Bücher, wenn es nicht etwa Tiedges Urania oder Witschels Abend- und Morgenopfer sind. Die rechten Leute, Euch zu helfen! „Sein und Werden — seid ihr Dunstgebilde“ (Urania) das ist Poesie für das Haus!

Die Kritik, wie sie von Leuten, die nicht genug Geld verdienen können, betrieben wird, schadet der Produktion un-

gemein. Wenn eine Sammlung von hundert Gedichten zwanzig Foliospalten hindurch besprochen wird, auf die man sie geradezu sämmtlich abdrucken könnte, wer wird das Büchlein kaufen wollen?

Ich glaube schon die Bemerkung gemacht zu haben, daß Bücher, von denen in den Journalen am wenigsten die Rede war, die meisten Auflagen erlebten. Fragt einmal den Herrn Buchhändler Basse in Quedlinburg!

Die Kritik eines Buches soll zunächst dessen Steckbrief sein, eine physiognomische Zeichnung. So haben Rahel, Heine, Börne, der Verfasser des Buches, „Götter, Helden, Don Quixote" kritisirt. Man wird ferner einem Buche oft größeren Vorschub leisten, wenn man über den darin behandelten Gegenstand seine Meinung ausführlicher, als die Meinung des Autors, den man eben vor sich hat, darlegt. Dadurch allein hebt sich auch die Kritik über eine Buchhändleranzeige. Pagina für Pagina durchzugehen, ist für den Recensenten sehr bequem und für den Leser sehr langweilig. Das Schlagende, Blitzartige thut mehr Wirkung, als die breite Umständlichkeit eines schwerfälligen Denkprocesses.

Was sollen aber alle diese Bemerkungen bei der Anzeige einer Literaturgeschichte? Gott! ich bin ein so ehrlicher Deutscher, daß ich mich ein für alle Mal entschuldigen zu müssen glaubte, wenn ich zuweilen über die Schnur haue und scheinbar ungehörige, aber absonderliche Gedanken einzuschmuggeln trachte. Ich sehe nun mit Schrecken, daß aus den zwei Worten, die mich rechtfertigen sollten, eine Abhandlung über die beste Art zu kritisiren geworden ist.

Ich wollte sagen — und das war eben das Unwissenschaftliche, für das ich die Nachsicht meiner Leser zu gewinnen suchte — ich wollte sagen, die Lektüre einer Geschichte der deutschen Literatur erfülle mich immer mit einer gewissen Wehmuth, weil ich dabei immer an eine gewisse Dummheit denke. Meine bärtigen Vorfahren sollen so reif gewesen sein zur Freiheit, und ihren geschnigelten Nachkommen will man einreden, sie seien es noch lange, lange nicht. Ueberreif, faul, das ließe ich mir gefallen! Aber noch nicht reif, und so alt!! Lese ich vollends von den Königen, die so wort- und handfest waren, die im Rathe so viel beherzten Widerstand gefunden, die eine hübsche Schäferin einer goldenen Puppe vorgezogen, von den tapfern Burgundern, die lieber ihr Leben, als ihre Ehre verlieren wollten — — deutsches Volk, studire deine Literatur!

Ueber die gesammte Literatur sowohl, als über einzelne Abschnitte derselben wurde seit 1830 mehr geschrieben, als früher in fünfzig Jahren. Wir wenden alle erdenklichen Mittel an, um über die Gegenwart uns aufzuklären, und steigen zu diesem Zweck selbst in die Gräber. Jede Zeit hat nicht nur ihre eigene Geschichte, sondern auch ihre eigene Ansicht von der früheren Geschichte. Die Vergangenheit hat in jedem Jahrhundert einen neuen Sinn.

Nicht nur die Politik, sondern auch die Literatur suchte ihre Befreiung vom Mittelalter. In diesem Sinne wurde von Heinrich Heine die romantische Schule, von Gervinus die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen geschrieben. Rosenkranz in seiner Ge-

schichte der deutschen Poesie des Mittelalters lieferte eigentlich mehr blos das Material, den Feind, der zu bekämpfen ist, als daß er selbst in einen nachdrücklichen Kampf sich eingelassen hätte.

Heine und Gervinus haben größere Verwandtschaft mit einander, als namentlich der letztere zugeben wird. Beide verfahren überall nach der subjectivsten Willkür, die man sich denken kann. Gervinus steht unendlich mehr Wissen zu Gebot, als Heine; Heine besitzt mehr poetischen Takt, als Gervinus. So hat denn dieser mit all seiner Gelehrsamkeit tausend Mißgriffe gethan, welche jener gar glücklich vermieden hat. Die Bücher von Gervinus sind nur mit großer Behutsamkeit zu lesen. Ich will außer seiner Literaturgeschichte hier an seine Arbeit über den Göthe'schen Briefwechsel erinnern, die in der Perfidie nur an dem Buche von Hermann Marggraff „Deutschlands jüngste Cultur- und Literaturepoche" einen Rivalen findet. Wie wenig Gervinus zu einem Verständniß der Gegenwart sich aufzuschwingen vermag, beweisen seine an Fanatismus gränzenden Urtheile über Ludwig Börne.

Die mittelalterliche Poesie ist eine exotische Pflanze, von hundert nicht deutschen Elementen aufgenährt. Man wird die Literatur des Mittelalters somit am besten bekämpfen, wenn man nachweist, daß sie nicht deutsch ist. Urdeutsch sind nur die Gedichte des ostgothischen und burgundischen Kreises, der König Rother, das Heldenbuch und der Nibelungen Not; urdeutsch die Dichtungen,

welche vor der Civilisation durch das Christenthum entstanden, wenn auch nicht schriftlich aufbewahrt wurden.

Dies hat man wohl im Auge zu behalten, und Gervinus ist hierin vortrefflich. Die Arbeit der deutschen Poesie ist eine und dieselbe mit der Arbeit des deutschen Volkes. Sie hat sich von jeder Abhängigkeit los zu machen, in die sie durch das Mittelalter gebracht wurde. Sie soll weder durch kirchliche, noch durch aristokratische Interessen bestimmt werden; und wer die Gegenwart nicht lästern, sondern begreifen will, wird eben in der schrankenlosen Subjektivität der Poesie seit der Julirevolution den Kampf derselben für ihre Unabhängigkeit anerkennen und zu würdigen wissen. Ist etwas poetisch, so ist es gut: es braucht weder im Dienst einer Kirche, noch einer Kaste zu stehen. Poesie ist selbst Religion.

Da aber das Mittelalter unläugbar ein nothwendiges Moment im Gang der Weltgeschichte war, der Einzelne aber immer ein Kind, der Dichter zugleich das Organ seiner Zeit ist, so ist es von Gervinus höchst ungerecht, gerade den größten Dichtern des Mittelalters allen, selbst relativen Werth abzusprechen. Nein — das Mittelalter hatte seine großen poetischen Genies so gut als unsere Zeit. Ihr Werth wird nur wie der Werth aller Menschen kleiner, wenn man sie als bloße Welle im ewigen Strom der Geschichte betrachtet. Der Mensch will aber auch im Spiegel seiner Zeit, nicht nur im Spiegel des Absoluten gesehen werden. Tristan und Isolde vom Meister Gottfried bleibt immer

eine liebliche Dichtung, mag sie Gervinus zehnmal weichlich und frivol schelten.

Der rothe Faden, der den modernen Geschichtschreiber durch das Gebiet der deutschen Poesie leiten muß, ist allerdings die Tendenz der letzteren, sich von Allem, was nicht sie selbst ist, von allen fremden Einflüssen zu befreien, namentlich sich von dem Mittelalter zu emancipiren; dabei aber vergesse er ja nicht, jede große Subjektivität gebührend zu schonen. Wolfram von Eschenbach hatte so gut sein Recht, zu existiren, als Wolfgang Göthe. Weil man ein erhabenes Ziel vor Augen hat, darf man den Weg, der dahin führt, nicht in die Tasche stecken, wenn man ihn zurückgelegt. Er wird immer manche schöne Aussicht darbieten. Gegen die Zukunft gerecht, aber gegen die Vergangenheit nicht ungerecht!

So oft auch bei Heine der Elfe zum Kobold wird — wenn ich sein Buch nach der Wirkung auf die Massen betrachte, so muß ich es unbedenklich dem Muster gelehrter Arbeit von Gervinus vorziehen. Heine hat sich in den letzten Jahren mit seinem Leipziger Generalstabe von dem Wahlplatze weggestohlen; er hatte aber immerhin einmal gewaltig mitgeklopft in den poetischen Schlachtreihen der Neuzeit. Die Herren Ludwig Tieck und Wilhelm von Schlegel wissen davon zu erzählen.

Die Sympathien des Herrn Gervinus sind nicht so jugendlich; so gut er die Heiden, unsere ehrbaren Altvordern, kennt, so wenig Theilnahme und Verständniß beweist er an uns selbst, seinen christlichen Mitbrüdern. Die Göttinger

gelehrten Anzeigen machen es eben so. Als Partisan der jungen Literatur will ich diese Sünde gegen dieselbe bedecken, wiewohl ich gestehe, nicht zu begreifen, warum man Todten mit so gelehrten Zaubersprüchen aus den Gräbern scharrt, wenn sie den Lebenden auch nicht ein Räthsel zu lösen wissen. Nur eine Kleinigkeit sei noch bemerkt.

Es ist freilich am Ende einerlei, ob ich einen Feind mit Keulen oder mit Fliegenklatschen todtschlage. Doch will uns Heines poetische Strenge besser gefallen, als die prosaische des Herrn Gervinus, welche dem romantischen Mittelalter, allerdings aus löblichen Absichten, so übel mitgespielt hat. Die Pfeile, mit denen Heine schießt, sind dieselben, die Apollo über die Kinder der Niobe gesendet, anständige, poetische Pfeile. Heine läßt sich in seinem Buche so wenig wie Gervinus von der reizenden Lüge rühren. Man hört Heine hundertmal sagen: „Ein falsches Kind!“ hingegen aber auch hundertmal hinzusetzen: „Aber schön! Bei Gervinus donnert zu oft das écrasez l'infame: was er in dem Himmel seiner Ideen nicht unterzubringen weiß, wird ins Feuer geworfen. Leider befindet sich viel gutes grünes Holz dabei.

In die neueste Literatur ward von denen, die sie gemacht haben, mancher tiefe Blick gethan. Aber die Gegenwart wird nur halb begriffen ohne die Vergangenheit. Hier haben wir denn voluminöse Werke die Menge, die aber alle entweder bloße Anhäufung von Material oder mit einseitiger Vorliebe für diese oder jene Partie der poetischen Geschichte des deutschen Volkes geschrieben sind. Die Aufgabe der

deutschen Literatur ist nirgends dringend genug hervorgehoben, das Streben, diese Aufgabe in jedem Moment ihrer Lösung näher zu bringen, nirgends anschaulich vors Auge gerückt. Welcher ewige Gedanke ist es, der bald mehr, bald weniger deutlich in unserer Poesie nach Offenbarung ringt? Welche Fäden verknüpfen dieselbe mit der Poesie nicht-deutscher Nationen, mit der übrigen Arbeit des menschlichen Geschlechts, mit dem Absoluten selbst? Welches ist der Rapport zwischen heute und gestern, zwischen heute und morgen, zwischen morgen und der Ewigkeit?

Alles Reden von Gestern ist nur ein Commentar zum Heute; mein Recht, heute zu existiren, habe ich im Dasein, in der Existenz des Gestern. Die so vielfach angefochtene junge Literatur mußte, um sich Bahn zu brechen, sich auch nach Geschichtschreibern umthun; sie mußte mit Gelehrsamkeit, mit Gründlichkeit beweisen lassen, wie die deutsche Literatur Schritt für Schritt auf ihren jetzigen Standpunkt hindrängte, so ganz eigentlich nach ihm rang. Eine gute Literaturgeschichte muß die beste Apologie der neuen Literatur sein.

Die deutsche Poesie steht ihrem Ursprunge wieder nah. Voller und reicher geworden im Verlauf der Zeiten, scheint sie zu ihrer Quelle zurückkehren zu wollen. Sie hat beinahe die Freiheit sich erobert, die sie zur Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes behauptete, sie will blos noch sich selber, damit freilich aber im reinsten Sinne der Menschheit dienen. Die Subjectivität auf ihrer Spitze hat wieder tausend Berührungspunkte mit dem Naiven.

Zwei junge Schriftsteller haben zu gleicher Zeit beinahe sich ans Werk gemacht, für die neue Literatur durch die Geschichte der Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen an eine Apologie zu schreiben. Heinrich Laube ließ schon am Schlusse des vorigen Jahres zwei starke Bände erscheinen; von Ludwig Wihl erhalten wir im Augenblicke das erste Heft einer ähnlichen Arbeit; ähnlich dem Stoffe nach, den sie behandelt, was den Gehalt betrifft, nach unserer Ansicht über der von Laube stehend, der im Haschen nach originellen Wendungen trotz manches tiefsinnigen Gedankens sich und seinen Lesern sehr unklar wird. Aus Liebe zu der ungeschminkten, gesunden Darstellung Ludwig Wihls beginnen wir mit der Beurtheilung des an der Spitze dieses Aufsatzes angezeigten Buches.

Ludwig Wihl hat sich in den letzten Jahren als Lyriker sehr bemerklich gemacht. Der leichte Klingklang war ihm in der Seele zuwider, die ordinären Gefühle unserer Schmetterlinge erdrückten ihn. Er wollte die Tiefe der Seligkeit oder die Tiefe des Schmerzes, der Verzweiflung. Der Schüler Schellings rief der Lyrik die Spekulation zu Hülfe; er incarnirte, er verkörperte Paragraphen der Philosophie. Bald gelang es ihm, bald auch nicht, immer aber bewahrte es ihn vor der unausstehlichen Gewöhnlichkeit. Es scheint mir, als habe er in neuester Zeit bei seinen Gedichten mehr in seine eigene Brust gegriffen, als in die Philosophie; eines der schönsten Lieder, die ich kenne, ist gewiß die „Versöhnung" von Wihl, die, so viel mir bewußt ist, im Morgenblatte abgedruckt war.

„Ludwig Wihl ist nicht nur ein höchst beachtenswerther Lyriker, er ist auch ein feiner Kritiker, der seine persönlichen Sympathien und Anthipathien meisterhaft zu beherrschen versteht. Er ist den Besten seiner Zeit liebend zugethan und muß auch seine Gegner durch sein humanes Wesen bestechen. Wenn er nicht vorzugsweise ein poetisches Gemüth hätte, er könnte als Gelehrter prunken.

Ludwig Wihl hat sich im Alterthum wie in den neuesten Zeiten tüchtig umgesehen und ist mit vollem Beruf an seine Arbeit gegangen. Er besitzt Kenntnisse die Fülle, ohne sich den Anschein davon zu geben, was Einem gerade beim Lesen dieses ersten Heftes, das mit einer Analyse des Parcival schließt, so wohlthut. Studium, gründliches Studium, wo man hinblickt, und doch nirgends ein Sichverlieren im Detail, eine einseitige Hingabe an eine lockende Partie. Die Art, wie der Verfasser unsere früheste Literatur geschildert, gibt eine sichere Bürgschaft für seine Ehrlichkeit in Beziehung auf die neueste. Ein Streiter für die Unabhängigkeit der Poesie, tastet er überall den ächt deutschen Kern heraus. Er ist hart, aber gerecht gegen die Bearbeitung ausländischer Sagen (ohne so weit zu gehen wie Gervinus), namentlich gegen den verderblichen Einfluß der Ritter-Romane, die Gesinnung wie Poesie zu Grunde richteten, und wendet sich mit Vorliebe dem Sagenkreis urdeutscher volksthümlicher Dichtungen zu. Die Poesie gilt ihm nur für ächt, so lange sie in den Händen des Volkes war; ihr Verfall datirt sich von dem Augenblick, da sie in die Hände der Geistlichkeit überging, von denen aus sie in

die des Adels gerieth. Dabei verkennt er mit Recht keineswegs, wie diese Uebergänge nothwendig waren. Ein eigenthümliches Verdienst von ihm ist die strenge Auseinanderhaltung der Troubadours und Minnesänger, eine Auseinanderhaltung, der wir hier zum ersten Mal mit solch trefflicher Motivirung begegnen. Die Minnesänger beschäftigen sich beinahe gar nicht mit Politik; die politischen Sprach- und Spottgedichte bilden einen Haupbestandtheil der provenzalischen Poesie. Die Stimmung zur Reformation sprach sich nirgends so frühe aus, als bei den Provenzalen. Die ganze Partie im Buche ist ungemein interessant.

Sehr willkommen muß man auch die gelungene Bearbeitung des Hildebrandliedes in achtzeiligen Strophen heißen, die am betreffenden Orte eingeflochten ist. Wir werden nicht ermangeln, beim Erscheinen weiterer Hefte augenblicklich Nachricht zu ertheilen nnd die Stellung des Werkes zu anderen Literärgeschichten, so wie namentlich zur neuesten Literatur näher zu erörtern. Die Versicherung können wir einstweilen geben, daß das Buch dem Unterrichteten wie den Laien gleichviel Genuß verschaffen wird.

Warten wir in Geduld ab, ob der Verfasser die Aufgabe, die er sich Seite 13 gestellt hat, zu allgemeinster Befriedigung lösen wird. Ich zweifle keineswegs daran.

Er sagt: „Die griechische und jüdische, die orientalische und occidentalische Weltanschauung machen die Grundlage der heutigen Bildung aus, die sich eine Versöhnung, eine Neutralisation derselben zur Aufgabe

gestellt hat; und dieß ist der Faden, der mich durch das Labyrinth der Sprachen und der Literaturen führt."

Wir haben vor der Hand Nichts beizufügen, als den Wunsch, die Persönlichkeiten nicht zu sehr unter dem Zwang bloßer Begriffe leiten zu lassen und wohl zu bedenken, daß der Herr über Nacht kommen kann, und Ein Genie vielleicht aller Berechnungen und aller Schranken, in die man es bannen will, spottet.

Salon und Hütte.

Was liegt im Grunde daran, ob unsere Leser von einem Buche mehr oder weniger Nachricht erhalten? Nachricht erhalten? Ich wollte sagen, ausführliche Nachricht. Wir werden gegen die Geister, die zuletzt doch die Tröster der Menschheit bleiben, gegen die Dichter, immer so galant sein und keinen ihrer Laute, wenn er nur etwas besser klingt, als Gold, verschweigen. Aber wozu, wie so manches ehrbare deutsche Journal, ganze Opernbücher für Eine Note schreiben? Wozu Abhandlungen über Eine Sache, wenn es über tausende zu sprechen gilt? Für das Beste ist eine Glosse zu viel und ein Commentar von zwanzig censurfreien Bogen zu wenig.

Die Zeit drängt und heißt kurz sein; wir müssen uns nicht nur über die Thatsachen der Gegenwart, sondern auch über die geheimnißvollen Mütter der Zukunft, die Ideen, orientiren. Es liegt wieder Etwas in der Atmosphäre, das sich wahrscheinlich über die Erde hin entladen wird. Der Hahn scheint zum dritten Mal krähen zu wollen, und Petrus wird ihn nicht zum dritten Male verläugnen. Die

deutschen Disteln werden noch Trauben tragen, und ich fürchte schier, die Brabanter Elle möchte diesmal zu kurz sein, um die gewonnenen Stücke auszumessen.

Salon und Hütte! Ein Thema, das unter andern Titeln schon öfters von uns besprochen wurde, und dem wir heute einige neue Seite abzugewinnen hoffen. Die Gesetze der Schönheit sind ewige, und das formelle Element der Poesie wird von den socialen Stürmen am wenigsten zu leiden haben. Im Gegentheil, je freier die Welt wird, desto strenger wird vielleicht die Aesthetik. Jetzt, wo wir den ganzen Tag über Zeit haben, uns zu erholen, sind unsere Ansprüche am Abende bescheidener. Wenn wir erst ringen und streiten bis Sonnenuntergang, wird unsere müde Seele auch eine tüchtigere Portion Schönheit verlangen.

Die Literatur wird mit unserm socialen Fortschritt herrlicher erblühen, als je, aber auch die Anforderungen an sie werden größer sein, als zu irgend einer Zeit. Ich kenne Geister, die gelehrter Dünkel jetzt schon schmäht, und sie werden gewiß einst der Stolz unserer Nation.

Die Gesetze der Schönheit werden dieselben bleiben. Ja! das mögen nur einige Schriftsteller, die ich vor Augen habe, wohl bedenken. Die Freiheit darf keine Grimassen schneiden! Herold hat ein Gedicht „Luther" veröffentlicht, das besser im Pulte oder noch besser in der Feder geblieben wäre. Man muß auch gegen Leute verwandter Gesinnung ehrlich sein, wenn sie Mißgriffe thun. Sollen wir denn lügen unter einander oder Karrikaturen schön heißen. weil sie zufällig einige Flüche donnern, die auch uns schon

entfahren sind? Doch — mit jeder Wahrheit bekömmt man einen neuen Feind auf den Hals. Sei's! Da wurde uns noch ein anderes Buch zugesandt: Ecce Homo u. s. w. von Blumenfeld. Es ist in London gedruckt und, wie es scheint, in Bedlam verfaßt. Herr Blumenfeld glaube nicht, daß wir in unsern Forderungen gemäßigter sind, als er; aber wir werden nie den Wahnwitz zum Champion der Freiheit machen. Der Wahnwitz kann nicht einmal deutsch schreiben. Das hat Herr Blumenfeld bewiesen; die Phantasie eines Folterknechts gehört dazu, um die Lektüre dieses Buches ohne Beben und Zittern zu ertragen. Die Blumen, die in die Darstellung verflochten sind, scheinen auf Gräbern gewachsen und duften alle wie Armesünderblumen.

Erquickend, wahrhaft erquickend sind dagegen Bücher, wie das längst erwartete von Venedey, das wir in den nächsten Tagen besprechen werden. Es führt den Titel: „Römerthum, Christenthum und Germanenthum, und deren wechselseitiger Einfluß bei der Umgestaltung der Sklaverei des Alterthums in die Leibeigenschaft des Mittelalters. Frankfurt, Meidinger." Wenn wir auch noch die Gelehrsamkeit in unsere Reihen bekommen, so muß unsere Phalanx undurchdringlich sein.

Die Abschweifung war groß genug. Ich kehre zu meinem Thema zurück. Den Gott der Häßlichkeit werden wir also niemals auf den Thron erheben, die Aesthetik als formale Wissenschaft wird für Deutsche und Kosaken die gleiche sein müssen.

Vielleicht wird eine oder die andere Gattung der Poesie vorherrschen, vielleicht ist das Drama die erste gewaltigste Blüthe der neuen Zeit. Unser größtes Epos, der Nibelungen Not, ist ja eigentlich ein Drama, und dieser Umstand könnte protopisch sein für die deutsche Literatur.

Der poetische Glauben wird ein anderer sein! Man wird Dinge für Poesie halten, die man bisher nicht verächtlich genug behandeln zu können gemeint hat. Das Volk wird nicht mehr die lächerliche Rolle spielen, wie jetzt in tausend und abertausend Romanen unserer kindischen Dichter, die einige bunte Fahnen für Poesie ausgeben wollen. Man wird zu der Einsicht gelangen, daß ein Strohdach eben so viel Unglück, Elend und Poesie — leider auch Dummheit — überschatten kann, als ein Baldachin. Der Bettler hat sein Schicksal wie der König, und der Kreuzer, der ihm fehlt, um ein Stück Brod zu kaufen, daß er seinen Hunger stillen könne, ist wahrhaftig poetischer, als die Million, die eine Abgeordnetenkammer verweigert.

Man erinnert sich vielleicht der Beurtheilung eines Buches in diesen Blättern unter dem Titel „Dichtungen von Hermann Kurtz." Wir sollen den Idyllendichtern eigentlich recht von Herzen gut sein; sie bilden die wohlthätigste Opposition gegen jene Poeten, die alle Stoffe aus den obern Sphären der Gesellschaft entlehnen zu müssen glauben, und die zerknitterte Tafft- oder Sammtblume auf dem Hute eines Fräuleins für rührender halten, als das Maßliebchen, das Robert Burns mit seiner Pflugschaar zernichtet, den dunstigen Schein silberner Kandelabern für wohlthätiger, als

den Sonnenstrahl, der einen armen Lazaroni wärmt. Unsere Idyllendichter verfehlen es in der Regel nur darin, daß sie das Leben des Volkes nach seiner Oberfläche, selten nach seiner Tiefe hin, ausbeuten. Möchten sie sich nur Béranger, den Apoll der Hütte, zum Muster nehmen! Kann die Seligkeit einer mediatisirten Fürstin, die einen Kronprinzen heirathet, größer sein, als die Seligkeit Lisettchens, die ihren geliebten Schatz so artig hereinzuschmuggeln und die blinde Mutter oder Großmutter so hübsch zu hintergehen weiß.

Man darf nicht unterlassen, unsere Dichter auf den so oft aristokratisch gescholtenen Göthe zu verweisen. Göthe war Aristokrat, ja; aber nur im Leben, nicht in der Poesie! Er hat bei Weitem weniger Aufwand von Göttern, Helden und Königen gemacht, als Schiller! Er hat immer nur eines Menschen bedurft, um einen Charakter zu gestalten! Welche einfache Personen in den Wahlverwandtschaften! Welche Fülle von Poesie auf der ungeadelten Seite des Lebens im Egmont, im Faust! Welche Bürgerlichkeit im Clavigo! Göthes Erben scheinen der Verfasser des Blasedow und der Verfasser der Epigonen werden zu wollen. Wie wenig brauchen auch diese, um poetisch zu sein!

Ein bedeutender Dichter, der aus Schuld des deutschen Volkes oder vielmehr seiner Kunstrichter kein bedeutenderer geworden ist, Leisewitz, der Freund Lessings, läßt bereits im Jahre 1775 im Julius von Tarent den Helden also philosophiren:

Ich besuchte die Gruft meiner Väter; — ein wahres Bild des Standes der Fürsten, dacht' ich, als ich die silber-

nen Särge und die verrotteten Fahnen sah! — Bei ihnen ist Alles so, wie in jedem andern Stande, die Flittern ausgenommen, die sie Allem, was sie angeht, anhängen! Die Hand voll Staub in diesem Sarge, ehemals der große Theodorich, liebte den Schädel in jenem, einst die schöne Agnese! — Können sie doch jetzt ruhig schlafen, ohne daß ein Kammerherr im Vorsaale zu zischeln braucht: pst! Dieser erstickende Dunst ist wie der Dunst aus der Gruft eines Bettlers und kein Schmeichler kann sagen, er duftet lieblich. Faulet nicht Theodorichs Hund so gut, als Theodorich, obgleich an seinem Grabe kein verrostetes Schwert und Scepter liegt?"

Der Salon hat nicht mehr Poesie als die Hütte; die neue Literatur wird beweisen, daß er deren viel weniger hat. Mögen die Fürsten immerhin die Angeln der Weltgeschichte sein, die Völker sind die Pfeiler derselben. Das künftige Drama wird sich lange hüten, wieder mit den herkömmlichen großen Personen zu spielen, aus Furcht, zu viel Theilnahme für dieselben zu erzwecken. Die Lyrik wird sich mehr an Chamisso und Béranger anschließen, dann an unsern theuern Uhland. Es müssen große Dichter kommen, wenn die Poesie der Geschichte Schritt halten soll. Wir sehen bereits Zeichen, wir werden auch Wunder sehen!

Ueber Schriftstellerassociationen.

Man könnte uns nächstens den Vorwurf machen, daß wir mehr vom Buchhandel, als von der Literatur reden, mehr über die Einnahmen, als über die Ausgaben, nämlich die Bücherausgaben der Schriftsteller raisonniren. Quand même — wir halten es einmal für unsere Pflicht, auf jede Frage, welche die politische oder literärische Welt bewegt, auch unsere Antwort zu geben.

Was Einer oder Zwei nicht vermögen, vermögen vielleicht Hundert oder Tausend; was man Einem Bittsteller verweigert, verweigert man nicht so leicht einem ganzen Volke. Man tritt in Masse zusammen, um seinen Forderungen, seinen Absichten Nachdruck zu verschaffen. Ein Hauptstichwort unsers Jahrhunderts ist Association!

Am meisten Lärm haben bis jetzt diejenigen Associationen gemacht, welche die Abhülfe materieller Uebel sich zur Aufgabe gestellt haben. Die Unionisten in England im Jahr 1834, die Mutuellisten in Lyon in demselben Jahre sind noch nicht vergessen. Der Associationsgeist ist auch in

Deutschland mächtig rege, und wir sehen täglich neue Vereine entstehen, bald, um den Schooß der Erde mehr auszubeuten, bald, um dem Elend bedrängter Klassen einigermaßen abzuhelfen. Die Befugniß oder Nichtbefugniß zur Association ist selbst Gegenstand staatsrechtlicher Erörterungen geworden; sein Votum dagegen hat Zirkler, sein Votum dafür und gegen Zirkler der Abgeordnete Welker bekannt gemacht. Indeß sind die deutschen Associationen nie zu der imposanten Bedeutung der auswärtigen gediehen.

Jeder Kampf um die bloße Existenz hat etwas Abschreckendes. Das Recht zu leben bringe ich mit auf die Welt, und zu bedauern ist der Unglückliche, der Alles, was er thut, nur thun muß, um zu leben, um die Maschine des Leibes im Gange zu erhalten. Aber, wenn auch dem Einzelnen, fehlt doch der Masse nie der ideale Zug. Die materiellen Gebrechen der Gesellschaft hängen mit den politischen Einrichtungen der Staaten so innig zusammen, daß es nicht zu verwundern war, wenn neben dem Rufe nach Brod auch der Ruf nach Freiheit erscholl. Die Associationen hatten beinahe überall zugleich eine politische Tendenz. Die bösen Feinde, die das Unkraut unter den Weizen säen, sind in der Regel die fehlerhaften socialen Institutionen. Diese müssen weggeschafft werden, wenn den materiellen Bedürfnissen genügt werden soll. Zu dieser Ansicht erhoben sich wirklich die meisten Associationen, und so wurde nicht nur der Magen, sondern auch eine Idee des Jahrhunderts das Band, das dieselben zusammenhielt.

Man associirt sich, um ein Verlangen durchzusetzen, um gegen eine Beeinträchtigung sich zu schützen. Beides findet gewöhnlich zu gleicher Zeit statt. Die weitere und nächste Frage wäre nun: In welchen Fällen soll und muß eine Association als das wirksamste Heilmittel eintreten? Was verträgt die Association? Was nicht? Welche Krankheiten können durch sie gehoben werden? Welche nicht?

Jede Association ist zugleich eine Ideenassociation. Damit aber ist nicht gesagt, daß jede Idee mittelst Association durchgesetzt werden soll oder könne. Zur Durchführung ästhetischer Gesetze reicht ein Genie, das der Weltgeist nur zu rechter Zeit erweckt, vollkommen hin, und eine Vereinigung von Schriftstellern für diesen Zweck ist für mich ein Unding. Der Triumph des Dichters ist Erfindung, Neuheit, Originalität, Leidenschaft. In einer Association verschwindet die Individualität dem großen Ganzen der Gesellschaft gegenüber — eine Association in Beziehung auf die Stoffe, auf die Vorwürfe, die der Dichter zu wählen hätte, wäre also noch toller. Die Produktionen hätten dann alle eine Uniform und die Literatur wäre eine Kaserne.

Doch ist ein ideales Band zwischen den Schriftstellern möglich; ich meine den politischen Glauben. Eine solche Association würde z. B. jeden Schriftsteller mit Verachtung strafen, der feil wäre, sie würde seinen Büchern jeden Schutz entziehen, sie in aller Form vogelfrei erklären. Eine Schriftstellerassociation, die über die Gesinnungen wachte und zu diesem Zwecke ein eigenes Journal herausgäbe, ist sehr leicht denkbar. Ob aber unter den jetzigen Verhältnissen, wo von

10

zehn Autoren kaum zwei gleichen Glaubens sind, ausführbar, möchte eine andere Frage sein. Ohne Zweifel würde sie im Keime erstickt. Zudem unterschiede dieses Band des politischen Glaubens eine Schriftstellerassociation gar wenig von hundert andern.

Wenn du dichten willst, so gehe in dein Kämmerlein und schleiße die Thüre hinter dir zu! Der Schriftsteller par excellence, der produktive Schriftsteller, der Dichter, der aus Bedürfniß des Herzens, nicht des Beutels schreibt, gedeiht am besten, von Gott und Welt verlassen, in der Einsamkeit. Eine Schriftstellerassociation wird leicht zur Clique, wie wir das in unsern Tagen gesehen haben und an der Leipziger Literatur noch sehen. Die Poesie arbeitet nicht nach Zwecken und auf Bestellung; der Dichter dichtet, weil und wie es ihm der Genius befiehlt. Der Dichter ist mit der Menschheit associirt, nicht mit einer kleinen Anzahl von Menschen. Je unglücklicher er ist, desto größer wird er sein, und das Unglück haßt jede Cameraderie.

Es bleibt nur noch eine Art Schriftstellerassociation übrig, nämlich eine Schriftstellerassociation aus materiellen Rücksichten, welche sich die Sicherung der Rechte auf das eigenste Eigenthum, auf die Gedanken, zur Aufgabe macht. Der Lohn, den ein neues Werk aus der Börse des Publikums oder des Buchhändlers erhält, ist immer nur ein kleiner Ersatz der Mühe und Arbeit des Dichters oder Schriftstellers. Schweiß und Blut wird nie mit Gold aufgewogen. Und das ist in manchem Betracht ein großes Glück. Gebt tausend von unsern Autoren fette Pfründen, und sie legen

im nämlichen Augenblicke die Feder weg. Von den literarischen Bedienten, die ihr ganzes Leben hindurch, einzig des Trinkgeldes wegen, schreiben und die Kunst zum gemeinsten Handwerk herunterwürdigen, will ich nicht einmal reden, denn, wenn diese mit Geld auszurotten wären, so würde ich darauf antragen, denselben jährlich einige Millionen auszuwerfen, nur damit sie uns nicht Geschmack und Publikum zu Grunde richteten. —

Wer seine Kühe verloren hat, träumt von ihren Glöckchen, sagt der Enkel des Sancho Pansa. Von Literaturvereinen sprechen die schlechtesten Schriftsteller am öftersten; von der Reformation des Buchhandels wird am meisten gefaselt, wo man keine Literatur hat. Von Leipzig, von Berlin, von Paris gingen im letzten Jahre die Hauptvorschläge aus, die arme Literatur zu retten. Die Genialsten sahen stille zu und lächelten.

Es ist immer verdrießlich, wenn im Tempel eine Krämerbude aufgeschlagen wird. Kein Dichter wird zwar in unserem Jahrhundert mehr so närrisch sein und die schöne Außenseite des Lebens verschmähen; er wird sich so bereitwillig in klingender Münze bezahlen lassen, wie jeder andere Diener des Staates oder der Menschheit; weiß er doch, daß auch das Geld eine Handhabe der Freiheit ist und Einen der kleinlichen Nöthen und Plackereien überhebt. Er will Geld, aber nur darum, um nicht des Geldes wegen schreiben zu müssen; er will für den ersten Löwen, den er wirft, so entschädigt sein, daß er den zweiten ohne Rücksicht auf dessen Verkauf oder Nichtverkauf still und ruhig austragen kann.

Ein Tisch, ein Stuhl und eine Feder — genug für den Dichter, wenn er dichtet! Göthe hat auch nicht mehr gebraucht; Camoëns hat nicht so viel gehabt und Homer vielleicht mit dem Bettelsack auf den Schultern den Bauern der sieben Inseln seine Epen vorgetragen. Zum Dichten bedarf es allerdings nicht mehr, als zum Leben; der Jammer der Menschheit und der eigene fühlt sich auf einem Strohsessel so gut, als auf einem Divan des Herrn August Lewald. Der wahrhaftige Dichter dichtet, weil er muß, und macht um einen Kreuzer keinen schlechteren Vers, als um eine Guinee.

Das literarische Provisorium in Deutschland hat aufgehört, die gegenwärtige Produktionslust hat bereits die schönsten Blüthen getragen, und verspricht in naher Zukunft noch herrlichere. Der Herr sendet immer wieder seine Tröster, und die deutsche Literatur ward ohne und zum Trotz der deutschen Professoren gerettet. Sie ward gerettet ohne und zum Trotz der Buchhändler; sie hat bewiesen, daß zum Dichten nicht viel mehr gehört, als zum Leben. Aber gehört zu einem Hof- und Oberhof-, zu einem Tribunal- und Obertribunale mehr? — Fort mit den Illusionen! Die Poesie leidet wenig, auch bei der schlechtesten Verfassung des Buchhandels, die Poesie nicht, aber der Poet wird dabei beeinträchtigt. Soll es für jede Arbeit den gebührenden Lohn geben, nur für die seine nicht? Soll das Eigenthum und Recht eines Jeden geschützt sein, nur das seinige nicht? Soll man ihm versagen, was man keinem Taugenichts versagt?

Der Nachdruck ist durch bundestäglichen Beschluß aufgehoben, und mit ihm ein großes Uebel. Aber vielleicht nicht das größte, wie wir bald sehen werden. Ich bitte noch einmal recht im Auge zu behalten, daß mit einer Verbesserung des literarischen Geschäftsganges keineswegs zunächst die geistigen Prozente höher steigen sollen, sondern daß nur das Recht des Schriftstellers geschützt, seine Lage unabhängiger gemacht, seinem guten Willen eine größere Verbreitung gesichert werden muß.

Man hat verschiedene, meistens sehr närrische Vorschläge gethan zu Gunsten der besseren Autoren. Schon im Jahre 1836 sprach man in Leipzig von einer Association der bedeutenden deutschen Schriftsteller. Diese Association sollte eine Commission wählen, und diese Commission sollte über den Druck oder Nichtdruck der eingesandten Manuscripte entscheiden; für diese übernähme alsdann der Verein den Selbstverlag. Den Debit besorgte eine Vereinsbuchhandlung mit mehreren Filialen. Es blieb bei diesen allgemeinen Vorschlägen, und man sieht nicht recht ein, was damit hätte gewonnen werden sollen.

Noch unpassender aber ist der von Moritz Veit in Berlin entworfene Plan, der in seiner ganzen Einseitigkeit von dem Stuttgarter literarischen Vereine ausgeführt wird. Der Vorschlag Veits geht dahin: Es soll nach Art der Kunstvereine ein großer deutscher Literaturverein zusammentreten, jedes Mitglied jährlich eine bestimmte Summe zahlen, von dem Einkommen sollte eine Reihe der besten Manuscripte von den besten Autoren angeschafft und herausgegeben werden,

und zwar monatlich wenigstens ein Band, so daß jedes Mitglied für seinen Beitrag einige Werke bekäme, die im gewöhnlichen Wege des Buchhandels das Vierfache kosten würden. Außerdem würde eine bestimmte Anzahl Exemplare mehr, als Theilnehmer sind, gedruckt, diese in den Buchhandel gegeben und der davon eingehende Ueberschuß zur Anschaffung größerer Werke benützt, welche dann jährlich unter den Mitgliedern verloost würden. So wenigstens berichtet ein Ungenannter, allem Anscheine nach selbst Buchhändler, in Nr. 63 der Zeitschrift „Ost und West" vom Jahre 1839.

Der Plan hinkt auf allen Seiten. Der Literatur selbst wird durch keine Vereine, sondern nur durch unsere Genies aufgeholfen. Für die Schriftsteller aber wäre ein solcher Verein ein wahres Unglück.

Erstens übernimmt der Staat die Ueberwachung jeder literarischen oder künstlerischen Association; die officiellen Genies, die sich in Masse zu allen Vereinen herandrängen, würden selten den Muth haben, ein vogelfreies, wie z. B. Börne, unter sich aufzunehmen; manche Richtung der Literatur fände somit keinen Repräsentanten.

Zweitens: Was wäre das für ein großartiger Verein, der, ich will nicht sagen zwölf, sondern etwa blos hundert Bände jährlich in die Welt schicken würde? Welche Engherzigkeit in dem Vorschlag, blos eine bestimmte Anzahl Exemplare mehr, als Theilnehmer sind, unter das Publikum kommen zu lassen, und nicht jedem, der das Buch zu lesen wünscht, den Besitz desselben möglich zu machen? Welches geringe Honorar müßte dem Verfasser geboten werden, wenn

die Aktieninhaber ein Buch um den vierten Theil des Preises, den ein Buchhändler fordern würde, bekämen?

Drittens und hauptsächlich: Wer soll bestimmen, Welches die besten Bücher oder Manuscripte sind? Tot capita, tot sensus! Jeder Theilnehmer möchte Preisrichter sein, und jeder Theilnehmer hätte vielleicht einen andern Geschmack oder Vorliebe für diesen oder jenen Zweig der Literatur. Der ganze Vorschlag hat etwas Chimärisches und nebenbei auch Tyrannisches. Jeder Individualität muß Spielraum und das Recht, sich geltend zu machen, gelassen werden. Nur die freie Concurrenz der Geister nie und nirgends gestört!

Man sieht, Herr Veit war mehr für das Wohl der Leser, als das der Schriftsteller besorgt. Lieber den Eigennutz eines Buchhändlers, als den Despotismus einer literärischen Gesellschaft!

Der angegebene Plan hätte nur dann noch etwas Vernünftiges an sich, wenn für jede Branche der Literatur ein eigener Verein sich constituirte; ein Verein für die Geschichte, ein Verein für die Philosophie, ein Verein für die Lyrik, ein Verein für den Roman, ein Verein für das Drama. Der letztere wäre wohl noch der wünschenswertheste. Auch müßte, wer dem Vereine angehören wollte, das Buch nicht wohlfeiler erhalten, als jeder andere Käufer im Publikum.

Eine solche Association wäre zugleich eine Art von Bevormundung, der kein ordentlicher Autor sich unterwerfen würde. Die größten Schriftsteller waren von jeher gewohnt, ihren eigenen Weg zu gehen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie wollen es alle gewiß auch in Zukunft so halten, und

ziehen es vor, ihre Anerkennung selbst mühsam sich zu erobern, als auf die schwachen Krücken eines Vereines sich zu stützen.

Den politischen Glauben ausgenommen, lasse ich den Genien des deutschen Volkes in geistiger Beziehung ungern etwas vorschreiben. Aber ich stimme für Associationen, sobald sich dieselben zur Aufgabe machen, die materielle Lage der Schriftsteller zu erleichtern. Man soll keine Epicuräer aus ihnen erziehen, aber man soll ihre Rechte so gut wie die der übrigen Staatsbürger wahren.

Der Hauptübelstand im deutschen Buchhandel ist das a conditione Verschicken der Bücher. Es wurde schon von andern Seiten her darauf aufmerksam gemacht, daß der Sortimentshändler eigentlich wie ein anderer Geschäftsmann auf's Speculiren angewiesen sein sollte. Er soll seinen Bedarf vom Verlagsbuchhändler auf feste Rechnung verlangen und kein Buch remittiren dürfen. Sein Nachbar, der Spicereikrämer, muß ja auch von Allem feste Bestellungen machen und alle möglichen Mittel versuchen, Kunden heranzuziehen. Wenn man bedenkt, daß der Sortimentshändler 33—50 Procent erhält, so wird man unsere Forderungen nicht übertrieben finden. Damit fiele auch natürlich das zur Einsicht Versenden der Bücher an Privatpersonen weg. Ich kenne Gelehrte, die mit der ganzen neuen Literatur sich vertraut gemacht haben, ohne je ein Buch zu kaufen, welches etwas Anderes, als das Alterthum beträfe. Wer genießen will, soll auch bezahlen. Verlagsbuchhändler haben mir erzählt, daß oft an 1500 Exemplare von Einem Buche in

wenigen Monaten a condizione verlangt wurden und daß sie vor der Oster- oder Herbstmesse an 1200 remittirt erhielten, unter denen vielleicht keine 200 ungelesen waren. Das ist freilich eine wohlfeile, beeinträchtigende Methode, die man weder in Frankreich noch in England kennt. Würden sich nur einmal die besten Autoren vereinigen und darauf bestehen, daß der Verlagsbuchhändler durchaus keines ihrer Werke, in dem sich auch nur ein Bogen aufgeschnitten fände, zurücknehmen dürfe — dem Unwesen wäre bald gesteuert!

Eine zweiter Uebelstand ist die theure und langsame Versendung der Bücher. Kostspielig ist die Versendung per Post und unerträglich langsam die Versendung per Fuhre. Hier sollte der Staat Etwas mehr thun; ich halte es für seine Pflicht, das geistige Eigenthum unter seine specielle, natürlich wohlwollende, Obhut zu nehmen, und dessen Aus- und Einfuhr möglichst zu erleichtern. Das Postporto für Bücher sollte auf ein solches Minimum herabgesetzt werden, daß man nie nöthig hätte, den weiten Umweg zur Fuhre zu wählen. Fromme Wünsche!

Eine fernere Association wäre am Platz gegen den Nachdruck durch Journale und eine Sorte von ausziehender Kritik, gegen die wir schon zu wiederholten Malen gesprochen haben. Könnten nur die deutschen Schriftsteller, wo es ihre Gesammtinteressen gilt, ihre persönlichen und literarischen Leidenschaften vergessen!

Nun noch ein Vorschlag zu einer Schriftstellerassociation, der, so viel uns bewußt, hier zuerst gemacht wird

und in seiner Ausführung den lauten Dank manches deutschen Originalautors sich verdienen dürfte!

Während ich mit diesem Aufsatze beschäftigt bin, kommt mir die „Revue des deux Mondes“ vom 1. März zu Handen, und ich finde mit halbem Erröthen für mein literarisches Vaterland eine Klage bestätigt, welche die „deutsche Volkshalle selbst auch schon mehr als einmal geäußert hat. Schade, daß sie gerade von einem so mittelmäßigen Autor, wie Marmier, herrührt. Dieser Mensch ist wie ein Schwamm, er reist das ganze Jahr in der Welt herum, und saugt alles Mögliche in sich hinein: hat er aber sein Wasser in irgend einer Revue ausgedrückt, so ist er wieder so leicht, als vorher, und schaut sich Alles wieder so oberflächlich an, als im ersten Jahre seines Schriftstellerthums. Er war mehrere Monate in Deutschland, um unsere Literatur kennen zu lernen; die Journale haben sich viel Mühe gegeben einige Bedeutsamkeit in den Mann zu bringen. Anstatt unsere Dichter zu besuchen, hofirte er nur unseren Professoren, die ihm viel Animosität gegen die neueste Literatur eingeflößt. Er scheint kein Buch derselben gelesen zu haben, weiß aber doch allerliebst nichtssagend über sie zu plaudern. Der Artikel von ihm in der neuesten „Revue des deux Mondes,“ betitelt: Revue litéraire de l'Allemagne, fängt an wie Menzels Literaturgeschichte, die ihm als unser chef d'oeuvres im kritischen Fache vorkommen muß; dann salbadert er im Verlaufe viel über Vielschreiberei, Göthe und Napoleon, hält Halms Griseldis für ein großes Drama und gibt eine Analyse des Stücks, lobt den Guido

Görres über alle Maßen und will uns weiß machen, dessen Storar sei pythischer Weihrauch, entladet sich einiger wohlfeilen Witze gegen Arndt und bespricht weitläufig die schwedischen Geschichten unter Gustav dem Dritten, um seinen Landsleuten einen Begriff von unserer Literatur zu geben.

Und doch — welche Vorwürfe müssen wir uns auch von solchen Leuten gefallen lassen! Welche zum Theil begründeten Vorwürfe! Zum Schaden haben wir nun auch den Spott. Man sagt es uns schonungslos ins Gesicht, daß die deutsche Literatur nicht einmal zu Gottscheds Zeiten vor der ausländischen so auf den Knieen gelegen sei, wie gegenwärtig. Alles sei uns willkommen, von der Ceder an bis zum Ysopzweige. Deutschland übersetze Alles; kein französischer Autor sei so klein, daß er nicht jenseits des Rheins eine bereitwillige Feder fände, die ihn übertrage. Unsere besten Werke erhalten keinen Pardon vor der Kritik; wenn aber ein Buch über den Rhein oder das Meer komme, so ermangeln wir nie, ihm ein Brevet der Geistlichkeit auszustellen. — Es ist hart, so Etwas von einem Ausländer anhören zu müssen! Doppelt hart, wenn man die Folgerungen liest, zu denen er sich nach solchen unwiderleglichen Thatsachen berechtigt glaubt. Wer die junge Literatur so wenig studirt hat, wie Herr Marmier, dem ist es wahrlich nicht übel zu nehmen, wenn er beim Anblick unserer Tag und Nacht arbeitenden Uebersetzungsfabriken auf eine literarische Ohnmacht, auf eine poetische Impotenz schließt; wenn er die schöne Regsamkeit so mancher tüchtigen Geister

im gegenwärtigen Augenblicke mehr für ein schleichendes Fieber, als für schaffende Begeisterung hält. Wer sollte einen so gesunden Kern, als ihn die junge Literatur besitzt, vermuthen, wenn er den Troß der Schriftsteller um jede Schale, die der Wind vom Auslande herweht, sich balgen sieht? Zum millionsten Male: Der Krebsschaden unserer Literatur sind nicht sowohl die Buchhändlerkrebse, als vielmehr die Uebersetzungen; aber um als ächter Patriot unsern Nachbarn Nichts schuldig zu bleiben, will ich sie, ehe ich mit meinem angekündigten Vorschlage herausrücke, noch geschwind durch den Mund eines ihrer anerkanntesten Schriftsteller abstrafen. Es ist durchaus nöthig, etwas weiter auszuholen. — Auf den Gräbern unserer todten Größen beginnen bereits wieder Blumen zu wachsen, und ein geniales, neues Geschlecht wird sie bald, nicht vergessen, aber auf eine Zeitlang in den Hintergrund treten lassen. Nicht so über dem Rhein und dem Kanal. England und Frankreich liegen in einer literärischen Agonie. Mistriß Hemans, Miß Landon, Egerdon Brydges und der Schäfer von Ettrick sind todt. Bulwer scheint, wie Lamartine, eine schlechte poetische Rolle einer guten poetischen vorziehen zu wollen; er fing auch längst an, sich selbst auszuschreiben. Frankreich hat — die akademischen Stylisten lobe, wer mag — nur George Sand und Alfred de Mussset, die noch im Vollsitze ihrer produktiven Kräfte sind: Victor Hugo, Balzac, Janin, der aber eigentlich nie lebte, sind todt. Die vielen Todten, die überhaupt in Paris leben, sind kein Einwurf gegen meine Behauptung. Ich bin auch

durchaus nicht strenger, als die französischen Kritiker selbst. Meinte doch Sainte-Beuve jüngst, Balzac werde seine Laufbahn mit hundert Romanen, die Niemand gelesen, schließen, gleichwie er mit hundert Romanen, die Niemand gelesen, angefangen habe. Man hat von Balzac's Renommée nur die Mitte gesehen, wie man bei gewissen großen Fischen auch nur den Rücken sehe. Er sei aus einem Dichter, qui dérobait les fins mystères, ein docteur indiscret des secrètes maladies geworden. Sehr gut characterisirt! Und doch wird kein Buch von ihm in Deutschland unübersetzt bleiben! Die Franzosen brechen über den größten Theil ihrer gegenwärtigen Literatur selbst den Stab. Namentlich grassirt das Uebersetzungswesen, dem man anfangs eine tiefere, weltliterarische Bedeutung beizulegen geneigt war, dort als förmliche Pest, und die Gewissenlosigkeit der Fabrikarbeiter übersteigt alle Gränzen, selbst die deutschen. Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, unserem Elende in dieser Beziehung gegenüber auch das freundnachbarliche von dem Kritiker, auf den ich schon weiter oben hinwies, von Philarete Chasles zeichnen zu lassen. — Er sagt in einem Aufsatze über die Literatur Großbritaniens Folgendes: „Der Gebrauch, den wir von der ausländischen Literatur machen, ist sonderbar eigenthümlich und vielen Lesern noch ganz unbekannt. Ein Frauenroman, die Reise eines Offiziers, eine Anekdotensammlung fallen zu gleicher Zeit unter das literarische Küchenmesser. Aus diesen Fetzen setzt man denn Gott weis was zusammen und gibt ihm einen englischen Namen. Träfe eine solche Verstümmelung nur

mittelmäßige Produkte, so wäre sicherlich wenig daran gelegen. Aber oft sehr gute Bücher erfahren die gleiche Entstellung; die wundervollen Erzählungen Audubons, sein Leben in den Wäldern u. s. w., dieser wahre Roman eines dem Naturstudium gewidmeten Lebens, eine der besten Schriften unserer Zeit, werden bald demselben verkehrten, beklagenswerthen Spekulationsgeiste zum Opfer fallen. Wer sich mit der englischen oder deutschen Literatur beschäftigt, begegnet bei jedem Schritte unerhörten Verfälschungen. Zwölf Romane von zwölf verschiedenen Autoren werden dem einzigen Verfasser von Trevelyan oder Margarethe Lindsay zugeschrieben, um Käufer anzulocken; Pickwick, unter einen Roman Lord Normanbys gemischt, der Gassenkoth unter die fadeste Süßthuerei, ist ein Werk der letzten Tage u. s. w."

Das Symbol der Waage in der Hand der Gerechtigkeit war mir von jeher ein Dorn im Auge, sobald ich an die Literatur und Kritik dachte. Wenn es hier auf das Gewicht ankommt, so steht Gustav Schilling über Wolfgang Göthe, der Dutzendpolitiker Ernst Münch über einen Justus Möser. Bei den Franzosen hält in der That die Kritik eine Waage in der Hand. Elle ne juge plus, elle pèse, klagt Philarete Chasles. Bände, nur Bände wollen sie; keine Goldkörner, sondern Stücke Blei. Wer zwanzig dicke Bände geschrieben, sei der Mann des Tages; der Verfasser eines mahrattischen oder tscherkessischen Wörterbuches müsse unfehlbar ein Genie sein. Und welche Theilnahme man für die besseren Autoren hegt! Wurde nicht letzten Monat der

unbedeutendste Mensch auf Gottes Welt, ein Herr Florens oder Flourens (die Franzosen wissen selbst nicht genau, wie er heißt,) bei der Bewerbung um einen vakanten akademischen Stuhl dem Dichter der Orientalen vorgezogen? Ein Glück vielleicht für Viktor Hugo, aber eben kein schmeichelhafter Beweis für die literarische Urtheilskraft unserer Herren Nachbarn. Wo der Schriftsteller nach der Quantität, nicht nach der Qualität seiner Werke kritisirt wird, muß es mit der Literatur nicht gerade glänzend stehen. Die Franzosen haben vielleicht bald wieder eine andere, denn eine literarische Rolle zu spielen, und wir wollen mit dem Tadel ihrer poetischen Schätze ihren anderweitigen erklecklichen Verdiensten nicht im Geringsten zu nahe treten. Und — gibt es bei ihnen nicht so viel Tüchtiges? Haben sie nicht auch David, den Bildhauer, dessen Herz so edel, als sein Geschmack fein ist? Haben sie nicht Lamennais? Rührt sich im Schooß der Republikaner nicht manch' gewaltiges Talent, das den Akademikern einst viel zu schaffen machen wird? Das sind aber doch wenig gute Schriftsteller im Vergleich mit der Masse von schlechten. Ich will durchaus keinen Stern von dem poetischen Himmel der Franzosen wegdisputiren, kann aber die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ihre Literatur im Allgemeinen, wie man zu sagen pflegt, auf den Sand gerathen ist. Unsere Leser haben die Ansicht guter Kritiker über diesen Punkt gehört, und werden es nun mit mir unbegreiflich finden, wie der deutsche Büchermarkt doch fortwährend mit Uebersetzungen aus dem Französischen überschwemmt werden kann. Nach solchen Präliminarien wird

auch der Vorschlag zu einer Association deutscher Original-schriftsteller gegen den Andrang von Uebersetzungen, eine Association zur Einschränkung des verdrießlichsten literarischen Handwerks nicht chimärisch befunden werden. — Mag man jubeln oder es beklagen, — das beste Band für die Völker ist der politische Glaube, die Einheit der Gesinnung und des vorgesteckten Zieles. Dieselben befreunden sich gerne, wo sie gleiches Streben oder gleiches Unglück finden. Eine starke Kette solcher Gleichgesinnten zieht sich vom Tajo bis zum Don; sie kennen sich, wenn sie auch einander nicht verstehen. An die Stelle der gegenseitigen Abschließung ist ein Wechselverkehr der Nationen getreten. Nicht Ein Volk, die Welt arbeitet an der Darstellung Gottes, des Ewigen. — Mit der Politik lernt man nur den Kopf, mit der Literatur das Herz einer Nation kennen. Zu dem politischen Wechselverkehr hat sich denn auch der literarische gesellt; nicht nur die Politiker, sondern auch die Poeten geben einander Rede und Antwort in aller Welt.

Uebersetzungen sind, seit der Begriff einer Weltliteratur aufgekommen ist, unabweisbare literarische Nothwendigkeit geworden. Uebersetzungen, wie die der Gebrüder Schlegel oder die des Herrn Gries, wie die Freiligraths, wie das Muster aller Uebersetzungen, die Uebersetzung Byrons von Adolf Böttger (Leipzig, Wigand), wie die geschmackvollen Uebersetzungen August Lewalds oder des verstorbenen Georg Büchger, sind auch dem Sprachkundigen immer willkommen. Aber ich könnte Wunder erzählen von schlechten Uebersetzungen im letzten Jahrzehend! — Eine Uebersetzung soll Kunst-

werk sein, wie der Benvenuto Cellini von Göthe. Das ist das Eine. Das Andere aber ist noch wichtiger denn das Erste, die Möglichkeit, ein Kunstwerk zu liefern, hängt davon ab. Ich meine die Auswahl der zu übersetzenden Stücke.

Wir sollen nicht Alles und Jedes übersetzen. Wo Originalität, Witz, Leidenschaft, Tiefe zu Tage tritt, wo eine neue eigenthümliche Seite eines Volkes sich offenbart das sind Werke, die einer Uebertragung sich verlohnen. Lakaien haben wir im Vaterlande, wir brauchen sie uns nicht vom Auslande zu verschreiben. Und wollen wir blos die Zeit todtschlagen, ist uns mancher geschwätzige Autor in der lieben Heimath recht gerne behülflich. Wozu der „Fuselhumor", ein Ausdruck Levin Schückings, soviel ich glaube, wozu den Fuselhumor eines Boz (Charles Dickens), wenn wir Jean Paul, Börne besitzen, der zwanzig Uebertragungen der empfindsamen Reise und des Tristram Shandy gar nicht zu gedenken?

Die Leihbibliotheken wollen ihr Futter haben, und je wohlfeiler sie dasselbe bekommen können, desto erwünschter ist es ihnen in der Regel. Ihre Leser machen selten hohe Ansprüche und sind zufrieden, wenn sie nur überhaupt Etwas erwischen, das über die Langeweile eines regnerischen Sonntagnachmittags sie hinweghebt. Die vaterländischen Produktionen werden hintan gesetzt, weil natürlich (umgekehrt wie bei Austern und Champagner) die Uebertragungen aus fremden Sprachen billiger sind. Die meisten Uebersetzungen ruiniren Geschmack und Gefühl unseres Volkes, und entziehen den heimischen Geistern vollends den dürftigen Ersatz,

den man ihnen überhaupt zu bieten im Stande ist. Das Erstere ist für mich eigentlich noch niederschlagender, als das Zweite. Ich habe oft und viel nachgedacht, wie sich gegen diese Sündfluth ein Damm bauen lassen möchte; ich habe kein anderes Heilmittel gefunden, als eine Association der deutschen Originalschriftsteller. Engländer und Franzosen lachen uns noch aus wegen der Bereitwilligkeit, mit der wir den Koth aus ihren Ländern in das unsrige herüberschaffen — wollen wir fremdem Hohn und Spott noch länger Gelegenheit geben?

Ich will nur anregen und halte hundert Schriftsteller für tüchtiger als mich, den Plan weitläufiger zu entwickeln. Ich denke so: Auch dem schlechtesten Schriftsteller, dem geringsten Fabrikanten, darf und kann die Hand nicht gebunden werden. Ganz heben wird sich das Uebel nicht lassen, wohl aber unschädlicher machen. Die junge Literatur war zwar noch nicht so glücklich, das Beifallslächeln der deutschen Professoren und Pedanten zu erringen, doch wußten ihre reinsten Repräsentanten wenigstens bei den Buchhändlern und der Elite der deutschen Jugend sich einigen Credit zu verschaffen. Sie mögen zusammentreten und vereint gegen die Uebersetzer und Verleger miserabler Uebersetzungen kämpfen. Und wie, auf welche Weise kämpfen? Zunächst mit Hülfe der Kritik, mit Hülfe eines Journals, das nur etwa einmal alle acht Tage zu erscheinen brauchte und kurze Rechenschaft über alle Produktionen der auswärtigen Literatur ablegte, nur, was wirklich weltliterarisch, bedeutend ist, empfähle und zur Literatur aufforderte. Es entstünde in der Uebersetzung

Concurrenz; die Manuscripte würden dem Vereine zugesandt und der Verein übernähme die Vermittlung der besten Arbeiten an die Buchhändler und annoncirte für die letzteren in dem Vereinsblatte, die und die Uebersetzungen seien zu haben u. s. w. Vielleicht auch anders. Ich will nur andeuten und überlasse spekulativeren Köpfen das Eingehen in das Detail. — Blos noch die Frage: Würde, wenn eine solche Association zu Stande käme, nicht weniger, würde nicht gewissenhafter übersetzt? Würde nicht jeder ordentliche Mensch, jeder ordentliche Buchhändler gern von einem Vereine der besten Köpfe Deutschlands sich berathen lassen? Man mache einmal den Versuch!

Außer dem literarischen Verein in Stuttgart, der nur die Vergangenheit wiederkäut, existirt bis jetzt erst nur Eine Schriftstellerassociation, die Sociètè des gens de lettres, in Paris, deren Präsident Balzac ist. Ihr Zweck ist ein rein materieller; sie wird, — auch ich erwarte von einem Vereine nicht mehr — weniger der Literatur, als den Schriftstellern auf die Beine helfen, die freilich in Frankreich meistens schon in glänzenden Verhältnissen leben. Die Association wurde gestiftet, um den Plünderungen, welchen die französischen Literaten hinsichtlich ihrer geistigen Leistungen vorzüglich durch die kleinern Journale Preis gegeben sind, sich entschieden dadurch entgegenstellen, daß sie, stark durch die vereinigten Kräfte, jeden derartigen Dieb und Nachdrucker von der competenten Behörde verfolgt und durch richterlichen Spruch zu angemessener Entschädigung zwingt. Arago, Alexander Dumas, Victor Hugo, George Sand, Viardot u. A. sind

Mitglieder. Das erste Zeichen der Existenz des Vereins der Schriftsteller ist die von ihm herausgegebene Sammlung von Novellen, Romanen, Gedichten u. s. w., Babel genannt. „Alle Namen, selbst die berühmtesten und bekanntesten, welche beisteuerten, haben es unentgeltlich gethan“ versichert uns Balzac in der Einleitung. Wenn aber derselbe Schriftsteller zugleich versichert, besagter Verein gehöre zu den Associationen, welche vom Herzen ausgehen und diese Polizei gegen den innern Nachdruck sei nur als ein flüchtiges Nebenereigniß zu betrachten, der Grundgedanke habe eine ganz andere Höhe, eine ganz andere Würde, und man habe durch die Hülfsmittel der Vergesellschaftung dem Elende der Vereinzelung unter die Arme greifen wollen, damit die Opfer eines ersten Aufschwunges einen sichern Ort fänden, um ihre Flügel auszuruhen — so muß ich stille lächeln, und mit mir gewiß Jeder, der die zweifelhafte Lage der gegenwärtigen französischen Literatur und den Egoismus ihrer Heroen kennt. Ich möchte schier glauben, die Association sei mehr vom Beutel als vom Herzen ausgegangen.

Leichtere Waare kann Einem wohl nicht geboten werden, als in den zwei ersten Bändchen dieses Babels, das übrigens der Professor „O. L. B. Wolff“ mit Fleiß und Sorgfalt übertragen hat. Interessant aber nicht sehr poetisch ist der „7. August 1829 von Victor Hugo,“ eine Unterredung mit Carl X. über das Verbot, das Drama „Marion Delorme“ aufzuführen. Nur eine Stelle wollen wir nach der censirten Leipziger Uebersetzung mittheilen:

Ein Dach ist die Censur, ein schlechtes, schlecht gefügt,
Bereit stets, auf die Häupter, die es schützt, zu fallen.
Ein unvorsicht'ger Hauch hat leicht, o Sire, vor Allen
Den Herd, anstatt zu löschen, von Neuem wild entflammt,
Und macht die Kunst, die leuchtet, zu einer, die da flammt.

Ein Jahr später konnte Carl X. in Holirood an Victor Hugo denken!

Deutsche Lyrik.

„Unsinn, du siegst, und die Kritik muß untergehn!"
Schillers Jungfrau von Orleans.

Was kann man an schönen Märztagen, den Vorläufern des Frühlings, besseres thun, als nichts, oder einen Band lyrischer Gedichte lesen? Also schickte ich in den Buchladen, und was man mir zurückbrachte, waren nicht weniger als drei Sträuße verschossener Veilchen. Die ersten sandte mir Adolf oder Ado Peters; nicht so verblümt gesprochen: das erste Buch, das ich heute beurtheilen will, sind Gesänge der Liebe von Adolf Peters, deren Verlag die Waltersche Hofbuchhandlung in Dresden so unglücklich war, zu übernehmen.

Ich besinne mich immer lange, ehe ich es wage, einen Lyriker zu kritisiren. Man beleidigt auch bei dem Vernünftigsten in der Regel zwei Personen, die Person, welche die Verse macht, und die Person, für welche die Verse gemacht werden, den Dichter und seine Geliebte. Und nun vollends Gesänge der Liebe! Da muß man mit einiger Galan-

terie todtschlagen! Wozu auch Herkuleskeulen für Schmetterlinge?

Herr Adolf Peters wird bestimmt ein Dichter, wenn er wieder auf die Welt kommt! Wäre ich Wolfgang Menzel, so könnte ich mit dieser Versicherung meine Kritik schließen. Als Nichtabgeordneter habe ich etwas mehr freie Zeit und gute Laune.

Herr Adolf Peters hat die Stimmung, die selbst einen deutschen Professor, am ersten Mai oder wenn er verliebt ist, überkommt. Er ging an einem schönen Frühlingsmorgen spazieren und überraschte sich mit der Entdeckung, daß die Sonne scheine und der Thau wie Diamanten blitze; das letzte Bild war vielleicht in der deutschen Literatur noch neu und Adolf Peters sprach schmunzelnd selbstgefällig zu sich: Ich bin ein Dichter! Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, und das Mädchen hatte blaue Augen, und er war so kühn, an den Himmel zu denken. Willst du mich? sprach Adolf Peters. Und das Mädchen sprach: Ich will dich. Und Peter war glücklich und sprach: Ich bin ein Dichter! Hätte das Mädchen nur zwei Tage mit ihrem Jawort gezögert, Herr Peters wäre etwas unglücklicher und etwas poetischer geworden.

Man kann sein Leben lang in einer dichterischen Stimmung sein und doch kein gutes Gedicht zu Stande bringen. Ein Gedicht muß Hand und Fuß, muß Gestalt, muß Etwas, das man greifen und packen kann, haben; es ist noch gar

weit von dem süßen Aufgelöstsein und Verwehen der Seele ins Blaue bis zur ächten poetischen Concretion! Die blos dichterische Stimmung macht noch keinen Dichter, sie macht nur einen guten Leser dichterischer Produktionen. Auch Herr Peters ist vielleicht ein wünschenswerthes Publikum und ein feiner receptiver Geist; zur Produktion aber werde ich ihn so lange nicht aufmuntern, als er mir nicht beweist, daß er seine Gefühle zu concentriren versteht, so lange er noch, was für eine Linie zureicht, in ein paar Dutzend Verse zerfahren läßt. Er sagt entweder zu viel und verwässert dadurch einen artigen Einfall, oder er sagt drei, vier Seiten lang gar Nichts, müht sich schweißtriefend ab, das Zauberwort aufzufinden, und findet es nicht. Er will Etwas, und weiß doch nicht was. Ich will ihn nur an die Sehnsuchtsklage (S. 39), die Ergebung (S. 45), Wiedersehn (S. 56), Abendschein (S. 79), Tragische Liebe (S. 114) und das ganz unbedeutende Gedicht Ihr Name (S. 75) erinnern. Der Gedanke in dem Lied an die Dankbare (S. 131) mußte, wenn er von Wirkung sein soll, epigrammatisch ausgeführt werden.

Ich habe mich in diese Kindereien vertieft, weil am Schlusse des vorigen Jahres die „Zeitung für die elegante Welt" dem jungen Dichter bereits ihren Weihrauch streute. So versuchte ich denn auch, aus vier Versen des Herrn Peters einen zu machen, und glaube, die Pointe ist hierdurch weit schärfer geworden. Herr Peters singt:

Küssest mich um meine Treue?
Schönste, sie ist dein Verdienst!
Immer warst du eine Neue,
Wenn du wieder mir erschienst.

Deine Anmuth, Huld und Schöne,
Stete Lust und Lieblichkeit
Raubten Zauberblick und =Töne (!)
Allen Mädchen nah und weit.

Magst du jetzt der Lilie gleichen,
Wirst zur Purpurnelke bald,
Wandelst so aus Floras Reichen
Dich in jegliche Gestalt.

Kann die Zweite mir gefallen,
Reizte mich die Dritte noch?
Wirst du Einz'ge doch zu Allen,
Und die Einz'ge bleibst du doch!

Ich habe, mit Weglassung der Floren oder Nelken, das kurz so gegeben:

Küß' mich, Liebchen, nicht um meine Treue!
Meine Falschheit nur sei dein Begehr!
Täglich, täglich bist du eine Neue,
Wär' ich treu, ich liebt' dich längst nicht mehr!

Das Gelegenheitsdichten ist allerdings die Probe des Dichters, und es ist die Gabe des Genies, auch aus dem Gewöhnlichsten einen poetischen Funken herauszuschlagen. In so fern wollten wir es nicht schelten, das Herr Peters oft die ordinärsten Situationen zwischen sich und seiner Geliebten zum Vorwurf gewählt, so wenig Deutschland dabei profitiren mag — tadeln aber müssen wir dies Unterfangen, weil er nicht im Stande war, jene Situationen auf dichterische Weise ihrer Bedeutungslosigkeit zu entnehmen, und tausend und eine Sünde gegen den guten Geschmack beging. Was sollen um Gotteswillen Gedichte wie das folgende?

Sie schürte das Feuer mir im Kamin,
Und als ihr die Flamme in's Antlitz schien,
Entglomm sie zum blendenden Lichtrubin.

So schürte die Gluth sie mir im Gemüth,
Und seit sie mein Liebesfeuer umsprüht,
Erscheint sie dichterisch angeglüht.

So muß sie nun strahlen, die rosige Frau,
Im Glanze der Dichtung, den Enkeln zur Schau,
Gleich einem Gemälde von Gerard Dow.

Ob ich nicht gelogen habe? Nein — wahrhaftig, so ist buchstäblich auf Seite 148 zu lesen! Hat unsere Jugend nichts Besseres zu thun?

Von prosaischen Wendungen wimmelt es, z. B. (Seite 160).

Ich will dich trösten, wenn dir Hoffnung fehlt,
Und geistig dulden, was dich leiblich quält!!

Wer aber das verwirrte Sonnett Seite 157 versteht, dem will ich mein Amt als Kritiker gerne für immer abtreten. Da meinen die Herrchen, wenn sie sich nur etwas überhirnisch, verrückt und herzbrechend anstellen, so sei Alles abgethan. Aber auch das Herz hat seine Logik. —

Wo kein dichterischer Beruf ist, werden auch die Gefühle stets unwahr, fürchterlich erlogen sein. Und das sei meine letzte, aber nicht schwächste Rüge! Was hätte wohl Byron zu einem Verse gesagt, der also schließt:

Und könnt' ich sie nur in den Himmel heben,
Gern sänk' ich selbst zur Höllenglut hinab!

Wer wirklich liebt, resignirt nicht so großartig. Verdammt oder selig mit einander — voilà tout!

Das zweite Buch, das mir einige schöne Stunden verdarb, führt den Titel:

„Marienkranz, geflochten von Eginhard." Leipzig 1840, in Commission bei Bernhard Tauchnitz jun.

Daß ich es hier mit keinem Dichter zu thun habe, ward mir sogleich aus dem Register klar. Marienkranz! Es werden nämlich alle möglichen Marien in der Welt in dem Buche besungen: Maria, Mutter Jesu; Maria von Burgund; Maria von Ungern; Maria Stuart; Maria Bücher; Maria Fondanges; Maria Ypsilantis u. s. w. Ohne Zweifel ist der geistvolle Verfasser selbst in eine Maria verliebt. Wie kann ein Dichter eine solche Geschmacklosigkeit begehen und auf alle Marien in der Welt Verse machen wollen! Gibt es etwas Tolleres? Schade um den guten Druck und um das gute Papier!

Die Phantasie des Verfassers zeigt sich schon im ersten Gedichte auf's Herrlichste. Maria, die weiße Lilie (jede Maria hat nämlich zugleich einen Blumennamen und alle Gewächse der Erde wurden zu diesem Zwecke geplündert), fängt also an:

Ein schlank gebauter Riesentempel streckte
Sich hoch empor, weit über Erd' und Luft —

Und Luft? Ich habe mir das mit dem besten Willen nicht vorstellen können!

Nicht minder treffend sind die Gleichnisse dieses neuen Homer. (S. 112.)

Das eben ist der Fluch des Irdischen,
Daß seine Wonne, schwindelnd hoch getrieben,
So wie der Stein des Thraziers Sisyphus,
Durch ihre eigne Schwere rückwärts rollend,
Den Jammernden in ihrem Sturz begräbt,
Der jauchzend sich mit ihr zur Höhe schwang.

Entweder weiß der Herr Verfasser nicht, wie Sisyphus schwitzt, wenn er den Stein hinaufrollt, und wie er durchaus nicht jauchzend mit ihm sich zur Höhe schwingt, oder hat er keinen Begriff von der Anwendung des Gleichnisses, daß er in einem und demselben Satze sagen kann, die Wonne sei wie der Stein des Sisyphus und: der Jammernde habe sich jauchzend mit ihr zur Höhe geschwungen.

Man muß die Sudler, die den Tüchtigen den Weg versperren, zuweilen züchtigen. Wer noch keinen Satz construiren kann, mache auch keine Verse. Wie mag man nur in die Welt hinausschreiben (S. 174):

Diese Gegend ist mein Leben,
Das ein ew'ger Schmerz durchkriecht, (!)
Wuchernd mit Polypenarmen
Sich in's tiefste Mark verflicht.

Das „der" vor „wuchernd" wegzulassen, ist doch mehr als poetische Lizenz.

Das Gehör unseres Poeten ist nicht besser. Welche Folter, einen Vers lesen zu müssen, wie (S. 218):

Es lebt der Frühlinge Ahnung in ihm,
Doch wehe, wenn sie ein **Wahn nur**,
Es raset noch immer des Gießbachs Grimm,
Und Wunden zeichnen die **Sturmspur**!

Abominabel ist endlich die politische Gesinnung (S. 58). Aufgepaßt!

Maria! (von Ungern)
Es fehl' in deinem Kranze nicht eine Huldigung.
Auch jene nicht, die herrlich erglänzt und allgemein — (!)
Wo noch die Herzen glühen, von argem Wünschen rein,
Wo noch die Geister denken, befreit vom Gleichheitswahn. —

Spricht der Herr nicht wie ein Hofrath?

Ein anderes Bild!

Gedichte in hochdeutscher, oberbaierischer und pfälzischer Mundart, von Franz von Kobell.

Mancher Spaß in den zuletzt aufgeführten Dialekten, aber weder in den komischen, noch in den ernsten Gedichten Poesie. Ich habe von dem Buche weiter Nichts zu sagen, als daß die letzte Piece in demselben „der unglückliche Dichter“ überschrieben ist.

Wenn uns der Frühling im Gebiet der Lyrik nichts Schöneres bringt, so sind wir dies Jahr schlecht berathen.

Vermischte Schriften.

Gutenberg oder Geschichte der Buchdruckerkunst von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart. bearbeitet von Otto August Schulz. Eine Festgabe für jeden Gebildeten zur vierten Säcularfeier des Typendruckes. Mit 8 Holzstichen.

Wie nur so viele tausend Compendien um das richtige Schlagwort der nachmittelalterlichen Geschichte sich abmühen mögen — die bewegenden Principien der ganzen Neuzeit sind einfach Pulver und Blei. Das erstere Princip, das Princip des Schießpulvers, wird seinen Zweck erfüllt haben, wenn es sich so wenig als möglich mehr geltend macht und zu machen braucht; wenn etwas den ewigen Frieden knüpft, so ist es eben das Schießpulver. Es hat das Morden so erleichtert, daß man endlich die Lust an demselben verlieren muß. Das zweite Princip, das Princip des Bleis, die Buchdruckerkunst hat dagegen die schönste, thatenreichste Zukunft nicht hinter sich, sondern vor sich. Bis jetzt war Alles noch Blüthe, und die Frucht steht zu gewarten. Nicht Gold,

sondern Blei wird die Welt regieren und in den Fugen halten, daß sie nicht lieblos auseinander fällt. Die Presse wird ihre Bestimmung erst erreicht haben, wenn sie nicht mehr constitutionelle, sondern absolute Herrscherin ist. Die blühendste Incarnation des Volksgeistes ist die Literatur, und diesem Geschäfte der Incarnation darf nicht störend in den Weg getreten werden. Die sich drängenden Gutenbergsfeste haben eine tiefe sociale Bedeutung, und sind mehr als Huldigungen, die man der bloßen Persönlichkeit eines großen Mannes darbringt. Uns allen schwebt die Frage einer glücklichen oder unglücklichen Zukunft auf den Lippen. Sie wird sich nur als Seufzer Luft machen dürfen; unsere pythagoräische Staatseinrichtung wird schon für Schweigen sorgen!

Die Buchdruckerkunst ist Miterbin der Unsterblichkeit für unsere großen Geister geworden. Karl Ottfried Müller in Göttingen schrieb auf den Würfel der Thorwaldsen'schen Gutenbergsstatue zu Mainz: **Artem, quæ Græcos latuit latuitque Latinos, Germani solers extudit ingenium. Nunc quidquid Veteres sapiunt sapiuntque Recentes, non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.** (Die Kunst, die Griechen und Lateiner nicht kannten, hat deutscher Forschergeist erfunden. Alte und neue Kunst und Wissenschaft sind nun nicht mehr das Eigenthum einzelner, sondern aller Völker.) Das ist es: Ich kann seit Gutenberg die **Welt** in den Besitz meines geheimsten Gedankens setzen; jedem Hauch der einzelnen Brust ist die Möglichkeit gegeben, die Runde durch den Aether der Menschheit zu machen.

Wer die Buchdruckerkunst, den Typendruck erfunden hat, wo sie erfunden worden ist, dieser Streit hat für mich einen symbolischen Sinn! Wie schön ist der Wetteifer so verschiedener Nationen, die für unser Geschlecht heilsamste Erfindung für sich vindiciren zu wollen! Den ersten Ring an der Sklavenkette der Menschheit brach der Mainzer Bürger Johannes Gutenberg.

Schon drei Mal, zum letzten Male im Jahre 1740, wurde das Jubelfest der Erfindung des Typendrucks begangen. Wir werden in dankbarer Erinnerung an den Unsterblichen die vierte Säkularfeier in diesem Jahre begehen. Bereits kommt ein Schriftsteller nach dem andern herbei, um ein paar Blätter zu den Füßen des Erfinders niederzulegen. Manche Trivialität mag mit unterlaufen — wir wollen der rühmlichen Absicht wegen Nachsicht mit der Schwäche der Hand oder des Geistes haben.

Ich möchte Worte niederschreiben, für deren Druck mir Gutenberg leider keine Offizin hinterlassen hat; Worte, die — — Worte bleiben würden! — Das behindert mich indeß nicht, auch Werke, die mehr die materielle Seite der Buchdruckerkunst betreffen, willkommen zu heißen. Zudem, welche Verwandtschaft zwischen den Holzstichen und prächtigen Initialen der Herren Denning u. Fink in Pforzheim und der Schedel'schen Chronik Anton Koburgers in Nürnberg! (1430.) Verdient nicht auch die materielle Seite in einer Zeit Aufmerksamkeit, wo man seit der Erfindung der Metall-Ektypographie sogar für Blinde zu drucken angefangen hat.

Eine sehr klar und anspruchlos, mit vielem Fleiße geschriebene Geschichte der Buchdruckerkunst oder des Typendrucks ist die vor uns liegende des Herrn Otto August Schulz.

Die Frage der Erfindung selbst wird mit Recht möglichst kurz abgemacht und dahin bereinigt, daß die Ehre der Erfindung überhaupt Gutenberg, die Ehre der Erfindung der Schriftgießerei Peter Schöffer zuerkannt wird. Hauptinhalt des Büchleins ist die Vervollkommnung des Typendrucks und Verbreitung der Buchdruckerkunst.

Die Verbreitung derselben über die ganze Erde ging unglaublich schnell von Statten. Wir kennen schon im ersten Jahrhunderte der Erfindung in mehr als 170 bedeutenden Städten Druckereien. Nach Italien wurde sie bereits im Jahre 1463 durch zwei Deutsche, Arnold Pannarz und Conrad Schweinheim, gebracht, und, ohne daß er ahnen konnte, welcher Hebel der Reformation sie werden sollte, vom Papste Paul II. auf's Kräftigste unterstützt. In Venedig zählte man im Jahre 1500 nicht weniger als zweihundert Druckereien.*) Nach Europa trifft man die Buchdruckerkunst am frühesten im Amerika, 1550 in Mexico, 1586 in Lima. Gegenwärtig hat Nordamerika, trotz dem, daß es noch keine Literatur besitzt, verhältnißmäßig mehr Druckereien, als jedes andere Land.

---

*) Leipzig hat in diesem Jahre 23 Druckereien, worunter allerdings mehrere mit 20—40 Pressen.

Die Buchdrucker waren in den ersten Zeiten immer bedeutende Gelehrte, Verleger und Herausgeber oder Verfasser zugleich. Verleger, sage ich ausdrücklich, denn die Buchdrucker vertrieben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo sich erst Bücherdruck und Buchhandel von einander trennten, ihre Bücher selbst.

Hemmend durch die Censur trat man der jungen Kunst zuerst in Italien entgegen; die Verordnung des Papstes Alexander VI. vom Jahre 1497 ist bekannt. Gleiche Schmach haftet auf den Namen des Mainzer Erzbischofs Berthold. (1186.)

Die erste Form der Typen war die gothische oder semigothische, aus der unsere heutige Fraktur entstanden ist; das erste Format war Folio, das erste Werk der Presse die unter dem Namen der 41zeiligen oder Mazarinischen bekannte lateinische Bibel. Die Antiqua wurde durch die bereits genannten Arnold Pannarz und Conrad Schweinheim, die Cursivschriften, das Kolon und das Semikolon durch den Stammvater der Familie Manucci, durch Aldo Pio Manutio, der die ersten vollständigen griechischen Autoren in Venedig druckte, erfunden. Unser hübsches Velinpapier kennt man erst seit François Ambroise Didot, der Vater des berühmten Firmin Didot in Paris, die eiserne Presse erst seit Wilhelm Haas († 1800 in Basel).

In Deutschland herrschte früher große buchhändlerische Regsamkeit. Der Stapelplatz unseres Buchhandels, Leipzig, hatte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zwölf Officinen;

eine der bedeutendsten besaß daselbst ein Konstanzer Magister, Ernst Vögelin († 1578). Vor Allen zeichnen sich aus die Freunde der Reformation: der Drucker der Lutherschen Bibel, Johannes Lufft in Wittenberg, der Drucker der Zwinglischen Schriften, Christoph Froschauer in Zürich, der Drucker der Melanchthonschen Werke, Christian Egenolph in Frankfurt am Main. Wenig Aufmerksamkeit wurde in Deutschland im Allgemeinen auf Typen, Druck und Papier verwandt und hier werden wir von den Platins, Baskervilles und den Elzevieren weit übertroffen. Der Wiederhersteller der Typographie für Deutschland ist Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, und in neuester Zeit Karl Christoph Traugott Tauchnitz, der erste, der eine Stereotypengießerei in Deutschland errichtete († 1836).

Ehre auch den Männern, die für die anständige Gewandung des Geistes das Ihrige gethan haben!

II.

Schillers erste, bis jetzt unbekannte Jugendschrift: Tugend in ihren Folgen betrachtet. Rede zur Feier des Geburtsfestes der Frau Reichsgräfin von Hohenheim, auf gnädigsten Befehl Seiner herzoglichen Durchlaucht verfertigt, von Eleve Schiller.

Ein guter Autor hat immer seine guten Gründe, warum er dies oder jenes nicht in die Sammlung seiner Werke

mit aufnimmt; vernünftige, billige Nachkommen sollten diese Gründe respektiren. Die ersten Briefe an die Geliebte und die Schulexercitien soll man von Niemanden der Oeffentlichkeit übergeben.

Ich habe geschworen, weil alle Welt über Schiller spricht, aller Welt zum Trotz über ihn zu schweigen und ihn im Stillen um so wärmer zu verehren und vielleicht besser zu erkennen. Wozu denn aus dem Dichter mit Gewalt einen Nichtdichter machen, wozu den Diamant in Kohlenstoff verflüchtigen? — Da hat sich mir doch ein Schriftchen zur Anzeige in den Weg gedrängt. Schillers erste Jugendschrift! Aus seinem fünfzehnten Jahre! Der Titan unter der Ruthe! Das Ideal mit der Schellenkappe! Aber doch schon der ganze Dichter in dieser offiziellen Jugendpredigt! Sie schließt also: „So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt — — Dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — — Dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein — — Dieses Gefühl — —

Erlauchte Gräfin!

Irdische Belohnungen vergehen — — Sterbliche Kronen flattern dahin — — Die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele,

Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche, innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!

III.

Ein Buch mit sieben Siegeln. —

Das ist in der That das Buch mit sieben Titeln, vom Freiherrn von Lupin auf Illerfeld, dem Verfasser der Biographie der Lebenden. Der erste Titel lautet: „der Landbär", der zweite „der grüne Esel am blauen Wasserfall". Unter einem dieser beiden Titel wird die Schrift im Buchhandel zu bekommen sein. Der Verfasser ist ein Freund Jean Pauls, ein launiger Alter, der seine Selbstbiographie zu schreiben wünscht und so galant ist, beim Publikum vorher anzufragen, ob es dieselbe auch zu lesen begehrt. Die idealste Confusion, die man sich denken kann! Mancher treffende Witz, aber auch mancher Hieb in's Blaue! Der Verfasser ist die barockste Sonderlingsnatur von der Welt! —

Robert Burns.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann, in dessen Herzen die Anlage eines reinen Gewissens keimt, die Töne himmlischer Melodien erklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden."

Ein solcher Dichter, nach dem Herzen Gottes, ein Volksdichter, wie ihn der ewige Geist nur selten erzeugt, wurde der Säugling, den im Januar 1759 ein armes Weib im Süden von Schottland aus ihrer vom Sturm zertrümmerten Hütte davontrug. Ob sie nicht gejauchzt haben mögen, die Berge Caledoniens, als die brave Agnes mit dem künftigen Sänger ihrer Sagen vorübereilte? — Wie der Sturm, den Robert Burns über die Taufe gehalten, so ist er das ganze kurze Leben hindurch — Burns starb im 37. Jahre — sein treuer Gefährde geblieben. Wo ein Erlöser ist, fehlt der Herodes selten; die Noth saß mit unserem Dichter immer an Einem Tische. Es wollte ihm mit Nichts recht gelingen, und seine Seele fand für gut, sich noch vor Abend aus dem Staube zu machen. Die Seele eines Kindes und die Seele eines Helden! Weich und fromm, stolz und zürnend! Ein

Herz, das zusammenschlug mit dem Herzen der Menschheit wie mit dem Herzen der Natur! Ein Herz, das den Altar der Gottheit überall fand und überall opferte! Kein Gebilde so zart, keine Thräne so geheim, die Burns nicht erlauscht! Ein unabhängiger Geist, der gebrochen ist, ehe er sich gebeugt hat! Seine Fehler waren nur die Fehler des Schicksals! Sie zergehen wie Schnee an der Sonne vor dem himmlischen Glanze seiner Tugenden. Zeigt mir nur sechs unserer tendenziösen, hofirenden Dichter, die vor diesem ächten ursprünglichen Gemüthe bestehen können, auf die Rang und irdische Hoheit weniger Eindruck machen? Zeigt mir einen König, der reicher wäre, denn dieser Bettler?

Es war lange Göthes innigster Wunsch, Robert Burns möchte der deutschen Nation in einer guten Uebersetzung vorgeführt werden. Vier Deutsche haben sich nun zumal dieser Arbeit unterzogen; wir sind ihnen Dank schuldig, ein solches Stück Natur wird uns köstlich erfrischen.

Wie ist doch Glaube, Liebe und leider auch Geduld so schön, so einzig schön nur beim Volke zu finden! Die erotischen Lieder von Robert Burns sind noch nicht übertroffen. Welche Natur, welche tiefe Gemüthlichkeit, welches Sträuben des Herzens gegen allen äußern Zwang!

Den Hans da von Glenbuskie, sieh',
Den nehme nun und nimmer ich,
Der hat so lieb sein Feld und Vieh,
Daß er nichts übrig hat für mich.

Doch blickt mein Robin lieb mich an,
Für den da laß ich Gut und Blut!
Den einen Blick nicht geb' ich dran
Für Buskie=glen sammt Hab' und Gut.

Für Geld kauft man wohl Pfand und Land,
Für Geld kauft man wohl Feld und Vieh,
Doch ein geliebtes Herz und Hand
Kauft man für Gold und Silber nie.

Sind wir auch arm, Robin und ich,
Der Liebe Last, die trägt sich schon,
Sein Herz macht glücklich ihn und mich.
Hat mehr der König auf dem Thron?

Welche Naivetät, wenn er beschreibt, wie Ein Herz aus zweien wird, oder behauptet, ein Lehrling habe den Mann, ein Meister die Frauen erschaffen, wenn er schildert, wie er vor dem Hause der Liebsten friert! Die Nacht im Gerstenfelde, Hans Gerstenkorn, Findlay, der Gang zum Weber. — Der trübste Sinn erheitert sich, wenn man so Etwas liest:

Nehmt Euch in Acht, geht nicht bei Nacht,
Wenn ihr zum Weber geht!

und

Mit jedem Wurf, mit jedem Schlag
Schifft sich mein Herz mit ein.

Und über all das der lokale Duft ergossen, der immer den ächten Volksdichter beurkundet! Von der Musik gar nicht zu reden! Ich habe die drei Uebersetzungen von Gerhard, Heinrich Julius Heintze und Philipp Kaufmann (die von Freiligrath ist noch nicht ausgegeben) eigentlich nur vor mich hingesungen, nicht gelesen.

Hier hinaus, dort hinaus wandert mein Wille.
Hier hinaus, dort hinaus wandert mein Glück.

und

O pfeif' nur und gleich bin ich bei dir, mein Schatz.

Man merkt, das Ohr unseres Schotten ward nicht immer im Zimmer, sondern in den Schluchten und auf den Höhen der Berge, von der Blüthe, die aufbricht, und den raschelnden Blättern im Herbste gebildet. Manches Lied ist nur ein Seufzer, in eine wundervolle Melodie gebannt, die eine kritische Erörterung begreiflich zu machen im Stande ist.

Das Elend einer Heirath ohne Liebe ward nie rührender geschildert, als in dem Gedichte Alt Robin Gray. Der arme Geliebte ist fort über die See; unterdessen freit der reiche, gute, aber alte Robin Gray, der die Eltern der unglücklichen Jenny ernährt, um die letztere. Ehe ihre Eltern Hungers sterben, entschließt sie sich, einen alten Mann zu heirathen. Der jugendliche Geliebte kehrt zurück, um Hochzeit mit ihr zu machen — welcher Schmerz des Wiedersehens und welches zarte Pflichtgefühl in der Entsagung!

Ein braves Weib zu sein,
Darnach will streben ich,
Denn der alte Robin Gray
Ist so gut gegen mich!

Ein weiterer Hauptgegenstand poetischer Bearbeitung ist für Burns die Klage um den fernen Geliebten, der im Kriege sich befindet, womit sich meistens ein schmerzlicher Vorwurf gegen die Machthaber verbindet.

O weh' euch Mächt'gen, deren Neid
Die Krieger führt zu blut'gem Streit,
Manch' liebend Herz der Lust beraubt,
Vergeltung fall auf euer Haupt!

Dabei aber durchweg die treuste Anhänglichkeit an das Vaterland und der bitterste Unwille über Verrath. Als Schotte ist er ein grimmiger Feind der Whigs.

Hinaus! Whigs, hinaus!
Hinaus! Whigs, hinaus!
Ihr seid ein Sack
Verrätherpack,
Und heckt nichts Gutes aus.

Die Disteln blühten frisch und frei
Und duftig uns're Rosen.
Da kamen die Whigs, wie Frost im Mai,
Knickt alle Sturmes Tosen.

Voll vom Reize der Alterthümlichkeit ist Macphersons Lebewohl. Macpherson war ein berüchtigter Freibeuter in Nordschottland und wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch List gefangen genommen und zu Inverneß hingerichtet. Am verhängnißvollen Baume angekommen, begann er auf seiner Lieblingsvioline die Weise zu spielen, welche seinen Namen „Macphersons Rant" erhalten hat; dann hielt er das Instrument empor und versprach es demjenigen aus seinem Clan, der diese Melodie über seiner Leiche spielen würde. Als Niemand antwortete, zerschlug er am Kopfe des Henkers die Geige in Stücke und stürzte sich von der Leiter. Bravo!

Neben Liebe und Vaterland besingt Robert Burns auch recht lustig den Wein in den Wetttrinken der schottischen Helden. Von dem Einen heißt es, die baltische Flut wanke

nicht trunkener als er, und der Barde, der als Zeuge diesem Wetttrinken anwohnt,

Wünscht einen Weinberg zum Parnasse sich.

Der Culminationspunkt seines Humors ist die „Reise eines Antiquars" in Schottland.

Er theilet auch genau den Schnitt
Von Adams Blätterschürze mit,
Das Schwert, das Abels Hals durchschnitt,
Und thut auch dar,
Daß es zu einem Waidmannsritt
Ein Fänger war.

Burns ist durch und durch, also auch in seinen Bildern ein origineller Dichter. Die vom Schlaf geschlossenen Augen der Geliebten vergleicht er mit einem Schwert in der Scheide, die offenen mit einem Sternenpaar, das ein sinkendes Schiff emporziehen würde. Die Stunden, die er beim Becher zubringt, fliehen wie Bienen, beladen mit Schätzen. Die Ewigkeit seiner Liebe faßt er gar artig in die Worte:

Ich werde lieben dich, mein Herz,
Bis trocken wird das Meer,
Bis alle Meere trocken sind,
Die Sonne schmilzt den Stein,
Will ich Dich lieben, süßes Kind,
Im tiefsten Herzen mein.

Ueber die schon genannten Uebersetzungen hätte ich nur noch zu sagen, daß die von Gerhard classisch, die von Heintze gut, und die von Philipp Kaufmann am wenigsten treu aber auch sehr lesbar ist. Die letztere enthält jedoch über 90 Gedichte weniger, als die von Heintze. Das Lied an die „Feldmaus," „die schmucken Burschen am Gallawasser" sollten nicht fehlen, „Tam o Shanders" Abenteuer findet sich dagegen nicht in der Heintze'schen Prachtausgabe (mit dem Portrait des Dichters).

Corporal und Dichter.

Auf dem Friedhofe San Giovanino in Mailand schlummert seit dem 3. November 1837 eine Hülle, für deren Geist bisher fast nur die wenigen Freunde, die sie zu Grabe geleitet, eine liebende Erinnerung bewahrten. Der Tod war diesmal noch grausamer als gewöhnlich und schien selbst den unsterblichen Theil eines Genius antasten zu wollen, ob dessen früher irdischer Vollendung schon die Wehmuth in den Tiefen der Seele uns erfaßt. Ein Sänger, wie sie selten sind, ein Dichter aus Gott schläft drei Jahre lang den ewigen Schlaf, ehe die Menschheit das kleinste Zeugniß seiner himmlischen Herkunft erhält.

Dichter und Corporal! Apollo in kaiserlich königlich östreichischer Uniform! Welche Laune des Schicksals?

Joseph Emanuel Hilscher heißt die unbekannte Größe, von der ich reden will. Der bekannte August Frankl hat sich das Verdienst erworben, der Welt ein schönes Stück jener inneren Geschichte, jener Geschichte des Menschenherzens, die an Wahrheit der äußeren um Nichts nachsteht, gerettet zu haben. Es werden ihm mit mir Tausende danken.

Der Sohn eines Regimentsprofoßen bei dem Infanterieregimente Nr. 17, hat es Hilscher selbst in seinem Leben auch nicht weiter gebracht, als zum Fourier bei der gleichen Nummer, wenn ich nicht irre. Hilscher sprach und schrieb englisch, las französisch und italienisch, war ein gründlicher Mathematiker, zeichnete gut, hatte tüchtiges Wissen in mehreren militärischen Fächern und dichtete! Er dichtete Verse, die Byron gewiß mit Stolz als die seinigen anerkannt hätte.

Solche Kenntnisse — Herr Frankl rechnet höchst naiv auch das Dichten unter die Kenntnisse — konnten nicht unbemerkt bleiben, ein solches Pfund durfte nicht vergraben werden. Das Vaterland mußte ein Talent dieser Art benutzen. Wer war recht geeigneter, als Hilscher, die Ausgaben für Brod und Gemüse zu verzeichnen, die Tagesbefehle und die Röhrleinsordonnanzen zu kopiren?

O, Hilscher war gewiß ein ächter Dichter, da er dichten konnte, wo er jeden Augenblick aus seinen Träumen getrommelt wurde! Seine Schmerzen sind gewiß lauter, sein beißender Spott ist gewiß verzeihlich, wenn man die äußere Lage dieses Mannes auch nur oberflächlich berücksichtigt.

Wenn unsere vornehmen Herren auch gefühlvoll sein könnten, sie müßten vernichtet werden von der Gewalt des Vorwurfs, der in dem Menschenleben, das wir uns hier betrachten, für sie liegt. Ist das Alles, was ein Graf oder Baron für einen Geist, dem er nicht die Schuhriemen lösen darf, thun kann —, daß er herablassend vor einer stumpfen

Menge Arm in Arm mit ihm herumspaziert? O, diese Helden bei der Toilette — wo sie lieben, wo sie beten sollten, da lächeln sie!

Wollte Hilscher die heilige Flamme in seiner Brust bewahren, so mußte er vor Allem sie schützen gegen den kühlen Luftzug der Gesellschaft, in der er sich bewegte. Er mußte sich umpanzern und umstacheln gegen den Andrang der Brutalität; er mußte sich vereinsamen, wenn er nicht irre werden sollte an sich. „Ich lasse selten tief in meine Brust schauen, mein Stolz verträgt nicht den Zweifel, und es verletzt mich aufs Stärkste, wenn Jemand in mein Inneres wie in eine Gauklerbude blickt."

Diese Worte erklären und entschuldigen hinlänglich die schroffe Stellung, die er, die offene, warme Seele, gegen seine nächste Umgebung einnahm. Eine unglückliche Liebe, der Tod seines besten Freundes waren eben nicht nothwendig, um den Jammer unseres Dichters voll zu machen und sein Herz der ordinären Beschauung zu verschließen.

„Wenn man Gefühle und Gedanken in sich trägt, die von Andern als Thorheit verlacht werden, da ist Zurückhaltung zu entschuldigen." Gleich aber setzt er hinzu: „Doch kann ich mich mit meinen Thränen nicht in einen Winkel zurückziehen, nun mögen sie auch in Gegenwart von Richtern und Spöttern fallen. Die Menschen haben mich nicht verachtet, mir nicht geflissentlich Leid zugefügt, ja mir Gutes gethan nach ihrer Weise; aber sie haben mich viel gelangweilt und mir manches Weh verursacht, und mir für meine vollwichtigen Dukaten falsche Groschen gegeben."

Ihr Pechlin's, ihr Legations- und Hofräthe, wagt es noch, eine eurer faden Linien drucken zu lassen, wo solche Offenbarungen des tiefsten Gemüthes der Welt geboten werden?

Die Brieffragmente, die Herr Frankl der Biographie Hilschers einstreut, sind uns so willkommen, als die besten Linien aus der gesammten deutschen Briefliteratur. Wer so energisch fühlt, wie Hilscher, legt in der Regel die ganze volle Seele in einem Briefe auseinander; Jubel und Verzweiflung werden uns ohne Rückhalt in all' ihrer Herrlichkeit vor Augen geführt. Und ächt ist jede Zeile, die Hilscher geschrieben: das Forcirte, Gezwungene kann so unwiderstehlich nicht ergreifen. „Wie ich lebe? Nun — wie man ißt, ohne Appetit zu haben!“ Die „Hallischen Jahrbücher“ mögen sich immerhin wieder lustig machen, und weit und breit erzählen, wie der arme Mann leider nicht aus seiner Subjektivität herausgekommen sei, wie er sich nicht zu beschränken gewußt habe — uns soll das den Genuß von Hilschers Dichtungen nicht verkümmern.

Hilscher hat uns nur zu wenig von dieser mißcreditirten Subjektivität mitgetheilt. Der Originalgedichte sind in dem starken Bande blos etwa dreißig. Keine Tendenz ist der Inhalt derselben, sondern eine Existenz; es sind Melodien, bei denen man fühlt, daß die Vergangenheit sie verstanden hätte, wie die Gegenwart sie versteht und die Zukunft sie verstehen wird. Kann man einem Dichter mehr Rühmliches nachsagen?

Ein Gedicht „Endymion," so zart, als ob der Mond selbst es gedichtet, und ein zweites, „Francia," ausgenommen, sprühen die Lieder Hilscher's alle heißes, glühendes Leben. „Was uns erfüllt, ist's, was im Lied erklingt," sagt er irgendwo. Hilscher hatte wenig gute Tage und die Welt bekam dafür gute Lieder. Lieder, herzgeborne Lieder, die ein großartiger Versuch zur Emancipation der Lyrik von der Reflexion sind und schon darum unendlichen Werth besitzen. Die Sprache unterscheidet ja auch durch die Namen zwischen Poesie und Philosophie — warum meinen doch so manche moderne Lyriker, etwas Rechtes zu leisten, wenn sie zusammenkuppeln, was Gott getrennt? Euer Herz, wenn es etwas werth ist, nicht euren klügelnden Verstand, verlangt man im Liede!

Die Klage über sein einsames Dasein, über seine ungeschickte Stellung zur Welt erfüllt durchweg die Gedichte Hilscher's. Und wie lieblich duftet noch diese gebrochene Blume! Welch' ein Klang in diesen zwei Versen:

Gebt mich auf und laßt mich fliehen,
Und genießet euer Glück,
Kalte, finst're Arme ziehen
Von den Frohen mich zurück.

Ach! ihr wißt von keinem Leide,
Das verzehrend nimmer ruht,
Wißt es nicht, wie weh' die Freude,
Und wie weh' das Mitleid thut.

Welche Tiefe von Elend in den drei Linien:

Ich muß, ein armer Fremdling, hier im Busen
Den nimmersatten Geier: Sehnsucht! nähren,
Und wie ein Fluch, muß Segen an ihm zehren.

„Man kann nur glücklich sein, nicht werden" — war die höchste Erfahrung, die Hilscher machen konnte. Zuweilen, wenn er von allen Seiten „schroff und kalt" genannt wird, glaubt er einen Aufschluß darüber geben zu müssen. Um zugleich zu zeigen, wie originell die Bilder Hilscher's sind, stehen hier folgende Verse:

Ihr nennt mich ungesellig.

Und bin ich so, so bin ich es mit Recht,
Den ihr seid wie die Wüste, aber kühl.
Mißkennend, was in mir ist wahr und ächt,
Habt ihr gehöhnt, gemißbraucht mein Gefühl.

Ihr habt die Blüthen meiner Brust zerstört,
Und Dornen mir in's öde Herz gesät,
Zu arger Wallung mir das Blut empört,
Und Wolken mir in's Angesicht geweht.

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein.
Was frommt's, mit euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer!

Trifft das, ihr Helden vom Regimente Nro. 17.? —

Wer konnte mehr als Hilscher dazu berufen sein, Byron in die deutsche Sprache zu übertragen? Und er hat in dieser Uebertragung das Höchste geleistet, was in Deutschland im Uebersetzen geleistet wurde. Jetzt erst fühlt man, wie matt selbst die Uebersetzung Byron's durch Böttger ist, die ich schon zu verschiedenen Malen gepriesen! Nur eine verwandte Natur konnte Byron den Deutschen zugänglich in all seiner erschreckenden Wahrheit machen. Verwandt aber war mit Byron, wenn irgend Jemand, so Hilscher.

„Auch ich bin einsam in der Welt gestanden!“

ruft er in der Zueignung an Byron aus, einem Gedichte, wie noch keines an den brittischen Sänger gerichtet worden ist; selbst das berühmte von Wilhelm Müller muß zurückstehen.

Wie ein Komet bist du der Welt erschienen,
Wie eine Sonne gingst du herrlich nieder.

Ja, das ist Byron!

Hilscher hat Byron nachempfunden — und wißt ihr wo? In der Ecke eines Casernenfensters, auf einem Brette, umgeben von dem Lärmen von vielleicht achtzig Soldaten. Wo haben wohl der Baron von Zedlitz den Childe Harold übersetzt?

Außer den Uebersetzungen Byron'scher Poesien finden sich noch welche von Southey, Goldsmith, Thomas Moore, Ariost, Hugo Foscolo (die Gräber). Die Uebersetzung eines Gedichtes von Lamartine ist tausendmal schöner, als das Original selbst.

Gott, sind wir denn so reich, daß du Genien, wie Hilscher, wie Büchner, so frühe aus der Hand wirfst?!

Die Poesie in Oestreich.

I. Lyrik.

Die Propheten gelten nur im Vaterlande, ist man versucht, zu sagen, wenn man einen Blick auf die poetischen und literarischen Zustände Oestreichs wirft. Auch der unbedeutendste Dichter, von dem man im Auslande kaum den Namen erfährt, hat in der Regel dort ein bedeutendes Publikum. Besaß doch selbst Hilscher eine so unerklärliche Pietät, daß ihm auch nie der Gedanke kam, sich neben, geschweige denn über einen seiner poetischen Landsleute zu stellen. Es wird viel, unendlich viel gesungen in Oestreich, aber wie wenig ist darunter, das, man erlaube mir den Ausdruck, die Menschheit so recht packte, in den Tiefen der Gemüther gewaltige Sympathien erweckte; wie wenig ist darunter, das uns, wenn es gut geht, in mehr als eine laue, dämmernde Stimmung versetzte! Freiwillig Verbannte, wie Lenau, wie Anastasius Grün, darf man doch kaum zu den östreichischen Dichtern zählen. Erst der Graf Auersperg, der Kammerherr, gehört wieder der Kaiserstadt an.

Die zwei theuern Namen, die ich so eben genannt, geben den besten Beweis, daß Freiheit und Poesie einen und denselben Boden zum Gedeihen verlangen. In Oestreich aber verlangt das junge Talent, das sich nur mit einiger Wildheit gebärdet, Gefahr, alsbald erdrückt zu werden; für die ungehemmte Entwicklung eines großen Genius, der allerdings und überall nicht blos Gold, sondern auch Schlacken auswirft und auswerfen muß, ist dort keine Stätte. Die Vernunft ist meistens niedergehalten auf der Stufe des hausbackenen Verstandes, das Gemüth wird von den Lyrikern nur in seinen leichten, fröhlichen, höchst selten in seinen ungestümen, aus der Tiefe kommenden Schwingungen erfaßt. Die Helden der dramatischen Dichter spielen wie die Geister Ossians ihre Rollen immer zwischen Himmel und Erde; das phantastische Lustspiel hat darum in Oestreich eine hohe Ausbildung erreicht; Ferdinand Raimund ist sein größter dramatischer Dichter.

Die Ostermesse hat uns mancherlei poetische Produktionen aus Oestreich zugeführt. Von Grillparzer, der so lange geschwiegen, liegen nicht weniger als drei Dramen vor uns. Außerdem hat J. Gabriel Seidl einen Band Gedichte, „Liedertafel" betitelt, und Andreas Schumacher einen östreichischen Musenalmanach herausgegeben. Ein gewisser Johann Langer beehrt uns mit zwei Bändchen dichte, neue Folge.

Wir wollen einmal mit der Lyrik den Anfang machen und unsere obigen Behauptungen theilweise zu erhärten suchen.

1) Liedertafel von Johann Gabriel Seidl. Es möchte schwer sein, aus dieser nicht geringen Anzahl von Gedichten einen durchklingenden Grundton herauszuhören. Dies ist schon ein großer Vorwurf für einen Lyriker; eine Einheit des Gemüthes muß sich auch im Zerstreutesten fühlen lassen. Seidl, glaube ich, ließe das Dichten um ein Billiges bleiben; gewiß wird er von keiner inneren Nothwendigkeit, von keinem Herzensdrange dazu getrieben; er macht wohl mit der gleichen Ruhe Gedichte, mit der er sein Hähnerl verspeist.

Als ich hinausgegangen
In Gottes freie Natur,
Da sah ich Anfangs Hütten
Und Kirchlein und Dörfer nur.

Ist das nicht allerliebst?? Und Seidl hat seinen guten Ruf in Oestreich.

Zwischen Seidl und einem Schneider ist mehr Verwandtschaft, als zwischen Seidl und einem Dichter. Er versteht meisterhaft zu flicken und hat dadurch selbst die der Composition nach artigsten Gedichte, wie „die Eintagsfliege" (S. 119) und „Verschämter Schmerz" (S. 130) widerlich entstellt.

Zerreißt Einem das Geflick in folgenden zwei Versen nicht unbarmherzig das Ohr?

Mein Busen hebt sich wieder froh,
Der böse Zwist verklang,
Die trübe Kummerwolke floh:
Es war ein Uebergang!

Und:

Ein blanker Helm bedeckt sein Haupt
Mit hellem Purpurband;
Den hat er reich mit Grün belaubt,
Des Lebens sich'rem Pfand.

Man vergleiche auch den letzten Vers aus der Schule der Liebe (S. 72). Und wie originell unser Dichter in seinen Bildern ist!

Der Geiger zog den Bogen,
Als schnitt er — — Butterbrod.

O Oestreich, ich beneide dich um deine Naivetät!

2) Oestreichischer Musenalmanach, herausgegeben von Andreas Schumacher. Wir werden doch immer ärmer an dem, was man so eigentlich Lied nennt. Hier könnte denn eben der jetzt viel genannte Robert Burns den Deutschen ein Führer sein; der gedankenvollste Dichter wird nur durch das Lied bei seiner Nation sich einschmeicheln können. Und mit Recht — das Lied ist der Prüfstein für einen

Lyriker! Das Lied, das Lied, nicht diese kühlen, reflektirenden Gedichte, mit denen man uns seit Jahren überschüttet und die es nur mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen zu thun haben! Der steife Paradeschritt eurer mühsam errungenen Sentenzen ist einem Liede gegenüber, was ein deutscher Professor einer Grazie.

In diesem östreichischen Musenalmanache will nun auch gar Nichts ansprechen, und sämmtliche Vögel, die darin singen, sind kleiner als ihr Ruf. Ich kann selbst Uffo Horn nicht ausnehmen, so hübsche Passagen auch sein „Verbannter" enthält. Die Lieder der Liebe von dem Verfasser der Griseldis sind wahrhaft ordinär, und Ladislaus Pyrker hätte nichts Unbedeutenderes aus seinem Pulte hervorsuchen können. Die Epigramme von Bauernfeld sind die Lichtenbergischen Messer ohne Klinge, denen der Stiel fehlt, und ein Freiherr von Boulles hackt ein Gedicht „Zoroasters Gebet" zusammen, das wo möglich noch unpoetischer klingt, als sein freiherrlicher Name. Freiherr Feuchtersleben gibt einen Prometheus zum Besten, der Einem glatt wie ein Aal aus den Händen schlüpft und radotirt wie ein Constitutioneller, nicht wie ein Titan. Man hat an Feuchtersleben die Form gelobt. Worauf sich solch ein Lob gründet, begreife ich nicht. Denn was sind das für mühselige Construktionen.

Geflügelter Genossen meiner Einsamkeit
Geschreckte Schwärme —

zu deutsch: Die geschreckten Schwärme der geflügelten Genossen meiner Einsamkeit.

Der Musenalmanach des Herrn Andreas Schumacher ist ein Arsenal von Prosa. So singt ein Franz von Schober:

Sie heißt Idee, nach der ich stets mich sehne —

Ist der Redakteur oder der Dichter toll?

Derselbe Herr von Schober bewährt sich auch als ein gar origineller Kopf, indem er Sonette im trochäischen Metrum versucht!

Gustav Frank fängt ein Gedicht an:

Das ist das Schöne an der Dichtung!!

und Ludwig August Frank tritt selbst die Gesetze der deutschen Sprache mit Füßen:

Du warst nicht einsam, meine Träume
Und meine Seele war bei dir —

Allerdings darf in der Poesie das Verbum, auch wenn es auf zwei Substantive sich bezieht, im Singularis angewandt werden, sobald nämlich die zwei Substantive auch nur singulariter gebraucht sind. Ist aber auch nur Eines der

mit einander verbundenen Substantive im Pluralis gebraucht, so muß man sich auch des Verbums im Pluralis bedienen. Pfui! ich docire einem berühmten Dichter Grammatik. Ich unglückseliger Pedant!

Der Musenalmanach der östreichischen Dichter konnte nichts Tüchtiges sein — er beginnt mit einem Gedichte eines gewissen Herrn, den wir unter dem Namen Eginhard vor einiger Zeit in unseren Blättern kennen gelernt haben und der es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle Marien in der Welt zu besingen. Es wäre doch natürlicher, als Eginhard einmal eine Emma zu besingen. Aber nein — auch hier, im östreichischen Musenalmanach, muß es eine Maria sein.

Sie sind wirklich klein, die Ansprüche, die man an einen Dichter in Oestreich macht. Da ist ein Johann Langer, der gleich der ersten Auflage seiner Gedichte sein Porträt und Facsimile vorsetzen läßt. Er trägt auch ein Bändchen im Knopfloch — wer er wohl sein mag? Einige launige Gedichte abgerechnet, habe ich blos süßliches, kriechendes, schmeichelndes Zeug gefunden, über das sich gar nicht reden läßt, da es nicht mehr in den Bereich der Poesie gehört. Nur eines Plagiats sei noch erwähnt, das Herr Langer an Usteri's „Schuldenboten" begangen hat. Der „Advokat und der Teufel" des Herrn Langer nämlich sieht dem Schuldenboten Usteri's auf ein Haar gleich.

In einem zweiten Artikel die neueste dramatische Literatur Oestreichs!

Periodische Literatur.

Die Helenen, Rosen, Penelopen, die Vielliebchen, Vergißmeinnicht und Frauenhuldigungen, diese Schooßhündchen der Herren Clauren, Heller, Spindler und Tromlitz, der nun auch selbst schlafen gegangen, haben so ziemlich ihre Endschaft erreicht. Wer sich gründlich überzeugen will, daß die duftende Literatur von Anfang an nur für Kinder und Schwache gewesen, besuche das Museum einer deutschen Universität. Er wird finden, daß es eine reine Unmöglichkeit ist, den Schläger zu führen und die seidenartigen goldenen Blättchen einer Rose oder eines Vergißmeinnichts umzuschlagen. Wie modern zerrissen sehen sie nicht aus! Und doch werden diese Almanache so wenig gelesen. Sie haben alle Achtung verscherzt, die Unglücklichen, und werden allmälig auch den Frauen selbst, denen sie so huldvoll dedicirt sind, unausstehlich. Es war daher immer ein höchst boshafter Witz, wenn man sie, die Almanache nämlich, mit Schmetterlingen, dem Symbol der Unsterblichkeit, verglich.

Das Institut der Almanache an und für sich will ich trotz der tausend Sünden, die sie gegen Geist und guten

Geschmack begangen haben, nicht im Geringsten angreifen. Bei unserer allseitigen Zersplitterung muß es immerhin wünschenswerth erscheinen, wenn jährlich eine Anzahl Freigesinnter unter einer Fahne von zwanzig Bogen und darüber sich freundlich begegnet; aber nicht begegnet, um über Kindereien mit Stutzern und Unmündigen zu verkehren und weiter Nichts als ein Stück Zeit wegzuplaudern, sondern um mit vernünftigen Männern über die Interessen der Gegenwart und Ewigkeit geistvoll zu verhandeln und durch ächte Poesie eine trübe Stunde vergessen zu lassen. Das zu frühe eingegangene Taschenbuch von Karl Büchner, das rheinische Odeon von Hub und Schnetzler, die Musenalmanache, das Jahrbuch der Literatur hegen auch wirklich solche ernstere Absichten und haben sie großen Theils befriedigend zu erfüllen getrachtet. Das Jahr 1840 hat uns eine willkommene Gabe dieser Art gespendet. Ich meine das rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie, herausgegeben von Freiligrath, Matzerath und Simrock, das sich uns, wie das Odeon und das Jahrbuch der Literatur, in sehr schönem, aber soldem bürgerlichem Gewande ohne Purpur, Gold und Gemäldegallerie präsentirt. Es sind, wie schon der Titel errathen läßt, lauter rheinische Dichter, die, einige zum ersten Male, hier öffentlich auftreten. Der Eindruck, den das Buch im Ganzen macht, ist erfrischend und erfreulich; es regen sich darin viel kecke, tüchtige Gesinnungen; es fällt mancher gute Schlag und findet manche neue Herausforderung Statt, wobei wir gern die Secundantenrolle übernehmen. Was mir leid thut, ist, daß die Kritik dem Werthe nach der Pro-

duktion in diesem ersten Jahrgang weit vorzuziehen ist. Am Rhein sollte man meinen, müßten die Dichter glühen und sprühen vor Produktionslust.

Wahrhaft unbegreiflich ist für mich, wie Immermann, der sich in jüngster Zeit so hoch heraufgearbeitet hat, seine eigenen Kräfte so mißkennen konnte. Die Gebiete, auf denen sich der Dichter der Epignonen und des Münchhausen allein mit Sicherheit und Geschick bewegen wird, sind das Drama und der Roman. Lyrisches und Episch-Lyrisches wird ihm immer nur halb oder gar nicht gelingen. Seine Natur ist zu scharf und spitz; sie hat keinen Schmelz. Es war ein unglücklicher Gedanke von Immermann, das schönste Gedicht des Mittelalters (die Nibelungen fallen ihrer ursprünglichen Entstehung nach doch in eine fernere Zeit), Tristan und Isold in moderner Weise zu bearbeiten. Ich möchte sagen, er hat dem Gedichte seine Unschuld geraubt: es ist auch keine Spur von der alten himmlischen Naivetät übrig geblieben. A. A. L. Follen hat im Manuscripte gleichfalls einen großen Theil von einer Bearbeitung dieser lieblichsten der Sagen vollendet. Hierin ist denn Duft und Klang. Ich glaube Immermann selbst, wie alle unsere Leser zu verbinden, wenn ich mit Erlaubniß Follens den Anfang seines Romans von Tristan und Isold hier mittheile. Tristan und Isold ist ein Gedicht, das mit allen Sinnen gelesen werden will, und das scheint Follen in seiner melodischen Bearbeitung recht tief gefühlt zu haben. Man vergleiche einmal das Vorspiel Immermanns, das, wie nicht

zu läugnen ist, einige sinnige Passagen enthält, mit dem einfachen Vorspiel Follens*). —

---

*) Es tönt ein Sang aus alter Zeit:
Von Leid und Lieb, von Lieb und Leid,
Von Seligkeit in Seelennoth,
Von leidem Leben und liebem Tod,
Von wonnevollen Thränen,
Von nie gestilltem Sehnen.

Er sagt von einer Rebe,
Die hat ihr fest Gewebe
Um eine Ros' gewunden;
Wie arg des Dornes Wunden
Die Rebe weinen machen,
So süß ihr die Rosen lachen.

Sie wachsen aus einem Grabe,
Da trinken sie Glut und Labe!
Am Tag die Sonne, Thau bei Nacht; —
Dort sind die Sehnenden heimgebracht,
In Einem Grab ein Weib, ein Mann:
Tristan-Isold, Isold-Tristan.

Lang sogen die beiden Herzen
Den süßen Trank der Schmerzen:
Bis aus der Minne Scherzen
Flammten die Todeskerzen.

Der Epos scheint mir in dem rheinischen Jahrbuch durchweg schlecht berathen. „Wittich, Wielands Sohn,"

Wer da trank den Kelch der Minnen,
Dem brennen die wunden Sinnen:
Bis schlackenfrei von innen
Des Goldes Ströme rinnen.

So weinen im Lenz die Reben.
Im Herbste Gold zu geben;
So bricht aus der Rose Schoos ihr Gold:
Isold=Tristan, Tristan=Isold.

Wer hat dein Zauberbuch gelesen,
O Minne, du allergeheimstes Wesen?
Du bist noch heute, wie du gewesen:
Unser selig Sterben und tödtlich Genesen!

Woher, du seeleberauschter Duft,
Woher, du Blitz aus heiterer Luft?
Woher du Ruf, vor dessen Bann
Kein Wille besteht, kein Weib, kein Mann? —

Eh' aller Zeiten Beginn begann,
Hast du geschieden Weib und Mann;
In deines Kelches Spiegel sodann
Erkannten sich wieder — Isold, Tristan.

von Karl Simrock, steht dem vor sechs Jahren erschienenen „Wieland der Schmidt“ sehr nach, sowohl was die Composition, als die Ausführung im Detail anbetrifft. Unterhaltend wird die Geschichte, das läßt sich voraussehen. Wer nur auch damit und damit allein zufrieden sein könnte! Simrock, wie Wackernagel, der durch seine öffentliche Erklärung für die letzte Züricherrevolution alle Gutgesinnten sich entfremdet hat, haben etwas Kühles, Frostiges; Anerkennung ihres Sprachforschtalentes, formeller Reinheit und Glätte wird man ihnen nicht versagen; tiefere Sympathien werden sie schwerlich je für sich gewinnen. Die Söhne der Zeit stehen ihnen fern, wie sie selbst der Zeit ganz ferne stehen.

Auch den Geschmack Simrocks möchte ich nicht unbedingt loben, wenigstens mußte ich laut auflachen, als ich den Riesen Widolf in „Wittich, Wielands Sohn“ folgendermaßen intoniren hörte:

Es ist ein Wink von oben, daß wir uns vorbestimmt.

So laßt mich uralte Adams-Geschichten
Mit neuem, getreuem Wort berichten
Und manche wunde Brust beschwichten;
Denn — unser Leben ist dieses Dichten!

Follen.

Und dieser Widolf frißt Wölfe und Schweine ungebraten mit Haut und Haar auf.

Freiligrath hat, wie zu erwarten stand, aus Shakespears Venus und Adonis dreißig Stanzen mit großem Geschick übersetzt. Trotz der phantasievollen Durchführung wollte uns hingegen die Vergleichung seiner Poesie mit Rolands Hüfthorn in dem einzigen Originalgedichte, welches das Jahrbuch von ihm mittheilt, nicht gefallen. Die Pietät hält Einen ab, an einem so entschiedenen Talent, wie Freiligrath, viel zu meistern, — möge er der schon von vielen Seiten her an ihn ergangenen Mahnung Folge leisten und nach und nach zu einer größeren Einfachheit und Ungesuchtheit sich bekehren. Ich wünsche das in seinem und der deutschen Poesie Interesse.

Keck, frei, stolz, mit prophetischen Anklängen, tritt uns Matzerath entgegen; solche Gesinnungen, ein solches Talent müssen sich bald Bahn brechen. Die „Irrungen der Liebe," eine Novelle, vielleicht die erste, von Matzerath, ist künstlerisch verfehlt, ohne Handlung, ohne spannende Situationen, aber eine Niederlage goldener Gedanken. Es offenbart sich hier ein Gemüth, dem man mit rechter, ungeheuchelter Liebe entgegenkommen muß. Wie wahr sind folgende Sätze! Wer wollte sie nicht gerne unterschreiben?

„Wir bedürfen keine Poesie der Täuschungen mehr, der Schwärmerei, des mystischen Gefühles, überhaupt des Unfaßbaren, sondern wir wollen eine Poesie der Wahrheit und der Gegenwart, die eben darum eine der Gegenwart ist, eine

Poesie, die uns die sittliche Schönheit der Geschichte zur Anschauung bringt, jene höchste Harmonie des Lebens, welche nicht mehr der Friede des Kindes, aber der des Mannes, und durch alle Entzweiung zum heitersten Bewußtsein ihrer selbst gereift ist. Möglich wohl, daß diese Poesie im festen Umriß, in classischem Faltenwurf, überhaupt in gewähltem Styl der Form nicht völlig jene Höhe erreicht, auf die der Grieche die Antike gestellt hat; wir sind, mit dem Dichter zu reden, viel zu alt, um nur zu spielen. In Höhe der Gesichtspunkte jedoch, in allseitiger Auffassung, in geistiger Bewegung und Durchdringung des Lebens wird diese Poesie ihre Vorgängerin unendlich überflügeln, sie wird sein wie das Südmeer, tief aber krystallenklar bis auf den letzten Grund dieser Tiefe!"

Nach solchen Ansichten ist auch der Aufsatz „Moderne Romane" geschrieben, dessen Verfasser ohne Zweifel Matzerath ist. Wir hätten hier in Manchem zu widersprechen, verschieben dies aber, bis wir den fraglichen Gegenstand, die Romanliteratur der jüngsten Zeit, selbst näher berühren. Es drängt uns, zu dem Aufsatze Herrn Püttmanns „Ueber die neuesten Kunstschöpfungen, insbesondere der Düsseldorfer Schule" überzugehen und eigene Bemerkungen daran anzuknüpfen.

München oder Düsseldorf? Rückschritt oder Fortschritt? Ultramontanismus oder Vernunft? Mittelalter oder neue Zeit? Unterdrückung oder Freiheit? Man mag sagen was

man will, es ist immer eine und dieselbe Frage, und ich begreife nicht, wie meinen lieben Landsleuten die Augen nicht aufgehen wollen, wie sie immer noch mit feuchtem, schwärmerischem Blick nach dem neuen Athen schauen mögen und über nicht zu bedeutender Genialität der einzelnen Künstler die verkehrte Richtung der Kunst im Ganzen übersehen. Timeo Danaos et dona ferentes — denke ich immer, so oft ich an München denke. Wir müssen von vornherein gegen Alles Mißtrauen hegen, was nicht eine ächte unmittelbare Blüthe des Volksgeistes ist. Wir, die Demokraten, müssen es, und, wenn wir auch dem geschickten Künstler die Hand voll Liebe und Bewunderung drücken, dem Systeme, für das er sich brauchen läßt, fluchen.

Laßt euch entzücken von dem Farbentone, von den Lasuren, von der Gruppirung, von den himmlischen Gesichtern; nehmt aber auch zu Zeiten Alles in Allem zusammen, überschaut sämmtliche Leistungen, wie mit Einem Blicke; ihr werdet dasselbe System, nur in Farben, finden, das sich in den stattlichen Einrichtungen zu unserem Schrecken offenbart. Ich beweine die großen Künstler, deren eigener Drang oft so gehemmt wird, die ewig und ewig in die Vergangenheit zurückflüchten müssen und dorther ihre Stoffe entlehnen, Heilige und Madonnen malen, an die sie nicht glauben, dem Tod Altäre bauen statt dem Leben. Die Münchener Kunst ist eine schöne Lüge, die Münchener Künstler sind Sclaven. Ich bin nicht der Letzte, der anbetet vor einer Composition von Cornelius oder Peter Heß, aber ich überwinde meine Liebe für das Einzelne, wenn mir

das Ganze so grauenhaft vor die Seele tritt. Freilich dient auf irgend eine Weise Alles dem Fortschritt, und so hat wenigstens die Technik der Malerei auch durch die Münchner Bestrebungen gewonnen. Aber was sollen denn alle diese unentdeckten Bindemittel, diese Wachs- und Harzmalereien — wenn sie nicht besser angewandt werden? Ich liebe die Künstler, ich hasse die Kunst — sollte sich jeder bei der Münchner Schule sagen, der sein Volk und den Fortschritt liebt. Aber leider! wie manche junge Autoren enthusiasmiren sich mündlich und schriftlich über diese christlich-antike Kunst! Marggraff schreibt seine Jahrbücher, Schorn sein Kunstblatt. Der Redakteur des Republikaners in Zürich, Herr Oberrichter Füßli, hat gleichfalls eine Arbeit über die Malerei in München begonnen. Wenn Republikaner sich zu Advokaten der letzteren aufwerfen, könnte man etwas stutzig werden. Ich bin recht begierig auf das Buch von Füßli, und werde nicht ermangeln, augenblicklich Nachricht davon zu ertheilen.

Der Münchner Schule, die man auch die epische genannt, (wodurch ihr eben für unsere Zeit, in der das Epos keine Wahrheit mehr hat, der Stab gebrochen wurde,) steht die Düsseldorfer, die subjective, die lyrische Schule gegenüber. „Das Bestehende in seiner reinsten Erscheinung bildet den Vorwurf ihrer Darstellungen, sie haben weder ihr Herz an die Götter der Vergangenheit, noch ihr Auge sclavisch an die strengen Linien der Antike verkauft, sie streben vielmehr mit glücklichstem Erfolg, die Schöpfungen der Kunst auf das Gebiet des modernen Bewußtseins zu versetzen."

So spricht sich Püttmann, der schon früher in einem Werkchen der Düsseldorfer Malerschule sich eifrigst angenommen, im rheinischen Jahrbuche aus; Uechtritz in seinem Buche „Blicke in das Künstlerleben zu Düsseldorf" hebt ungefähr das Gleiche hervor. Die Düsseldorfer sind frei und malen Alles, was sie malen, aus ihrer Seele heraus. Sie schmiegen sich innig den Zeittendenzen an und „suchen ihren Schutz im Volksgemüthe." In Beziehung auf das letztere verweist Püttmann namentlich auf die Gemälde Hildebrandts, z. B. „der Räuber," „der Krieger mit dem Kinde," „die Mährchenerzählerin," „der kranke Rathsherr," die durch die Lithographie jedermänniglich bekannt sind. Und ist etwa Lessings Pinsel nicht ein so guter Anwalt des Protestantismus, als die geistvollste Feder? (man betrachte nur einmal seine „Hussitenpredigt"). Wem haben die Jungen mehr zu verdanken — Wolfgang Menzel oder Bendemann? Ueberall, aus allen Gemälden der Düsseldorfer leuchtet uns das Auge der Zeit entgegen; und wenn sie zuweilen sich auch verirren und z. B. Gefühle und Empfindungen malen, die nur der Dichter oder Musiker ausdrücken kann, wenn auch manches Bild nicht durch und aus sich selbst verständlich ist, wenn es Manchem an der gehörigen Motivirung fehlt — die Düsseldorfer, nicht die Münchener sind es, von denen für die Kunst die nächsten Fortschritte zu erwarten. So wenig als Klöster und ihre Kirchen, werden die Münchener Helden und Heiligen Hebel für die Aufgaben unseres Jahrhunderts werden.

Staatsbibliothek Bamberg

SBB013401828141

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herwegh, Georg,

Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840

Belle-Vue, bei Constanz 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.216
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750764-0